

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JAN.-MÄRZ 1975  
HEFT 1**



# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur

26. Jahrgang Heft 1

Januar–März 1975

Herausgegeben

vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,  
Helmut Dölker, Peter Haag (†), Willy Leygraf,  
Helmut Schönnamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18,- geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,-. Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen Beziehern an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stuttgart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu richten; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungsdienst Aalen.

*Titelfoto: Blick auf die vorfrühlingshafte Leonberger Heide, ein Naherholungszentrum der jetzt durch Eingemeindungen stark vergrößerten Stadt Leonberg, das wegen der seit Jahren anstehenden Diskussion um Bebauungspläne in den Vordergrund des Interesses geschoben ist. In Leonberg wurde vor 200 Jahren der Philosoph FRIEDRICH WILHELM SCHELLING geboren, dem auch der Spitzenaufsatz dieses Heftes gilt (Foto Lückgens).*

## Inhalt

|                                                                          |    |
|--------------------------------------------------------------------------|----|
| SCHELLING und die Medizin .....                                          | 1  |
| Von HEINZ HERBERT SCHÖFFLER                                              |    |
| Freilichtmuseen: Warum? Wie? Wo? –<br>Wann endlich?! .....               | 10 |
| Von THOMAS BRUNE                                                         |    |
| Beinwil – Hirsaus kleinste Tochter in der<br>Schweiz .....               | 17 |
| Von SIEGFRIED GREINER                                                    |    |
| Herzogin MAGDALENA SIBYLLE und die<br>Frömmigkeit ihrer Zeit .....       | 21 |
| Von MARTIN BRECHT                                                        |    |
| JOHANN ZICK in Biberach .....                                            | 33 |
| Von KURT DIEMER                                                          |    |
| Volksstücke in Serienproduktion –<br>FRIEDRICH KAISER aus Biberach ..... | 36 |
| Von HERMANN BAUSINGER                                                    |    |
| Oberndorfer Fasnacht .....                                               | 39 |
| Von WERNER P. HEYD                                                       |    |
| Erinnerung an PAUL KÄLBERER .....                                        | 45 |
| Von WOLFGANG ZELLER                                                      |    |
| Keine Frage mehr? .....                                                  | 47 |
| Von WERNER LIPP                                                          |    |
| Das alte Stuttgart in den Jahren um<br>1815 .....                        | 48 |
| Was schreiben die anderen .....                                          | 53 |
| Buchbesprechungen und -hinweise .....                                    | 56 |
| Mitteilungen des Schwäbischen<br>Heimatbundes .....                      | 65 |
| Anschriften der Verfasser .....                                          | 82 |



## Schelling und die Medizin

Heinz Herbert Schöffler

*Vorbemerkung der Redaktion: Das Verhältnis der Schwaben zu ihren großen Söhnen ist – so darf man doch wohl sagen – ein sehr komplexes. Das zeigt u. a. das Beispiel des vor 200 Jahren am 27. Januar 1775 in Leonberg geborenen Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling. Von der Herkunft her gibt es keinen besseren «Urschwaben»: der Vater Diakon, die Vorfahren beider Eltern Pfarrer, daher der echt schwäbische Bildungsgang über das Tübinger Stift zusammen mit Hegel und Hölderlin, das Zerschlagen aller bisherigen Vorstellungen («Der orthodoxe Begriff von Gott kann nicht mehr gelten»), hinaus in die Welt. Leipzig, Jena, Würzburg, München, Erlangen, schließlich Berlin – die Heimat war unter den weiteren Lebensstationen Schellings nicht mehr darunter. Die erste Ehe mit Karoline, die in zweiter Ehe mit Schlegel verheiratet gewesen war, stellt den Höhepunkt in Schellings Leben dar. 1809 starb die genialste Frau der deutschen Romantik in Maulbronn: «... der unsägliche Schmerz der Trennung von einem so geliebten Wesen...».*

*Auch unsere Zeitschrift möchte des Jubilars Schelling gedenken, freilich unter einem ganz anderen Aspekt als dies herkömmlicherweise geschieht.*

Um des Gefeierten Bedeutung ins rechte Licht zu setzen, ist immer wieder jene Neujahrshundertnacht 1800/1801 erzählt worden, in der GOETHE, nachdem der Maskenball des Weimarer Hofes verauscht war, sich um Mitternacht mit einigen Gästen ins Nebenzimmer zu einem kleinen Gelage zurückzog; die Geladenen waren SCHILLER, SCHELLING und der noch ebenso junge Mineraloge HENRIK STEFFENS aus Norwegen. Das zweite Ereignis dieser Stunden, das dann Geschichte werden sollte, ist nicht ohne symbolischen Bezug zu jenem Symposion: wurde doch in eben jener Neujahrshundertnacht damit begonnen, den ersten Planetoiden zwischen Mars und Jupiter – bald danach Ceres genannt – zu entdecken. An eben diesem neuen Welt-Systemgenossen sollte sich wenige Jahre später bereits zeigen, daß man mit NEWTONS und GAUSSschen Theoremen besser planetarische Novitätenbahnen rechnen konnte, als mit der geistvolleren, spirituellen Art SCHELLINGS<sup>1</sup> und HEGELS<sup>2</sup>, das Sonnensystem sozusagen mit KEPLER-Augen

zu betrachten<sup>3</sup>. Der Schicksalsweg des anbrechenden Jahrhunderts liegt zwischen beiden Ereignissen symbolisch beschlossen; anheben wird es mit dem Begeisterungsturm um die neuen Naturphilosopheme der Romantik, enden wird es mit den harten Fakten mechanistisch-materialistischer Entseelung.

CAROLINE SCHLEGEL, bereits zweieinhalb Jahre später SCHELLINGS Frau, hatte damals persönlich bei GOETHE darum nachgesucht, daß dieses dann mehrtägig werdende Symposium zustande kam; hatte sie doch auf solchem Wege gehofft, den an Leib und Seele erkrankten SCHELLING an GOETHE sich wieder aufrichten zu lassen. Was aber war geschehen, daß der zuvor das ganze romantisch-philosophische Jena hinreißende junge SCHELLING zu ermüden drohte? CAROLINES Tochter aus erster Ehe, die eben 15jährige AUGUSTE BÖHMER, war vor fast sechs Monaten nicht ganz ohne SCHELLINGS Schuld an der Ruhr verstorben. Der in der vollen Kraft seiner naturphilosophischen Überzeugung auftretende Extraordinarius hatte den gerufenen Arzt vom Krankenbett AUGUSTES wohl verdrängt (wie es hieß) und mit seiner Rezeptur auf Fortsetzung des Opiums den Tod mehr nicht abwenden können als ihn direkt verursacht.

Diese – so muß uns heute scheinen – nicht ohne Übermut geschehene Handlung war dann just in den Wochen, als man SCHELLING zum Ehrendoktor der medizinischen Fakultät Landshut ernannte, hochgespielt worden. *Nun verhüte es der Himmel, daß ihn nicht der Unfall treffe, diejenigen, welche er idealisch heilte, reell zu töten, ein Unglück, das Schelling dem Einzigen zu Bocklet in Franken an M. B. wie böse Leute sagen, begegnete*, so hieß es in der Nummer 225 der Allgemeinen Literaturzeitung von 1802. Das Ereignis ist symptomatisch für zweierlei: Zum ersten befreit es uns gänzlich von der Meinung, die HARALD HOLZ<sup>4</sup> uns aufs neue suggerieren möchte: man müsse uns bewahren vor der noch immer in den meisten Köpfen spukenden Sage von dem beeinflussbaren Geist Schellings. Wer denn anders, als ein völlig von der damals herrschenden Modeströmung des





Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling.

Brownianismus Beeinflußter konnte so handeln, wie es hier in Bad Bocklet geschehen war? Zum zweiten sagt dies Ereignis mehr symptomatisch (zu einer faktischen Aussage wäre Einblick in Krankengeschichte und Rezeptur nötig) aus, was von dem System des Schotten J. BROWN auf medizinisch-praktischer Ebene zu halten ist: Dieses Heilsystem, dem nachgesagt worden ist, es habe durch seinen weitreichenden Einfluß mehr Tote verursacht als die ganze napoleonische Kriegsführung durch zwei Jahrzehnte, muß wohl endgültig als eines jener vielen Lehrgebäude der Medizingeschichte angesehen werden, die wirklich wegen ihres praktischen Versagens wieder verschwunden sind.

Was war da geistesgeschichtlich geschehen? Zweimal im achtzehnten Jahrhundert hatte Schottland die Deutschen in geradezu epidemische Begeisterung versetzt, das erste Mal mit jenen 1762 und 1763 erschienenen melancholisch-schönen Gesängen Ossians, die GOETHE im Werther «in Mode gebracht hat». Die Dichtungen, ein im Nachhinein eher unschuldig zu nennender Betrug des jungen armen Theologen McPHERSON, eroberten das Festland im Sturm. *Es ist schwer, ein Bild von dem Enthusiasmus*

*der Ossianbegeisterung zu zeichnen, die Europa überfiel, als die Texte bekannt wurden. Überall entstanden Nachdichtungen, über Nacht schien die Geschichte der europäischen Vorzeit um ihren allerwichtigsten Sänger bereichert.<sup>5</sup> Was sang er, der nun wie ein neuer HOMER Gefeierte? Er singt die Natur – aber in neuer Tonart: Noch eben hatte man über Klopstock geweint und über die Welt, die er aus den Worten des Evangeliums geschaffen, jetzt weinte man über Ossian. Darin liegt ein Stück Glaubensgeschichte. Aus der von Klopstock gezeichneten Natur hatte ein Gott gesprochen, der altvertraute Gott der Väter, in neuen Zeichen; aus Ossians Natur sprach kein Gott.<sup>6</sup> Lediglich Ruinen stehen in der von McPHERSON besungenen metaphysisch leeren Nacht. Die Ruine in der Dämmerung der Nacht als schottisches Dichtungsmotiv im Zeitalter der Empfindsamkeit – vor der Schwelle zur Frühromantik: Jetzt (1787) wird FRIEDRICH MATTHISSON seine «Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses» schreiben, jetzt wird GEORG FORSTER (1791) die Schrift von VOLNEY über die «Ruinen» übersetzen.*

Aber was hat das mit der zweiten schottischen Epidemie, dem Brownianismus zu tun? Nicht mehr zunächst als uns JOHN BROWNS System selber sagt: Nachdem zwei Jahrtausende lang alle Krankheit aus dem Mißverhältnis der Säfte – der schwarzen Galle, gelben Galle, dem Blut und dem Schleim des HIPPOKRATES – entstanden war, begann nun in den 1780 erschienenen «Elementa medicinae» des ebenso armen Theologen JOHN BROWN aus Edinburgh (der erst ein Jahr vor seiner Veröffentlichung Dr. Medicinae geworden war) das Nervensystem eine vordergründige Rolle zu spielen. Was ALBRECHT von HALLER bei seinen physiologischen Experimenten als Erregbarkeit und Reiz begegnet war und was WILLIAM CULLEN (dessen Kindern BROWN Lateinunterricht gab) als «Neurosis» bezeichnet hatte, geriet nun zu einer ganz einfach zu erlernenden und handzuhabenden Systematik von Erregbarkeit, im Innern eingegeben, und Reiz («Potenzen», von außen kommend); wenn beide am Ort des Organismus zusammentreffen, entsteht Erregung. Die einwohnende Erregbarkeit ist ein Leben lang sozusagen konstitutionell konstant, die äußeren «Potenzen» sind etwa Wärme, Luft, Kälte oder *Psychisches von der Ohrfeige bis zur Erholungsreise* (LEIBBRAND). *Diese Simplizität reißt einen leicht hin, man glaubt beim ersten Anblick, es sei die Simplizität der Natur, welche der glückliche Seher erfaßt und zum Nutzen unserer Wissenschaft dargestellt habe, meinte hierzu CHRISTOPH HEINRICH PFAFF damals als Jungmediziner, der «neugefundene» Ossian-Gesänge in seiner Erstlingsschrift (1792) soeben enthusiastisch begrüßt hatte.*



SCHELLING baute BROWNS Erkenntnisse 1799 – ein Jahr vor AUGUSTE BÖHMERS Tod – in den «Ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie» mit der Bemerkung ein: *Dies ist jenes wunderbare Verhältnis entgegengesetzter Faktoren, zwischen welchen das organische Leben gleichsam balanciert, ohne je aus ihm herauszutreten zu dürfen – ein Verhältnis, das Joh. Brown zuerst geahndet . . . Die Entdeckung dieses Verhältnisses ist einer der tiefsten Griffe in die organische Natur. Denn das Individuum nicht nur, sondern die ganze organische Natur schwankt zwischen jenen Grenzen.*<sup>7</sup> Je nach Verhältnismischung zwischen erregender Potenz und Erregbarkeit entstanden asthenische oder die seltenen sthenischen Krankheiten; letztere behandelte

man mit abführenden und schweißtreibenden Mitteln sowie Erzeugung von Brechreiz; die viel häufigeren asthenischen Krankheiten ging man an mit Alkohol, Opium, Äther, Kampfer, Quecksilber und Arnica. *Brown ist der Arzt unserer Zeit, notierte NOVALIS, die herrschende Konstitution ist die Zärtliche – die Asthenische.*<sup>8</sup> Nach dem Zeitalter der Empfindsamkeit nun die Ära der eigentlichen Frühromantik: *Der Astheniker wird zum Repräsentanten der Zeit.*<sup>9</sup> SCHELLING hatte keinen Grund, sich selbst zu den Asthenikern zu rechnen. Er stand zu dieser Zeit intensiv mit dem kurz-gedrungenen, stark aufstumpfend schreitenden FICHTE in Kontakt, der die Tathandlung des sich selbst setzenden Ichs als Aus-







Basrelief von THORWALDSEN für die 15jährige AUGUSTE BÖHMER (Original im THORWALDSENmuseum Kopenhagen). Sie starb plötzlich an einem tückischen Fieber in Bad Bocklet, wo sie mit ihrer Mutter, CAROLINE SCHLEGEL, verwitwete BÖHMER, der späteren Gattin

SCHELLINGS, einen Sommerurlaub verbrachte. Das Basrelief hatte SCHELLING in Auftrag gegeben. Es war jedoch nie an die Grabstelle in Bad Bocklet gelangt; angeblich hatte GOETHE abgeraten, das wertvolle Kunstwerk unter freiem Himmel aufzustellen.

gangspunkt dessen markiert hatte, was man seither die Philosophie des nachkantianischen deutschen Idealismus zu nennen pflegt. SCHELLING hatte, durch FICHTE angeregt, selbst Ich-philosophiert, die Welt des Idealen gemäß seinem jugendlichen Systemprogramm – einer Art genau abgesteckter philosophischer Lebensvorschau – durchmessen. In der nun folgenden Zeit des «Ersten Entwurfs» preist er diesen Griff BROWNS in die Natur. Sein eigenes Philosophieren soll solches Greifen sein: *Über die Natur philosophieren heißt die Natur schaffen . . . Die Natur als Produkt kennen wir also nicht. Wir kennen die Natur nur als thätig, – denn philosophieren läßt sich über keinen Gegenstand, der nicht in Tätigkeit zu versetzen ist.*<sup>10</sup> Auch diese Tätigkeits-Natur SCHELLINGS scheint jetzt – zumindest im kirchlichen Sinne – ohne Gott. *In der Tat wurde gerade Schelling dem kirchlichen Christentum so entfremdet, daß er dem oberflächlichen oder kirchlich eingegengten Blick geradezu als irreligiös erscheinen mochte. Es ist schwer zu sagen, wie weit er sich selbst noch als Christ fühlte.*<sup>11</sup>

Wer so mit dem Denkwillen «in die Natur greift», den treibt das Schicksal dazu, möglichst auch selber praktisch einzugreifen. Unter diesem Gesichtspunkt müssen wir SCHELLINGS Tätigkeit in Bamberg sehen, während der er bei seinen ärztlichen Freunden ADALBERT F. MARCUS und ANDREAS RÖSCHLAUB in dem vor wenigen Jahren erst neu be-

gründeten öffentlichen Krankenhause Vorlesungen vor Medizinern über seine Naturphilosophie hält. Zusammen mit A. F. MARCUS wird er drei Jahrgänge «Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft» 1806–1808 herausgeben. Schon zuvor (1803) hatte er sich in den «Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums» über die Medizin geäußert: *Dieselben Gesetze, welche die Metamorphosen der Krankheit bestimmen, bestimmen auch die bleibenden Verwandlungen, welche die Natur in der Produktion der verschiedenen Gattungen übt. Denn auch diese beruhen einzig auf der steten Wiederholung eines und desselben Grundtypus mit beständig veränderten Verhältnissen, und es ist offenbar, daß die Medizin erst dann in die allgemeine organische Naturlehre vollkommen sich auflösen wird, wenn sie die Geschlechter der Krankheiten, dieser idealen Organismen, mit der gleichen Bestimmtheit wie die ächte Naturgeschichte die Geschlechter der realen Organismen konstruiert, wo denn beide nothwendig als sich entsprechend erscheinen müssen.*<sup>12</sup>

Inzwischen hatte, wie wir aus diesen Worten sehen, die Naturphilosophie SCHELLINGS ihren krönenden Abschluß gefunden im Identitätssystem, das von dem Absoluten als einem produktiven Erkenntnisakt spricht, der sich selbst Stoff und Form zugleich ist. *Denn wir wollen nicht, daß die Natur mit den Gesetzen unseres Geistes zufällig zusammentreffe, sondern daß sie selbst notwendig und ursprünglich die*



Gesetze unseres Geistes nicht nur ausdrücke, sondern selbst realisiere und daß sie nur insofern Natur sei und Natur heiße, als sie dies tut. Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein. HEGEL spottete hierüber in dem Satz, SCHELLING belasse alles in träger Einfachheit; es sei nichts anderes als die Nacht, in der alle Kühe schwarz seien. WILHELM LEIBBRAND,<sup>13</sup> der bei CARUS Ähnliches findet, mildert dieses Dunkel der Kühe ab zu einem Helldunkel der Begrifflichkeiten, bei dem die Natur beseelt, die Seele naturnahe wird.

Und wenn es dahinkommt, daß das Besondere, in welchem das Wesen eines Weltkörpers, d. h. die unendliche Substanz sich als absolute, potenzlose Identität ausdrückt, nur der menschliche Organismus ist, dann wird man durchaus auch die Sprache verstehen, in der wir von SCHELLING mit den «chemischen Urstoffen» bekannt gemacht werden. In der durchaus materialistisch gefaßten Chemiatrie der vorangehenden Jahrzehnte hatte man mit J. B. T. BAUMES Gesundheit und Krankheit in den Volumvariationen von Sauerstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Phosphor entstehen und vergehen gesehen. IGNAZ PAUL VITAL TROXLER hatte schon 1803 in seinen «Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie» wie auch HENRIK STEFFENS seitenlang über die gegenseitigen Verhältnisse dieser Stoffe philosophiert und eine Art System dieser Elemente vorgelegt. In den «Jahrbüchern der Medizin als Wissenschaft» fügt SCHELLING nun diese Elemente in das Spannungsfeld seiner Identitätsphilosophie ein: *Die erste allen Dingen der Natur eingepflanzte Seele ist die Seele der Selbstheit; sie ist dasjenige Prinzip, vermöge dessen die Dinge am meisten in sich selbst zu seyn, in sich zusammenzuhängen, sich selbst fortzupflanzen trachten. Dieses Prinzip ist das noch am meisten der Schwere untergeordnete, das eigentliche Erdprinzip, von den Neueren durch Kohlenstoff angedeutet, das sich daher in den schwersten, starresten und cohärentesten Körpern, den Metallen und Pflanzen, ausbildet. Die andere der Materie eingeborene Seele ist die Seele des Lichtes, welche sich in der Materie durch das Zerfallen, die Auflösung der Cohäsion und Negation der Selbstheit ausdrückt. Dieses Prinzip ist das am wenigsten der Schwere untergeordnete Prinzip, von den Neueren durch Wasserstoff bezeichnet, dessen entferntere Regungen wir im Zerfallen der Erden erkennen, das aber in seiner Freiheit, da es allem Concreten entgegenwirkt, nur als Anderes geistig gleichsam durchziehend erscheinen, nicht aber sich selbst im Concreten ausbilden kann. Außer diesen beiden nothwendigen und streitenden Prinzipien läßt sich zur Vollendung nur das Dritte denken, welches aus dem Sonnen- und Erdprinzip zusammengeronnen, obgleich deshalb nicht bloße Synthese beider, sondern ebenso ur-*

*sprünglich als diese . . . dieses ist das Selbständigste, welches darum auch am meisten fähig ist, den göttlichen Samen der Ideen in sich aufzunehmen und sich in den vollkommensten Leibern auszubilden . . . dieses erscheint als das den drei Prinzipien der Natur gemeinschaftlich entgegengesetzte, dem der Selbstheit aber am meisten feindselige, als die verzehrende Feuerseele der Natur, von der Chemie als Sauerstoff wirksam erkannt, der wegen seines aktiven Widerstrebens gegen die erste Dimension auch als die andere Seite des Wasserstoffs betrachtet werden kann, wie der Stickstoff als die objektive, die verklärte Seite des Kohlenstoffs.*<sup>14</sup>

Die zweite Jahrhunderthälfte freilich hat solches verlacht und verspottet. Ihr waren derlei Gedanken Seifenblasen einer genialen Phantasie, grundfalsche Methode (MAX NEUBURGER), metaphysischer Schematismus (AUGUST HIRSCH), der bis auf die Darstellung die Wissenschaft verdorben hat (C. A. WUNDERLICH).

Kein Geringerer als der Medizinhistoriker WILHELM LEIBBRAND hat hier zur Besinnung aufgerufen. In seinem material- und geistreichen Buch «Die spekulative Medizin der Romantik» verfolgt er SCHELLINGS Ideen durch die modernen, teilweise namentlich von der Psychiatrie befruchteten Systeme. LEIBBRAND spricht von der Ich-Vertiefung, durch welche vor allem der Romantiker vom Barock-Menschen sich unterscheide. Wenn aber eine dem Objekt SCHELLING voll angemessene Betrachtungsweise ans Werk treten soll, so müßte sie diesen Punkt zweifellos, so scheint uns, stärker hervorkehren. Die Wirkung PLOTINS auf die Konzeption des Ichs als Tathandlung bei FICHTE, die Wirkung der PLOTIN-Lektüre auf NOVALIS, der ihn – wie wir erst seit zehn Jahren vermuten dürfen – an SCHELLING weiterempfahl, kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Nun darf erst, nach dem intensiven Durchschreiten voller Ich-Realisierung, der Schritt in die Identitätsphilosophie gewagt werden, wo sich SCHELLING unter anderem von KANT und FICHTE dadurch unterscheidet, daß er weit entfernt, auch das Ideale wieder bloß subjektiv (im Ich) zu setzen, er vielmehr diesem Idealen ein reelles Reales entgegensetzt – also zwei Prinzipien, deren absolute Identität Gott ist.<sup>15</sup> Das proportionierte Auf und Ab in diesem System, das Schreiten aus höheren in niedere «Dimensionen», die vor allem auch «Potenzen» genannt werden, ist nicht ohne Verwandtschaft zu jenen Analogiestrahlenleitern, die es schon im thomasisch-scholastischen System gegeben hatte. Von hier aus konnte es sogar gewagt werden, den «Thomismus als Identitätssystem» mit deutlicher Zielrichtung auf SCHELLING und den deutschen Idealismus aufzufassen.<sup>16</sup> Freilich ist der Brückenschlag aus dem Idealrealismus thomasi-



scher Prägung zu dem Idealrealismus bei FICHTE, NOVALIS und SCHELLING bis heute trotz GUSTAV SIEWERTHS Aufforderung dazu noch nicht durchgeführt worden.

Vor allem aber muß – um zu den für SCHELLINGS Anthropologie dadurch neugewonnenen Dimensionen vorzudringen – in die Betrachtung einbezogen werden, wie das Spiritualisierende dieser PLOTIN-Wirkung durchlebt worden ist, wir meinen: individuell-schicksalhaft durchlebt. Wir müssen uns hier ausdrücklich gegen eine Betrachtungsweise verwahren, die wie z. B. bei H. HOLZ von der Biographie des Philosophen vollkommen absehen möchte. Tathandlungen und die immer mit ihnen verbundenen Leidenshandlungen und Duldungen sind in diesem Sinne durchaus höhere Texturkunden! So wenig NOVALIS ohne die «Viertelstunde, die ihn» zu seinem «Schutzgeist» SOPHIE von KÜHN «bestimmte», gesehen werden darf, so wenig kann SCHELLING verstanden werden ohne CAROLINES Leben und Sterben.

Die Veränderung des Philosophierens wird, wie RUDOLF STEINER<sup>17</sup> unter Hinweis auf Äußerungen SCHELLINGS<sup>18</sup> bemerkt, schon drei Jahre vor CAROLINES plötzlichem Tod bemerkbar. SCHELLING hat jetzt (1806) zum ersten Mal BÖHME und OETINGER (über seinen Vater bei PREGITZER) angefordert. Die Veränderung geht, wie AUERLEN und LEESE hervorheben<sup>19</sup>, zuweilen bis in den Ausdruck. Unmittelbar nach dem Hingange CAROLINES wendet sich SCHELLING an PREGITZER selbst erneut wegen OETINGER. Über den unsagbaren Schmerz hinaus, der sich in SCHELLINGS Briefen kundtut, beginnt jetzt eine Beziehung, die nur verglichen werden kann mit jener stetigen Schutzgeist-Begleitung des vor zehn Jahren selber dahinsterbenden NOVALIS. *Durch den Tod Carolines ist Schelling wie Novalis durch den Tod der Sophie eine übersinnliche Wirklichkeit erschlossen worden.*<sup>20</sup> SCHELLING geht im folgenden Jahr in die Umgebung Maulbronn, *welche die letzten Erinnerungen der Geliebten enthält. Auf der Stelle fast, wo ich ihre letzten Blicke und süßen Worte empfang, habe ich einiges niedergeschrieben, das wohlgestimmten Seelen*<sup>21</sup> etwas bedeuten wird. Das Gespräch: «Clara – über den Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt» – übrigens SCHELLINGS poetischste Leistung und daher seine meistgelesene Schrift – zeigt das reale Wechselverhältnis des Menschen-Ichs mit der ganzen Natur: Jetzt ist es nicht mehr – wie nach dem Verlassen jener letzten KLOPSTOCKSchen Religion die Natur ohne Gott, die beweint wird – jetzt ist es nicht mehr die auch vom Menschen verlassene Ruine im Dämmerlicht der Nacht, die unsere Empfindsamkeit erregt. Jetzt ist es der Fall des



SCHELLINGhaus in Leonberg (ältere Aufnahme).

Menschen selbst aus der höheren Potenz des Geisterreichs, der den Werdegang der gesamten Natur aufzuhalten imstande ist. Nun griff aber der Mensch, verlangte, sehnte sich zurück in diese äußere Welt, und verlor darüber die himmlische, indem er nicht allein seinen eigenen Fortschritt, sondern den der ganzen Natur aufhielt.<sup>22</sup> Nun gibt es durch den Fall des Menschen, der dadurch den Gott verliert, nicht nur die entgotetete Natur, nicht nur die Ruine in der Natur, die er sehnsuchtsvoll besingt, jetzt folgt in den Worten SCHELLINGS die Steigerung der Ruinenseligkeit einer ganzen Epoche: *O nicht jene Trümmer uralter menschlicher Herrlichkeit, wegen welcher der Neugierige die Wüsten Persiens oder Indiens Einöden aufsucht, sind die eigentlichen Ruinen; die ganze Erde ist eine Ruine,*



worin Tiere als Gespenster, Menschen als Geister hausen, und worin viele verborgene Kräfte und Schätze, wie durch unsichtbare Mächte und wie durch den Bann eines Zauberers festgehalten sind. Wie Bauern um ein altes zerstört oder verzaubert Schloß herumschleichen mit ihrem Wünschrütthlein in der Hand, oder in die unterirdischen verschütteten Gemächer mit ihrem Lämpchen hineinleuchten, auch wohl Hebel und Brecheisen anlegen, in der Hoffnung Gold oder anderes Kostbares zu finden: So geht der Mensch um die Natur herum und in einige ihrer verborgenen Kammern hinein und nennt das Naturforschung . . .<sup>23</sup>

SCHELLINGS Krankheitsbegriff kann nicht ohne seine Anthropologie des Todes gesehen werden; diese wiederum ist ohne die Evolution des Menschen-Ichs im Werdeverband mit der Natur nicht begreifbar. Woher kommt Krankheit als aus Verdrossenheit zur Entwicklung, daher, daß die einzelne Kraft nicht mit dem Ganzen fort will, nicht dem Ganzen ersterben, sondern eigenwillig für sich sein?<sup>24</sup> Die Faktur ist der Natur entgegengesetzt; Faktur und Natur vermischt – getrennt – vereinigt hatte es bei NOVALIS zehn Jahre zuvor geheißen.<sup>25</sup> Die Krankheit kommt bei SCHELLING aus der Freiheit des Menschen-Ichs, die dem Bösen entwicklungsgeschichtlich zuneigen kann: Da Krankheit, Irrtum und Böses immer aus der Erektion eines relativ Nichtseyenden über ein Seyendes entsteht.<sup>26</sup> Krankheit wäre demnach bei SCHELLING ein Phänomen vor allem der moralischen Entwicklung. NOVALIS hatte es selbst erlebt: Das Ideal einer vollkommenen Gesundheit ist bloß wissenschaftlich interessant. Krankheit gehört zur Individualisierung<sup>25</sup>. Oder: Die Vermehrung der Krankheiten – Zeichen der höhern Kultur.<sup>25</sup> Aber: Vollständiges Ich zu seyn, ist eine Kunst – Man kann, und man ist, was man will. Man ist mehr oder weniger Ich, je nachdem man will.<sup>25</sup> Und SCHELLING zehn Jahre später: Die meisten Menschen scheuen sich vor der Freiheit, wie sie sich vor der Magie, vor allem Unerklärbaren, und besonders vor der Geisterwelt scheuen. Die Freiheit ist die wahre Geistererscheinung; darum wirft ihre Erscheinung den Menschen vor sich nieder; die Welt beugt sich ihr.<sup>27</sup> Der Tod selber aber ist die Erhebung in eine höhere Potenz, in eine wirkliche andere und höhere Welt.<sup>28</sup> Die wahre zweite Potenz fängt für den Menschen erst nach dem Tode an. Auch hier verfahren wir übrigens so, daß wir vom Leben anfangen; wir reden also zuerst noch vom Übergang des Menschen aus der ersten Potenz seines Lebens in die zweite, also vom Tode.<sup>29</sup> Dadurch also, daß der Mensch in sein eigenes A<sub>2</sub> (SCHELLINGS Ausdruck für eine höhere Potenz) versetzt wird, wird er also in die Geisterwelt versetzt. Hier findet also die Konstruktion der Geisterwelt ihre Stelle. Wie es eine Philosophie der Natur gibt, so auch eine Philosophie der Geisterwelt.<sup>30</sup> Am Ende der Stuttgarter

Privatvorlesungen heißt es dann, der Mensch trete durch den Übergang in die Geisterwelt in sein wahres Esse, in sein wahres Wesen.<sup>31</sup> Hatte die Antike hier das wunderbare Bild des Entschlüpfens eines Schmetterlings aus der Raupe, so entwirft SCHELLING in seinem Spätwerk einen anderen heilsamen Vergleich: Die andere Vorstellung würde eher geneigt sein, die Wirkung des Todes mit jenem Prozeß zu vergleichen, in welchem der Geist oder die Essenz einer Pflanze ausgezogen wird. So denkt man sich, daß in das Öl, das aus einer Pflanze gezogen wird, alle Kraft und alles Leben übergehe, das die Pflanze in sich hatte . . . Der Tod des Menschen möchte also nicht sowohl eine Scheidung, als eine Essentification sein, worin nur Zufälliges untergeht, aber das Wesen, was eigentlich der Mensch ist, bewahrt wird. Denn kein Mensch erscheint in seinem Leben ganz als der er Ist. Nach dem Tode ist er bloß noch Er selbst.<sup>32</sup> SCHELLINGS Hauptgegner in der späten Epoche seiner Philosophie, der Rationalist HEINRICH EBERHARDT GOTTLOB PAULUS, hatte dem Philosophen der Mythologie und der Offenbarung vorgeworfen, er habe wohl im Wesentlichen vergessen, daß am Anfang der Epoche des Idealismus doch die Tathandlung des Ichs gestanden habe. Auf was anderes deutet die angeführte Bemerkung SCHELLINGS aus der Philosophie der Offenbarung als auf die größte Tathandlung des Ichs, auf den Tod als die vollkommene Essentifikation des Menschen-Ichs. Selbst? Denn kein Mensch erscheint in seinem Leben ganz als der er Ist. Nach dem Tode ist er bloß noch Er selbst.

So weist sich SCHELLING durch seine letzten Endes von PLOTIN über NOVALIS und FICHTE auf ihn gekommene Ich-Philosophie wie auch durch seine Identitätsphilosophie, vor allem aber durch seine im eigenen Schicksal tief empirisch verankerte Todesphilosophie vor uns aus als Ideal-Realist schlechthin; was jetzt mehr besagen möchte, als daß er Ideales und Reales als Antithese im Absoluten (getrennt-identisch) habe zusammen greifen wollen. Er gehört, vor allem auch noch durch seine Distanz zu KANT weit entfernt, auch das Ideale wieder bloß subjektiv (im Ich) zu setzen, vielmehr diesem Ideale ein reelles Reales entgegensetze<sup>33</sup> mit PLATO, PLOTIN, PROKLOS, THOMAS von AQUIN zur nicht-nominalistischen, eben zur idealrealistischen Strömung der Geistesgeschichte. In der Verknüpfung der Individualentwicklung mit der Gesamtevolution, wie sie bei SCHELLING besonders seit 1804 gedanklich vollzogen werden kann und wie sie in der nur so zu nennenden Todesphilosophie um 1809–1810 weiter ausgebaut wird, kann nicht zu unrecht noch ein anderes philosophiegeschichtliches Vorbild entdeckt werden. H. HOLZ meint: So legt sich hier mehr noch



als das von Plotin das System des Origenes nahe, namentlich wenn man bei Origenes an die Praeexistenz des Logos als des Urbildes und des Inbegriffs der Vollkommenheit der Schöpfung, d. h. aber dann von deren vollkommensten Teil, der Menschheit, denkt.<sup>34</sup>

So ist auch die Krankheitslehre SCHELLINGS weit hinausgewachsen über die Dimensionen, die sie in der Zeit der Naturphilosophie angenommen hatte. Dort erschien sie als Angelegenheit zwischen Nerv und Grund-Konstitution, als Reizmechanismus zwischen Bios und Psyche, als ein Reaktionsschema von momentan-empirischer Störung und Entstörung. Namentlich durch die Begegnung mit spätantiker Theologie und neuplatonischer Philosophie, besonders aber unter der vertiefenden biographischen Selbst-Erfahrung des Todesphänomens wandelt sich SCHELLINGS Krankheitsbegriff zu einer Entwicklungspathologie in der Freiheit zum Geiste oder zum Bösen, die nur und auch in ständiger Wechselwirkung mit der Natur zu verstehen ist. *Die ganze Erde ist eine Ruine. Woher kommt Krankheit als aus Verdrossenheit zur Entwicklung?*

Die Wirkungsgeschichte SCHELLINGS im medizinischen Bereich zu schildern ist verschiedentlich unternommen worden. Wir müssen uns aber klar darüber werden, daß eine fundierte breitere Darstellung immer noch aussteht. Als Erster hat ARTHUR WERNER<sup>35</sup> in seiner bei SUDHOFF entstandenen Dissertation die stattliche Reihe von 58 Autorennamen der unmittelbaren SCHELLING-Schule auf medizinisch-naturwissenschaftlichem Felde jeweils mit subjektiver Bibliographie zusammengetragen; unter denen sind IGNAZ PAUL VITAL TROXLER, HEINRICH STEFFENS, GOTTLIEB HEINRICH SCHUBERT, LORENZ OKEN, FRIEDRICH NASSE, CARL GUSTAV CARUS, KARL FRIEDRICH BURDACH und JOHANN Malfatti die Bekanntesten geblieben. IGNAZ PAUL VITAL TROXLER, den SCHELLING auf dieselbe verschwiegene Weise zu zitieren pflegt wie JAKOB BÖHME und FR. CHR. OETINGER (diese waren ihm «die Älteren», jener gehört zu den «Neuren»), war es schon bald gelungen, in der Wiener Wohnung JOHANN Malfattis eine ganze «Gesellschaft der Ärzte» und somit die erste Wiener medizinische Schule mit dem Geiste SCHELLINGS zu inokulieren. TROXLERs Bedeutung als Verpflanzer naturphilosophischer Lehre auf Wiener Boden ist bisher überhaupt nicht in den Blick gefaßt worden.<sup>36</sup> LORENZ OKEN ist als Mitbegründer der Naturforscher- und Ärztesgesellschaft wie als Entdecker der nachmals von GEGENBAUR weiter gepflegten Wirbelknochen-Schädelmetamorphose gleich bekannt geworden; KARL F. BURDACH lebt in der anatomischen Nomenklatur der aufsteigenden Rückenmarkstränge ebenso un-

vergessen fort wie der feinsinnige CARL GUSTAV CARUS, dem zu Ehren man noch heute Akademien und Stiftungen nach ihm benennt.

Aber alle Schülerschaft SCHELLINGScher Naturphilosophie konzentriert sich wie in einer hellen Sammelrinne in der Person JOHANNES MÜLLERS, der als Lehrer der nachfolgenden Generation – RUDOLF VIRCHOWS und E. DU BOIS-REYMONDS voran – den weitesten Einfluß ausüben sollte.

Gewöhnlich wird der Sachverhalt so dargestellt<sup>37</sup>, als sei die ganz unter dem Einfluß der Naturphilosophie stehende Dissertation J. MÜLLERS («Sistens commentarios de Phoronomia animalium», 1822), die das System der Vitalität auf SCHELLINGSche Manier untersucht, eine bedeutende Verirrung. Daß aber der Lehrer einer Generation von harten Empirikern sein ganzes Leben lang Schüler des Ideal-Realisten SCHELLING geblieben ist, hat A. WERNER mit überzeugender Deutlichkeit bereits 1909 dargestellt. Die öffentliche Bonner Vorlesung «Von dem Bedürfnis der Physiologie nach einer philosophischen Naturbetrachtung» (1825) gibt davon ebenso Zeugnis wie die «Vergleichende Physiologie des Gesichtssinnes» von 1826.

Aber noch sein bekanntes Handbuch der Physiologie (1840–1844) baut die Lehre vom Lebendigen ganz auf die platonisch-aristotelisch realistische Ideenlehre, welche ja die Gestalt des Organismus als eine wirkende Ursache erkennt. Bis in die Vorstellungen der seelischen Intentionalität hinein ist MÜLLERS Physiologie nur auf dem Hintergrund dieses Ideal-Realismus zu sehen, der ihm unmittelbar durch SCHELLING tradiert worden ist. Der Bruch im Entwicklungsgange des naturwissenschaftlichen Weltbildes liegt nicht in der Biographie JOHANNES MÜLLERS selbst, wie dies gewöhnlich so dargestellt wird<sup>38</sup>, der Bruch liegt erst zwischen MÜLLER und der nachfolgenden Generation.

Wenn etwa RUDOLF VIRCHOW im Todesjahr SCHELLINGS gegen JOH. NEPOMUK RINGSEIS, den RÜSCHLAUB-Schüler, den Reformator des Bayrischen Sanitätswesens, die bedeutungsschweren Sätze schreibt: *Auch ich habe garnichts dagegen einzuwenden, statt des Bewußtseins die Seele einzusetzen, aber ich erkenne zugleich an, daß sich über die Natur dieser Seele empirisch nichts weiter sagen läßt. Hier gestehe ich dem Einzelnen das Recht zu, seinem individuellen Bedürfnis gemäß dogmatische oder metaphysische Sätze aufzunehmen oder zu entwickeln; nur verlange ich, daß diese Sätze Anderen nicht aufgedrungen werden sollen.*<sup>39</sup> LEIBBRAND hat hier zu Recht die Entwicklungslinie über den Wiener Physiologen ERNST BRÜCKE zu SIGMUND FREUD und zu CARL GUSTAV JUNG hin weitergezeichnet und die moderne Psychiatrie als einen



Haupterben FR. W. J. SCHELLINGS bezeichnet.<sup>40</sup> Das Verhältnis SCHELLINGS zu HAHNEMANN ist vor allem aus Mangel an Quellen schwerer zu umreißen.<sup>40–45</sup> Auch müßte hier tiefer ausgeholt werden und versucht werden, noch mehr das in der Anschauung der Zeit liegende Gemeinsame als das eigentlich Verbindende aufzuzeigen. ERNST BENZ' Studien über den Melissenversuch FR. CHR. OETINGERS<sup>46</sup>, der bei SCHELLING eine so große Rolle bis in seine Spätschriften spielt, wäre hier wohl ein bedeutender Anknüpfungspunkt. Das Wesen, das

SCHELLINGS Grabmal in Bad Ragaz.



Essentielle der Pflanze stellt sich erst in der Destillation – sozusagen postexistentiell – dar. Der Mensch ist erst nach dem Tode «ganz Er Selbst», der Tod ist die Essentifikation des Menschen Selbst. So wird in der Destillation das geistige Wesen, ganz im idealrealistischen Sinne, (wie auch bei JOHANNES MÜLLER völlig «frei von mythischer Physiologie») freigesetzt. So hat HAHNEMANN freilich erst später nach seinem Chinarindenversuch 1796<sup>47</sup> davon gesprochen, daß *es hierdurch ungemein wahrscheinlich wird, daß die Materie mittels solcher Dynamisationen sich zuletzt gänzlich in ihr individuelles geistartiges Wesen auflöse und daher in ihrem rohen Zustande, eigentlich nur als aus diesem unentwickelten Wesen bestehend betrachtet werden könne.*

Das wäre, wenn schon von TISCHNER angenommen wird, daß HAHNEMANN kaum vor 1806 von SCHELLING Notiz genommen hätte, bereits der SCHELLING der Philosophie der Freiheit oder gar der Stuttgarter Privatvorlesungen. Daß HAHNEMANN von SCHELLING Notiz genommen hat, ist sicher, denn er hat sich im Jahre 1808 einmal gegen das Spekulative der Naturphilosophie gewandt<sup>48</sup>. Ob der Potenzbegriff HAHNEMANNs SCHELLINGS Potenzbegriff genähert werden darf? Von Potenzen sprach zu BROWNS Zeiten jeder, der Einwirkungen eines äußeren Agens auf den Organismus bezeichnen wollte. HAHNEMANN spricht von Potenzen erst seit 1827, als SCHELLING längst an der Philosophie der Mythologie arbeitet. Aber TISCHNER bemerkt feinsinnig, daß sowohl HAHNEMANN als auch SCHELLING den Begriff Potenz in zweierlei Bedeutung brauchen – einmal als «Wirkungsmöglichkeit» schlechthin, dann aber als Stufen von Erscheinungen.

Doch alle solche Erörterungen bleiben angesichts der Essentifikation zum idealrealistischen Begriff der Geistgestalt mehr oder weniger akzidentell. Sicher ist, daß Autoren wie G. KIENLE<sup>49</sup> und D. LAUENSTEIN<sup>50</sup>, die ausdrücklich auf den Schelling-Schüler JOHANNES MÜLLER verweisen, den richtigen analytischen Weg beschreiten, wenn sie angesichts der gegenwärtig aktuellen Auseinandersetzung zwischen «naturwissenschaftlicher», «schulmedizinischer» Methode mit den sogenannten «Außenseitermethoden» auf den Weltanschauungskampf zwischen Nominalismus und Idealrealismus als Hintergrund hinweisen. In der Charakterisierung des Nominalismus formulieren sie: *Die prinzipielle Ablehnung von Gestalt- und Seinsbegriffen der Ideenlehre ist kein wissenschaftliches Ergebnis, sondern der Ausdruck einer auf eine bestimmte Methode festgelegten Weltanschauung. Die heute weithin bestehende Tendenz, wissenschaftliche Begriffe und Zusammenhänge nur dann als geklärt anzusehen, wenn sie dem Ideal*



der mechanischen Kausalität nahekommen, entspricht keinem umfassend wissenschaftlichen Standpunkt. Und: In die Auseinandersetzung zwischen angeblich allein «wissenschaftlicher Medizin» und den sogenannten «Außenseitermethoden» spielt immer noch der mittelalterliche Weltanschauungskampf zwischen Nominalismus und Idealrealismus unter anderem Namen und in anderem Gewande herein.

Damit wäre aber SCHELLING unmittelbar im Gegenwartsgeschehen der Entwicklung einer über die Naturwissenschaft hinausreifenden Medizin voll präsent. Konnte man noch 1954 zum 100. Todestag des «Ersten Denkers Deutschlands» in einem medizinischen Fachblatt sagen: *Es wird manchem Arzt der Gegenwart kaum glaubhaft erscheinen, daß Probleme, die hier (in W. KRETSCHMERS Aufsatz über SCHELLING in der Deutschen medizinischen Wochenschrift 1954) geschildert werden, vor nur hundert Jahren die deutsche Medizin bewegt haben*, so muß heute zum 200. Geburtstag mit erhöhtem Ernst auf die mahnende Geistgestalt SCHELLINGS als eines Idealrealisten hingewiesen werden, die in den gegenwärtig erst anhebenden Kampfausinandersetzungen noch manches Wort wird mitzusprechen haben.

## Anmerkungen

<sup>1</sup>SCHELLING, BRUNO (1802). I, 4; 260–282. Ferner: Spekulative Bedeutung der (KEPLERischen) Gesetze des allgemeinen Weltbaus. I, 4; 432. Ferner I, 4; 450–504. SCHELLING wird in dieser Arbeit zitiert nach der Gesamtausgabe seiner sämtlichen Werke hrsg. v. KARL FRIEDRICH AUGUST SCHELLING, Stuttgart 1856–61. <sup>2</sup>HEGEL. Dissertatio philosophica de Orbitis Planetarum. 1801. <sup>3</sup>E. OESER. SCHELLINGS spekulative Rekonstruktion der KEPLERschen Planetengesetze. In: Philosophia naturalis 14 (1973) S. 136–155. <sup>4</sup>H. HOLZ. Spekulation und Faktizität. Zum Freiheitsbegriff des mittleren und späten SCHELLING. 1970. S. 109, Anm. 10. Mit diesem Buch, dessen Apparat im übrigen nicht zwischen CAROLINE von GRÜNDERODE (sic!) und CAROLINE SCHELLING zu unterscheiden weiß, soll uns der Einfluß von «obskuren Quellen», von Vertretern aus «philosophischen Unterströmungen», gemeint sind JAKOB BÖHME und FRIEDRICH CHRISTOPH OETINGER, (der stets als J. CHR. OETINGER zitiert wird) zugunsten neuplatonischer und patristischer Quellen ausgedrückt werden. SCHELLING« hat nicht nur im allgemeinen in jeder Phase seines Philoso-

phierens immer den Blick auf Philosophen gerichtet, die anerkanntermaßen zu den Großen gehörten.» HOLZ, der sonst auf Vollständigkeit bedacht ist, führt J. TAUTZ an keiner Stelle an, auch kennt er offenbar nicht den Brief Plitt II 1 PREGITZERS an SCHELLING, aus dem hervorgeht, daß SCHELLING unmittelbar nach dem Tode CAROLINES nochmals um Übersendung von OETINGER-Werken gebeten hat (er hatte schon 1806 einige erhalten). Uns zeigen J. BÖHME und OETINGER Größe genug, um einem Philosophen wie SCHELLING einiges sagen zu dürfen. Für die Fülle von Hinweisen auf Patristik und Neuplatonismus sind wir dankbar, wie wir in diesem Aufsatz nochmals zu bekräftigen Gelegenheit nehmen werden.

<sup>5</sup>H. SCHÖFFLER sen. Ossian. Hergang und Sinn eines großen Betrugs. Goethe-Kalender 1941, 123–162. <sup>6</sup>ebda. S. 144. <sup>7</sup>SCHELLING. I, 3; 232.

<sup>8</sup>NOVALIS II, S. 604, Nr. 365 zit. n. H. SOHNI. Die Medizin der Frühromantik. 1973. <sup>9</sup>W. LEIBBRAND (1953) zit. n. H. SOHNI. <sup>10</sup>SCHELLING. I, 3; 13.

<sup>11</sup>H. ZELTNER. SCHELLING. 1954. S. 19. <sup>12</sup>SCHELLING. I, 5; 341 f. <sup>13</sup>W. LEIBBRAND. Die spekulative Medizin der Romantik. 1956. S. 167.

<sup>14</sup>SCHELLING. I, 7; 280 f. <sup>15</sup>Brief an Justizrat GEORGII, den «letzten Württemberger», in dessen Gartensaal die «Stuttgarter Privatvorlesungen» stattfanden. 18. Febr. 1810, Plitt I, 196 ff. <sup>16</sup>G. SIEWERTH. Der Thomismus als Identitätssystem. 1939. <sup>17</sup>Vortr. v. 6. 9. 1918. SCHMIDT Nr. 3554.

<sup>18</sup>SCHELLING. I, 7; 119 f. <sup>19</sup>K. LEESE. Von JAKOB BÖHME zu SCHELLING. 1927, S. 39 f. <sup>20</sup>J. TAUTZ. SCHELLINGS philosophische Anthropologie. 1939. S. 71. Vgl. dazu H. SOHNI über NOVALIS: «... nach dem Sophien-Erlebnis, das ihm die Erfahrung außersinnlicher Wahrnehmung brachte» (a. a. O. S. 192).

<sup>21</sup>Plitt I, S. 211. 27. Mai 1810. <sup>22</sup>SCHELLING. I, 9; 32. <sup>23</sup>SCHELLING. I, 9; 33 f. <sup>24</sup>SCHELLING. I, 9; 36. <sup>25</sup>zit. n. H. SOHNI. <sup>26</sup>SCHELLING. I, 7; 467.

<sup>27</sup>SCHELLING. I, 9; 39. <sup>28</sup>SCHELLING. I, 9; 62. <sup>29</sup>SCHELLING. I, 7; 474. <sup>30</sup>SCHELLING. I, 7; 478.

<sup>31</sup>SCHELLING. I, 7; 475. <sup>32</sup>SCHELLING. II, 4; 207. <sup>33</sup>Plitt II, S. 198. <sup>34</sup>H. HOLZ a. a. O. S. 56. <sup>35</sup>A. WERNER. SCHELLINGS Verhältnis zur Medizin und Biologie. Diss. Leipzig 1909 Nr. 3082. <sup>36</sup>E. LESKY. Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert. 1965. S. 101. <sup>37</sup>Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte. Hrsg. v. A. HIRSCH. <sup>38</sup>Redaktionelle Vorbem. zu W. KRETSCHMER, Deutsche medizinische Wochenschrift 1954. <sup>39</sup>Virchows Archiv 7 (1854) S. 27. <sup>40</sup>R. TISCHNER. Geschichte der Homöopathie. 1939. S. 276 ff., 371 ff., 386 ff., 409 f.

<sup>41</sup>R. TISCHNER. Werden der Homöopathie. 1950. <sup>42</sup>W. LEIBBRAND. Spekulative Medizin der Romantik. 1956. Ferner: Heilkunde. Eine Problemgeschichte der Medizin. 1953. <sup>43</sup>W. L. v. BRUNN. Homöopathie als medizinisch-geschichtliches Problem. Sudhoffs Archiv 48 (1964), S. 137–156. <sup>44</sup>H. HENNE. Quellenstudien über SAMUEL HAHNEMANNs Denken und Wirken. 1963. <sup>45</sup>R. TISCHNER. HAHNEMANN und SCHELLING. Sudhoffs Archiv 30 (1937) S. 98–112. <sup>46</sup>E. BENZ. Theogonie und Wandlung des Menschen bei SCHELLING. Eranos-Jahrb. 23 (1954) S. 305–364. <sup>47</sup>S. HAHNEMANN. Organon 6. Aufl. (1841). § 270, Fußnote. <sup>48</sup>S. HAHNEMANN. Über den Wert der spekulativen Arzneisysteme, besonders im Gegenhalt der mit ihnen gepaarten, gewöhnlichen Praxis. Allg. Anzeiger der Deutschen. Gotha 1808. <sup>49</sup>G. KIENLE. Arzneimittelsicherheit und Gesellschaft. 1974. S. 226. <sup>50</sup>D. LAUENSTEIN. Das Ich und die Gesellschaft. 1974. S. 289 ff. u. 304 ff.

## Freilichtmuseen

### Warum? Wie? Wo? – Wann endlich?!

Thomas Brune

Nach so richtig ursprünglichen Bauernhöfen und Dorfansichten muß man auch in manchen Gegenden Südwestdeutschlands heute schon ziemlich lange suchen. Ehemals von Fachwerk gegliederte Fassaden sind mit Eternitplatten verkleidet; die kleinen, gegliederten Fenster sind ersetzt durch große Glasflächen mit Plastikrolläden, das geteilte Scheunentor wurde abgelöst durch ein Garagentor.

Und neben der neuen verglasten Eingangstür: bunte Glasbausteine. Wo früher die Miste dampfte, steht auf einem Fleckchen gepflegten Rasens zwischen zwei Blumenrabatten – eine Schubkarre mit Geranien.

Solche – auch im Rahmen von sogenannten Dorfverschönerungen – modernisierten Häuser prägen das Dorfbild landauf, landab. Die Dörfer als bäuer-



liche Wohn- und Arbeitsstätten haben sich zunehmend in Arbeiterwohngemeinden verwandelt. Hier und dort ist sogar der noch bewirtschaftete Bauernhof im Ortskern zum lästigen Fremdkörper geworden: Stalldüfte und Miste werden zum Ärgernis im ehemaligen Bauerndorf; die Nachbarn sind erst zufrieden, wenn dieser Hof an den Ortsrand ausgesiedelt wird. Aber auch wer im Ortskern verbleiben kann, muß rentabel wirtschaften – und das bedeutet: er muß modernisieren und also umbauen. Die alte Scheuer ist schon lange zu klein, die Wohnung über dem Stall nicht gerade hygienisch; und der Stall selbst entspricht auch längst nicht mehr den Vorschriften und Notwendigkeiten moderner Viehhaltung. Umbauen, modernisieren – am besten vergrößern: Fachwerk wird abgelöst durch Fertigbau.

So verschwinden alte Fassaden und ganze Bauernhäuser, Zeugen alter Bau- und Zimmermannskunst; aber auch Zeugen jahrhundertealter bäuerlicher Kultur und Lebensweise. Die alten Häuser ließen noch deutlich erkennen, wer in ihnen lebte – und wie: als Gutsbesitzer oder Bauer, als Seldner oder Tagelöhner. Die neuen verweisen nur noch auf genormte Zweckmäßigkeit und wiederholen die Muster vorgeblich repräsentativer Selbstdarstellung.

Man wird auch in fünfzig oder hundert Jahren sicher noch jede Menge Burgen, Schlösser und Klöster aus dem Mittelalter besichtigen können, aber man muß damit rechnen, daß man dann eine Anschauung alter Scheunen und Ställe, früherer Bauern- und Handwerkerhäuser – und seien sie auch nur aus dem 18. Jahrhundert – allein noch aus Büchern gewinnen kann. Und das, obwohl sie Zeugen aus dem Leben eines Standes sind, der vor gar nicht allzu langer Zeit noch die Mehrheit der Bevölkerung gebildet hat.

Bäuerliches Gerät, Kupfertöpfe und Spinnräder, aber auch Sichel und Dreschflegel hat man schon länger und an vielen Orten in den Heimatmuseen gesammelt. Hier und dort gab es jedoch damit nicht zufrieden: man wollte ganze Häuser und Siedlungsformen aufbewahren und überliefern. So begann man schon 1891 in Schweden mit der Errichtung des ersten Bauernhaus- oder Freilichtmuseums auf der Insel Skansen bei Stockholm. 1936 wurde das erste größere deutsche Freilichtmuseum dieser Art im oldenburgischen Cloppenburg eröffnet.

Das Verfahren ist überall mehr oder weniger das gleiche: zum Abbruch bestimmte Bauern- und Handwerkerhäuser, Scheunen, aber auch Mühlen und Backhäuser werden nach sorgfältiger Bauauf-

nahme zerlegt; ihre Einzelteile werden – restauriert und konserviert – auf einem geeigneten Gelände wieder zum ursprünglichen Gebäude zusammengesetzt, so daß sie sich dort im Laufe der Zeit zu einem Museumsdorf zusammenfügen. Mittlerweile gibt es Freilichtmuseen in den meisten Bundesländern und nicht selten auch im Ausland. Im ehemals badischen Landesteil ist in Gutach im Anschluß an den Vogtsbauernhof ebenfalls ein solches Museum entstanden – oder richtiger: immer noch in der Weiterentwicklung. Der ehemals württembergische Landesteil mit seiner reich gegliederten Landschaft zwischen dem Hohenloheschen und Oberschwaben, zwischen Härtsfeld und Schwarzwald hat dagegen nichts aufzuweisen, was die Aufgabe eines Freilichtmuseums auch nur in Ansätzen erfüllt: *Es geht um die dokumentarische Bewahrung der Lebenswelt ländlich-bäuerlicher Kultur durch die in ein geschlossenes Territorium übertragenen Realobjekte. Auch das Haus des kleinen Mannes, die Welt des Alltags und der Arbeit, wie sie sich in den traditionellen Formen gefunden, gebildet und entwickelt haben, sind denkmalwürdig, sind aussagekräftig und sind wert, in ihren letzten Exemplaren der Nachwelt erhalten zu bleiben.* So HANNES KOREN 1962 bei der Gründung des österreichischen Freilichtmuseums bei Graz.

Knapp ein halbes Jahr später – im Juni 1963 – trat der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND für ein baden-württembergisches Freilichtmuseum ein und wandte sich auf Initiative seines damaligen Vorsitzenden WALTER KITTEL mit einem Antrag an die Landesregierung: *Die Bauten unserer alten Hauslandschaften sind zum Aussterben verurteilt. Strukturelle Wandlungen, betriebliche Umstellungen und Sanierungen in Stadt und Land greifen zwangsläufig in den alten Bestand ein. Bald wird kein Bauernhaus, kein älteres Wohn- und Wirtschaftsgebäude in seiner ursprünglichen Form mehr bestehen, weil dieses den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht. Auch Einrichtungen von alten Dorfschmieden, Hammerschmieden, Mühlen, Walkmühlen, Papiermühlen, Blaufärbereien, Töpfereien und dergleichen werden in kürzester Zeit ganz verloren sein.*

*Es sollte versucht werden, in letzter Minute gute Beispiele alter Haustypen zu retten, außerdem Stätten handwerklicher und gewerblicher Betriebe der vergangenen Jahrhunderte als Vor- und Frühformen der einheimischen industriellen Entwicklung. Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND hält es deshalb für notwendig, daß auch in Baden-Württemberg, wie in anderen Bundesländern, dafür ein Freilichtmuseum geschaffen wird . . . Die Landesregierung von Baden-Württemberg möge prüfen, auf welche Weise in Baden-Württemberg möglichst bald ein Freilichtmuseum geschaffen werden kann.*

Und tatsächlich konnte WALTER KITTEL in Heft



1964/3 der «Schwäbischen Heimat» optimistisch berichten: *Nach verschiedenen Besprechungen wurde vom Staatsministerium erfreulicherweise die Berechtigung dieses Wunsches grundsätzlich anerkannt. Man berief damals eine Kommission; das Kultusministerium forderte die an der Errichtung eines Freilichtmuseums interessierten Gemeinden und Kreise auf, sich zu melden und Standorte und geeignete Gelände vorzuschlagen. Man erarbeitete eine Vorlage für den Ministerrat.*

Doch bis heute, in genau zehn Jahren, ist immer noch nichts geschehen – aber auch gar nichts! Und warum? Der zuständige Referent im Stuttgarter Kultusministerium, Ministerialrat HERTER, sieht die Zusammenhänge so: *Das Kultusministerium hat im Jahre 1965 dem Ministerrat einen Vorschlag gemacht. Dieser Vorschlag wurde vom Ministerrat damals nicht behandelt. Es ist ja bekannt, daß seinerzeit ein Abschwung der Konjunktur erwartet worden ist. In der Zwischenzeit hat das Kultusministerium mehrmals einen Anlauf genommen, um einer Verwirklichung wieder näherzutreten zu können; aber diese Versuche sind im Vorfeld des parlamentarischen Raums steckengeblieben. Der Hauptgrund dafür, daß ein Freilichtmuseum noch nicht verwirklicht ist, ist der, daß die Frage der Finanzierung noch ungeklärt ist.*

In der Zwischenzeit sind weiterhin bäuerliche Kulturdenkmale abgegangen. 1968 kam WALTER KITTEL nach dem Besuch im westfälischen Freilichtmuseum bei Detmold zu der fast resignierenden Feststellung: *Vielleicht werden wir in einem Jahrzehnt endgültig die Gelegenheit versäumt haben und dann unseren Schulen und Lehrern, unseren Volkskundlern und Geschichtsforschern und den an solchen Dingen interessierten Ferienreisenden überhaupt einen Besuch im Rheinland oder in Westfalen empfehlen müssen, wenn sie noch alte Bauernhäuser sehen wollen . . . ?!* Nur werden sie dann keine schwäbischen und fränkischen Bauten dort vorfinden, die vielleicht oft nicht so großzügig sind wie manche westfälischen, aber eben ganz anders und von einer besonderen landschaftsgebundenen Eigenart.

Auch im Kultusministerium scheint man heute nicht mehr gerade glücklich darüber zu sein, wie die Dinge bisher gelaufen sind – oder eben nicht gelaufen sind. Es ist vollkommen richtig, daß man sich mit der Frage der Errichtung eines Freilichtmuseums nicht mehr allzuviel Zeit lassen kann, denn jedermann sieht, daß die bäuerliche Struktur, daß die Struktur der Landwirtschaft, daß auch die Struktur der gewerblichen Wirtschaft auf dem Lande in einem Umbruch begriffen ist. Viele Bauernhöfe, schöne Fachwerkbauten sind in einem solchen Zustand, daß man sie nicht mehr allzulange erhalten kann. Es ist heute die Frage, ob man im Jahre 1965 richtig gehandelt hat, die Sache aus finanziellen Gründen

zurückzustellen. Man wird – auf einen kurzen Nenner gebracht – sagen können, daß andere Länder hier dem Lande Baden-Württemberg gegenüber voraus sind, und daß in Baden-Württemberg ein Nachholbedarf in dieser Beziehung besteht (Ministerialrat HERTER).

Doch zum Glück gab und gibt es mittlerweile, wenn auch vereinzelt und ziemlich zufällig, einige örtliche Initiativen, die hier ein altes Einhaus oder dort vielleicht eine Zehntscheuer zu erhalten versuchen. So z. B. im oberschwäbischen Schussenried. Dort hat man eines der letzten alt-oberschwäbischen Bauernhäuser, das sogenannte Kürnbachhaus, gerettet.

Apotheker und Stadtrat EKKEHARD DOCHTERMANN aus Schussenried, der sich als Kommunalpolitiker besonders um das Kürnbachhaus bemüht hat, erzählt: *Dieses Kürnbachhaus ist seit vielen Generationen ein Bestandteil des kulturellen Erbes hier in der Bürgerschaft, ohne daß man nun besonderes Wissen um die baugeschichtliche Bedeutung dieses Bauwerkes und dieses Hauses hatte. Als Kind – daran kann ich mich erinnern – ging man eben zum «Strohdachhaus» nach Kürnbach; es gehörte zu Schussenried. Eigentlich wurde dieses Strohdachhaus in der Bürgerschaft erst dann besonders wichtig oder bedeutsam, als es damals zum Abbruch freigegeben wurde. Und seine Erhaltung war eigentlich nur der aufopfernden Initiative eines Bürgers von Schussenried, des Oberlehrers STEINHAUSER, zu danken, der unermüdlich und ohne jede Rücksichtnahme auf die allgemeine wirtschaftliche Situation für den Erhalt dieses Hauses – dieses «Strohdachhauses», wie wir Schussenrieder es nennen – kämpfte. Er hat die Stadtväter, die ursprünglich absolut nicht einsehen wollten, in ein baufälliges Haus noch Geld zu stecken, er hat sie davon überzeugt, daß man auch in der modernen Zeit Verpflichtungen gegenüber der Vergangenheit hat. Und so wurde dann der Gemeinderat gewonnen, es wurden die Bürger gewonnen, und man hat dann auch den Landkreis dafür interessiert. Vor allem wurde der Besitzer davon abgehalten, es abzubrechen, und dann hat die Stadt das Haus notdürftig wieder hergerichtet. Und wir sind heute eigentlich sehr dankbar und sehr froh deshalb. Nachdem man nun einmal aufmerksam geworden war, hielt man in Schussenried mit Unterstützung des Landkreises Ausschau nach weiteren vom Zerfall oder Abbruch bedrohten Bauernhäusern – und man fand auch einige besondere Exemplare.*

1969/70 reifte dann der Plan heran, auf dem Gelände um das Kürnbachhaus noch weitere Bauernhäuser zu einem kleinen Freilichtmuseum aufzubauen, gerade auch, weil man – nach Auskunft von Regierungsdirektor GERBER (Landratsamt Biberach) – nicht mehr so recht an die Errichtung eines zentralen Freilichtmuseums für Württemberg glauben



*mochte: Wir haben in einer Besprechung mit den Denkmalpflegern, mit dem damaligen Vorsitzenden des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES Herrn KITTEL über diese Angelegenheit bei uns im Hause beraten, ob sich das Land neben einem großen zentralen Freilichtmuseum – etwa im Raum Tuttlingen – auch ein solches Mini-Museum hier in Oberschwaben leisten sollte. Nachdem nun dieser Plan eines Zentralmuseums wegen fehlender finanzieller Mittel in den nächsten zehn, fünfzehn Jahren wahrscheinlich nicht realisiert werden kann, haben wir uns entschlossen, dieses kleine Freilichtmuseum zu errichten – aus der Situation heraus, daß die Substanz solcher Häuser immer weniger wird. Sie verschwinden aus unserer Landschaft; wir müssen also rechtzeitig handeln, damit diese Denkmale aus der Vergangenheit noch erhalten werden.*

Nun gab und gibt es immer wieder Stimmen, die solchen regionalen Freilichtmuseen sowieso den Vorzug geben, weil es ein Unding sei, z. B. ein Weingärtnerhaus aus dem Neckarland zusammen mit einem Schwarzwaldhaus und einem AllgäuhoF zu einem Museumskomplex zusammenzufügen. Zweifellos hat die Idee, daß in Freilichtmuseen Häuser und Landschaft zusammenpassen sollen, viel für sich. Doch schon am Beispiel Kürnbach zeigen sich auch die Schwächen und Schwierigkeiten der kleineren regionalen Freilichtmuseen: Welcher Handwerker ist heute noch bereit und vor allem in der Lage, die alten Häuser fachmännisch abzubauen, zu konservieren und nach Vorvatersitte wieder aufzubauen? Ein zentrales Freilichtmuseum könnte sich einen festen Stab qualifizierter Kräfte leisten und mit Aufbau und Betreuung der Häuser auch voll beschäftigen. Und der richtige Aufbau der alten Häuser erscheint mir denn doch wichtiger als das genaue und ursprüngliche landschaftliche Milieu! Auch die wissenschaftliche Betreuung könnte in einem zentralen Museum gründlicher und nachhaltiger sein.

Und schließlich: wenn Bauern- und dörfliche Handwerkerhäuser aus verschiedenen Landesteilen – vom Weingärtnerhaus aus dem Neckarraum bis zum oberschwäbischen Einhaus, vom Haus des Schwarzwaldrandes bis zu dem für Hohenlohe typischen Gutshof – auf einem Platz zusammengetragen sind, kann der Besucher im Vergleich des Verschiedenartigen vielleicht auch eher etwas erfahren über die geschichtlichen Hintergründe der für dieses vielgliedrige Land typischen Unterschiede der Bauformen! – Eine perfekte Rekonstruktion von Zeiten und Milieus, die nun einmal vergangen und verschwunden sind, muß ohnehin Illusion bleiben.

Manche gehen von der Vorstellung aus, derartige Museen müßten so lebensnah aufgebaut und einge-

richtet sein, daß der Besucher meinen könnte, die Bauersleute wären gerade auf dem Feld und könnten jeden Augenblick zurückkommen. So reizvoll eine möglichst genaue Rekonstruktion der äußeren Lebensverhältnisse sein kann, sie würde Authentizität doch immer nur vorspiegeln. Im Stall herumlaufende Hühner verraten einem nicht, daß sich der Lehns- oder Fronherr früher jährlich ein paar als Zins und Abgabe bringen ließ. Dem in der Museumsmühle vor den Augen der staunenden Besucher gemahlenen Korn sieht man nicht an, daß einst die Bauern gezwungen waren, ihr Korn nur in die oft weitentfernte Bannmühle der örtlichen Herrschaft zu liefern. Und das in unseren Augen so pittoreske Hafnergeschirr in der Küche oder auf dem Stubentisch läßt nur romantische Vorstellungen vom idyllischen Bauernleben aufkommen und teilt eigentlich nichts mit über armselige oder üppige Mahlzeiten derer, die dieses Geschirr benutzt und von ihm gegessen haben.

Wenn solche Informationen den bäuerlichen Kulturdenkmälern abzugewinnen sein sollen, dann müssen diese in ihrer Funktion, in ihren historischen Bezügen wissenschaftlich erklärt und einleuchtend dargestellt werden. Nur ein größeres zentrales Freilichtmuseum könnte Fachleute anstellen, die das leisten können. Und nicht zuletzt wäre vermutlich auch die Unterhaltung eines größeren zentralen Freilichtmuseums rentabler, weil es – wie die Erfahrungen andernorts zeigen – mehr Besucher anziehen vermag als viele kleine Regionalmuseen zusammen.

Man sollte vielleicht gar nicht so sehr die beiden Möglichkeiten und Formen von Freilichtmuseen gegeneinander ausspielen. Es gibt Zwischenformen, groß genug, um die Vorteile des Zentralmuseums zu bieten, aber auch wieder nicht so groß, daß man schon beim Planen den Mut verlieren und das Ziel aufgeben müßte.

Solche Zwischenformen könnten auch sehr gut in vernünftige Zusammenhänge mit kleineren Freilichtmuseen und Einzelobjekten gebracht werden, die im weiteren Umkreis hier und dort entstehen oder erhalten werden können. *Das wird eine Belebung für die betreffende Landschaft sein, und es ist natürlich auch erfreulich, daß man gerade in der gewachsenen Umgebung sieht, wo das Haus hingehört. Auf die Zukunft gesehen: wenn das Land sich bereithalten würde, einen Mann, der für die Betreuung dieser Dinge da wäre, hauptamtlich anzustellen, könnte der ja dann sehr wohl auch solche einzelnen Häuser mit in seine Betreuung nehmen und auch mal überprüfen, ob man da und dort noch etwas dazufügt. Die Biberacher sind jetzt ja gerade daran, dort in Kürnbach noch zu erweitern. Das alles darf*



man positiv ansehen, und das braucht den Gedanken des zentralen Freilichtmuseums nicht zu stören. So der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES WILLI K. BIRN. Und umgekehrt sieht man von Kürnbach oder vom Landratsamt Biberach aus ebensowenig ein Entweder-Oder zwischen regionalen und zentralen Freilichtmuseen. Regierungsdirektor GERBER: Wir werden das große Freilichtmuseum, das das Land oder der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND plant, in keiner Weise unterlaufen; wir haben nur hier beschlossen, neben dem Kürnbachhaus weitere Häuser wiederaufzurichten. Wir haben zwei Häuser hier, die abgebrochen wurden: das sogenannte Laternserhaus und die Hueb. Es stellt sich jetzt die Frage, welches dieser beiden Häuser wir errichten wollen. Ich nehme an, daß sich unsere Gremien für die Hueb entscheiden werden, so daß das Laternserhaus aus der Gemeinde Blitzenreute dann dem großen Freilichtmuseum zum Aufbau zur Verfügung gestellt werden kann.

Daß heute auch von seiten des Kultusministeriums ein Interesse an einem baden-württembergischen Freilichtmuseum besteht, ist wohl nicht zu bezweifeln. Erklärte doch Kultusminister WILHELM HAHN Anfang Juli 1974 bei der Eröffnung der Volkskundeaussstellung im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart: Ein solches (volkskundliches) Museum wäre dann auch eine sinnvolle Ergänzung zu einem ja seit langem notwendigen baden-württembergischen Freilichtmuseum, dessen Bedeutung in der Demonstration von Haustypen unseres Landes mit der jeweils dazugehörigen Einrichtung liegen würde. Und der zuständige Referent des Kultusministeriums Ministerialrat HERTER erklärte sehr bestimmt und mit Nachdruck: Das Kultusministerium ist der Auffassung, daß die Errichtung eines Freilichtmuseums, in dem die verschiedenen Haustypen Baden-Württembergs, in dem auch bäuerliches Gerät und Gewerbe dargestellt werden, dringend notwendig ist.

Nun ist es freilich nicht so, daß man bislang über Forderungen und Absichtserklärungen nicht hinausgekommen wäre. Schon seit 1965 sind zwei ganz konkrete Standorte im Gespräch. An beiden Stellen stehen jeweils über 100 Hektar zur Verfügung – nur lagen die beiden Standorte bis zur Verwaltungsreform in zwei verschiedenen Kreisen – und damit in ständiger (entscheidungshemmender) Konkurrenz. Dieser Widerstand ist nun fast aufgehoben; beide Plätze liegen nun wenigstens in dem einen Kreis Tuttlingen. Kreis und Stadt Tuttlingen sind sich zwar noch nicht endgültig einig über die Standortwahl, zeigen sich jedoch uneingeschränkt interessiert an der Einrichtung eines Freilichtmuseums: Der Landkreis würde es natürlich sehr begrüßen, wenn ein Freilichtmuseum in seinem Bereich

errichtet werden würde, wobei es von sekundärer Bedeutung ist, wo jetzt genau dieses Museum errichtet werden würde, d. h., ob es auf der Markung Tuttlingen, genauer gesagt Möhringen, oder auf dem sogenannten Kraftstein auf den Markungen Mühlheim, Stetten und Mahlstetten errichtet werden würde. So Regierungsdirektor KOSCHELLA vom Landratsamt Tuttlingen.

Doch: Der Hauptgrund dafür, daß ein Freilichtmuseum noch nicht verwirklicht ist, ist der, daß die Frage der Finanzierung noch ungeklärt ist (Ministerialrat HERTER). Im Kultusministerium weiß man nun einmal sehr genau, daß Museen kostspielige Einrichtungen sind: teuer in der Errichtung und teuer im Ausbau und in der Unterhaltung der Bestände. Die Kunsthallen müssen – um ihre Attraktivität zu wahren – immer wieder neue teure Kunstwerke ankaufen. Ganze Schlösser und Burgen werden aufwendig renoviert, teilweise sogar – wie für das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart – wieder neu aufgebaut und zu Museen der verschiedensten Art eingerichtet, zu Militär-, Kunst- oder Naturkundemuseen. Und trotz aller Klagen über die leeren Kassen des Landes und besonders des Kultusministeriums lassen sich für diese Prachtmuseen immer wieder doch noch Mittel locker machen.

Für die Erhaltung und museale Darstellung von Kultur und Lebensweise derjenigen aber, deren Arbeit und Elend wir die großen Schlösser und damit auch die Meisterwerke der höfisch-herrschaftlichen Kunst und Kultur verdanken, für die Dokumentation des Lebens der Bauern und Handwerker vergangener Zeiten, scheinen keine Mittel zur Verfügung zu stehen. Deren Behausungen und Gerätschaften haben eben in ihrer schmucklosen Nützlichkeit und Ärmlichkeit nichts vom Spektakulären der herrschaftlichen Burgen und Schlösser.

Als man mit zunehmender Industrialisierung begann, Zeugen der untergehenden bäuerlichen Kultur zu sammeln, kümmerte man sich bezeichnenderweise auch nur um deren schöne Seiten: Festtrachten, Zierwerk, schöne Bauernmöbel, Volkskunst. Damals sah man die Aufgabe der Museen eher darin, die besonders wertvollen Zeugnisse der Kultur für die Nachwelt zu bewahren, als darin, Geschichte, vergangenes Leben anschaulich und verstehbar zu machen. Wenn man aber heute in Museen Kulturgeschichte darstellen möchte, dann gehören dazu, so meine ich, auch und gerade die Geschichte und die Lebensbedingungen des einfachen Volkes, wie sie zum Beispiel auch in einem Freilichtmuseum erkennbar werden können. Aber mit solcher Art von Geschichtsdokumentation tut man sich hierzulande nun einmal schwer.

Die Verzögerung in Sachen Freilichtmuseum wird



geradezu unverständlich, wenn man beobachtet, welcher Beliebtheit sich die Freilichtmuseen des In- und Auslands erfreuen. Im schwedischen Skansen-Museum zählte man im Jahr 2,3 Millionen Besucher. Und dabei hat Schweden nur 8 Millionen Einwohner, also weniger als Baden-Württemberg! Für das regionale Schwarzwälder Freilichtmuseum im Gutachtal stellen die Eintrittsgelder von mehreren hunderttausend Besuchern im Jahr die finanzielle Basis dar. Sicher sind daran die Feriengäste nicht unbeteiligt. Aber ist es denn ausgeschlossen, daß ein Freilichtmuseum nicht nur von Feriengästen besucht wird, sondern auch weitere Feriengäste anlockt, weil es eine Landschaft bekannt und anziehend macht? In Kommern in der Eifel hat sich gezeigt, daß ein Freilichtmuseum sogar zum wahren Fremdenverkehrsmagneten in einem sonst strukturschwachen Gebiet werden kann.

Angesichts solcher Beobachtungen sowie der öffentlichen Armut und Entschlußlosigkeit läge es nahe, die Errichtung eines Freilichtmuseums für Baden-Württemberg privaten Trägern, zum Beispiel den Organisationen des Fremdenverkehrs zu überlassen. Die verstünden es sicher, ein solches Museum lukrativ zu betreiben. Es ist auch durchaus einleuchtend, diejenigen an den Aufwendungen für Errichtung und Betrieb zu beteiligen, die daraus Gewinn ziehen. So sind an der schweizerischen Stiftung für ein Freilichtmuseum Ballenberg ob Brienz neben Kommunen und Staat Hotellerievereinigungen und Brauereien beteiligt. Eine alleinige Trägerschaft der Fremdenverkehrsindustrie könnte allerdings durch das Interesse an größtmöglicher Rentabilität auch zu fragwürdigen Belebungsversuchen des Museumsdorfes führen. Cola aus der Schwarzwaldmühle, Pommes frites aus dem Backhaus und Souvenirverkauf durch Personal in Festtagstracht wären sicher umsatzfördernd. Aber nur zu leicht könnte dann dieser Umsatz allein bestimmen, was in einem solchen Museum Platz findet und wie es dargeboten wird. Ministerialrat HERTER vom Kultusministerium möchte deshalb die Weichen schon gestellt wissen, bevor es um so konkrete Dinge wie Finanzierung und Trägerschaft geht: *Von der Frage, wer als Träger in Betracht kommt, ist die andere Frage zu trennen, wer nämlich die Planung vorzunehmen hat. In dieser Beziehung muß das Kultusministerium Wert darauf legen, daß die Planung beim Land liegt.* Das klingt zunächst einleuchtend. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß gerade die Planung durch das Land schier unüberwindbare Schwierigkeiten bringt – nämlich schon bei der Wahl des Standorts: *Wie soll das Land entscheiden, wo man hingehet? Geht man in den Odenwald oder geht man in den*

*südlichen Schwarzwald oder in den Hotzenwald oder ins Allgäu? Das ist für das Land eine fast unzumutbare Entscheidung* (WILLI K. BIRN). Denn da sind nicht nur Sachzwänge zu überwinden, sondern eine Fülle von politischen Schwierigkeiten, die nur ausgeschlossen werden können, wenn die Planung eben nicht beim Land liegt. Der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES WILLI K. BIRN ist deshalb auch eher für ein vielleicht bescheideneres, auf jeden Fall aber eher realisierbares Konzept: *Da wo die Dinge Erfolg hatten, sind sie immer von örtlich begrenzteren Einheiten ausgegangen. Dort am Ort war die Initiative – sei es diese Stiftung am Brienzer See, sei es das, was ich in Kärnten gesehen habe, aber auch das, was der Landschaftsverband Rheinland gemacht hat; das sind einfach kleinere Einheiten, für die die Ortswahl nicht so schwierig ist. Deshalb wäre es mir auch sehr recht, wenn etwa die Stadt Tuttlingen und der Landkreis Tuttlingen sich zusammentun würden und dort einen Anfang machen, der dann sicher seine Wirkung haben wird auch auf andere, insbesondere auf das Land, auf den Landtag, um dann dort über ein örtliches Freilichtmuseum wirklich zu einem übergreifenden Landesfreilichtmuseum zu kommen.*

Dort im Raum Tuttlingen jedenfalls ist man mit der bisherigen Planung durch das Kultusministerium einigermaßen unzufrieden. Weiß man doch nicht, was man schon heute vernünftigerweise in die Planung, besonders auch in die Flächenplanung einkalkulieren kann und muß: *Deswegen wäre es wenigstens gut, wenn man eine Rahmenvorstellung über die Finanzierung hätte, um sich dann in den Räten schlüssig zu werden, ob man mitmachen kann oder nicht. So wie es bis jetzt ist, daß man es dauernd in der Schwebe läßt, kann es meines Erachtens nicht bleiben. Oder man soll klipp und klar erklären: ein Freilichtmuseum in Baden-Württemberg wird es lange Zeit aus finanziellen Gründen nicht geben. Dann gehören die Karten auf den Tisch, daß die Planungen nicht völlig umsonst gemacht worden sind, und Hoffnungen zu erwecken, um sie nicht zu erfüllen, das finde ich nicht gut* (Oberbürgermeister WALTER BALZ, Tuttlingen).

Inzwischen sieht es fast so aus, als sollte sich in Stuttgart doch etwas tun in Sachen Freilichtmuseum – und das nicht zuletzt auf Drängen von Stadt und Kreis Tuttlingen. Ministerialrat HERTER vom Kultusministerium kann zumindest von konkreten Absichten berichten: *Nun ist eine Vereinbarung getroffen worden zwischen dem Finanzministerium und dem Kultusministerium des Inhalts, daß aus den Globalmitteln, die für Denkmalpflege zur Verfügung stehen, ein Fachmann beauftragt werden soll, Untersuchungen anzustellen. Dabei wird man nicht einfach die Überlegung vom Jahre 1965 übernehmen können, sondern man muß*



diese fortschreiben. Eben diese Fortschreibung ist eine Aufgabe dieses Fachmannes. Wir können ja nicht davon ausgehen, daß sich in der Zwischenzeit nichts getan oder geändert habe. D. h., daß wir die Frage ob ein zentrales Freilichtmuseum errichtet werden soll, oder ob es demgegenüber vorzuziehen ist, mehrere regionale Freilichtmuseen einzurichten, erneut prüfen müssen. Das wäre gerade auch eine der Fragestellungen, mit denen sich der Fachmann, den ich vorhin genannt habe, auseinanderzusetzen hätte.

Es ist sicher notwendig, eine neue Planungsphase einzuschieben. Denn seit 1965 hat sich vieles geändert. Aber leider gehört auch dies zu den veränderten Gegebenheiten: In vielen Fällen ist es heute schwerer, wenn nicht gar schon unmöglich geworden, etwas zu finden, für dessen museale Aufbewahrung und Dokumentation man noch Pläne machen kann. So wären ohne die Initiative in Kürnbach wichtige Beispiele alt-oberschwäbischer Bauweise wohl nur noch in Bauaufnahmen und Bildbänden zu dokumentieren. Aber nicht jeder Ort hat

wie Schussenried-Kürnbach einen Oberlehrer STEINHAUSER, der nicht nur weiß, was es gilt, sondern auch die Energie aufbringt, das Nötige zuzubringen. Und deshalb hält der Vorsitzende des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES WILLI K. BIRN es für wichtiger, daß endlich Konkretes geschieht, als daß man sich noch länger beim Theoretisieren und Fortschreiben von unverbindlichen Plänen aufhält: Das Land sollte innerhalb der Kultusverwaltung wenigstens einen Mann einstellen, der sich hauptamtlich mit dieser Frage befaßt, der zumindest einmal sichert: wo gibt es noch solche Gebäude, die sonst zerfallen, abgehen, die man sichern muß, damit man sie an einen solchen Ort bringt. Das ist das, was am allerdringendsten geschehen muß. Und da allerdings, würde ich meinen, da sollte uns das Land endlich helfen.

#### Anmerkung

Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer Regionalsendung aus dem Landesstudio Tübingen des Südwestfunks.

Kloster Beinwil im 18. Jahrhundert, von Westen.



ABTEY BEINWEIL.  
In dem Canton Solothurn  
von Abend anzusehen  
A. S. Johannes. B. Lysel. Fluß.  
Em. Büchel del. 1757.



BEINWEIL ABBAYE.  
dans le Canton de Soleure  
du Côté de l'Occident.  
A. S. Jean. B. Lysel. petite Rivière.  
D. Herliberger ex. Aum. Prix





Kloster Beinwil heute, von Nordwesten.

## Beinwil – Hirsaus kleinste Tochter in der Schweiz

Siegfried Greiner

Will man sich Endpunkte der Ausstrahlungskraft des Klosters Hirsau vor und nach 1100 vor Augen führen, so denkt man etwa an St. Paul in Kärnten, an Paulinzella in Thüringen, an Schaffhausen in der Schweiz<sup>1</sup>. Daß aber der südlichste Punkt, den Hirsau mit seiner Reformbewegung damals erreicht hat, jenes Klösterlein Beinwil im Lüsseltal im Kanton Solothurn gewesen, ist kaum im Bewußtsein. Nicht zu Unrecht könnte man sagen, denn es erinnert kein Stückchen eines romanischen Bauteils an das Mutterkloster, aus jener Frühzeit ist nur wenig überliefert, Beinwil war wohl stets das kleinste der von Hirsau aus begründeten oder reformierten Klöster<sup>2</sup>, und diese Abtei hat im Chor der Schwestern nur eine bescheidene Stimme gehabt. Doch läßt sich denn nicht auch an diesem kleinsten Töchterlein des Schwarzwaldklosters «Hirsauisches» sehen und erkennen?

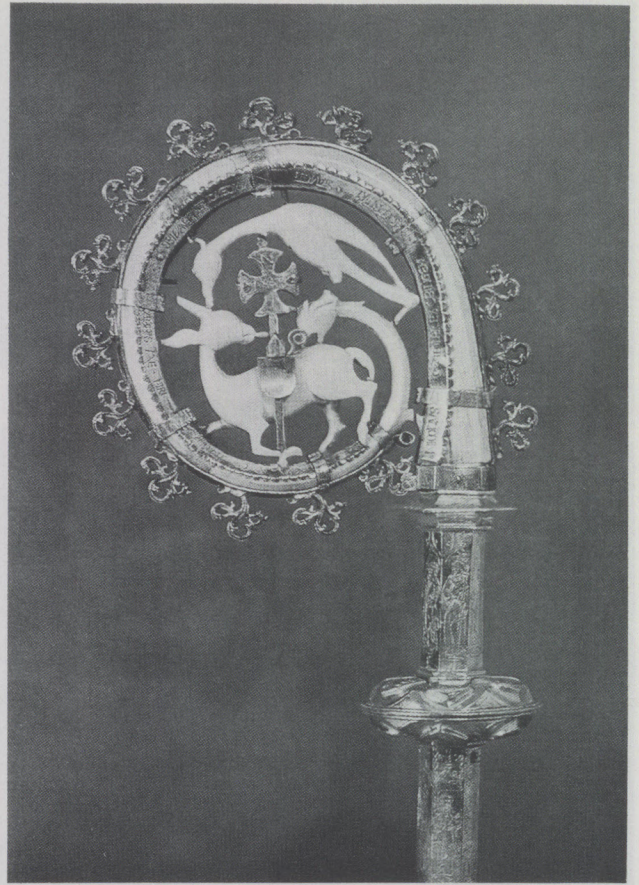
«Klein-Hirsau» im Lüsseltal

Auch wenn der Konvent Beinwils seit 1648 in dem Wallfahrtsort Mariastein eine neue Heimat gefunden hat, so ist doch den Klosterinsassen die ursprüngliche Wohnstätte ans Herz gewachsen, und man hat sich gerade in dem vergangenen Jahrzehnt sowohl literarisch wie auch durch Besuche in Beinwil und Hirsau ganz stark an die Anfänge monastischen Lebens im Lüsseltal erinnert. Sehr schön charakterisiert HIERONYMUS HAAS die Ähnlichkeiten der beiden Klöster, wenn er schreibt: *Man muß Hirsau und das waldreiche Tal der Nagold gesehen haben, um zu begreifen, daß die Hirsauer Mönche sich im Beinwiler Tal bald heimisch fühlen mußten, so viel Ähnliches und Verwandtes weist das Tal der Lüssel mit dem Nagoldtal auf. Die forellenreiche Nagold durchzieht das ganze Tal und überrascht den Wanderer an jeder Kehre der schönen*





Erschwiler Altarkreuz, mitteldeutsch um 1050.



Essostab, Elfenbeinkrümme um 1200, Silberfassung Anfang 16. Jahrhundert.

Bergstraße und erinnert an den munteren, sprudelnden Lüsselbach, wie er etwa hinter dem Dorf Erschwil den Fußgänger entzückt. Auch der Klosterhügel von Beinwil mit seiner ersten Umfassungsmauer am Steilhang erinnert an Hirsau und seine Klosteranlage von St. Peter. Wenn wir auch heute nicht mehr wissen, wer diesen Platz für die klösterliche Siedlung ausgewählt hat, so dürfen wir aus all den verblüffenden Ähnlichkeiten beider Klöster schließen, daß man hier im einsamen Lüsseltal etwas wie ein zweites «Hirsau im Kleinen» schaffen wollte<sup>3</sup>.

Anstelle der Errichtung eines Klosters in der Talsohle findet man bei mehreren von Hirsau ausgehenden Gründungen eine Hügellage. So sehr uns ein solcher Anblick entzücken und man von einer «Ideallage» sprechen kann, so darf man doch nicht außer acht lassen, daß die Gefährdung eines Klosters durch Hochwasser und die starke Nebel- und Bodenfeuchtigkeit ein Hauptgrund für die Hügelbebauung gewesen ist. In Hirsau, wo das Aurelius-kloster (1. Bau 830, 2. Bau 1059) nahe des Flusses liegt, hat man die Neuanlage des Peter-Pauls-Klosters (1082–1091), das auf einem Hügel errichtet wurde, ausdrücklich auch damit begründet, daß die Berg in diesem Tal also wasserig und feucht sind worden,

daß die Personen, so im ersten und alten Kloster in der Gehorsame gelebt, vor Wasser und Feuchte nit mehr haben mögen bleiben<sup>4</sup>.

Bei Beinwil kommen noch einige Dinge dazu – Kleinigkeiten gewiß, die aber doch dazu beitragen, die Bezeichnung «Klein-Hirsau» zu rechtfertigen: In beiden Klöstern sind Ställe und landwirtschaftliche Gebäude keine 15 m von der Kirche entfernt hart an die Umfassungsmauer gebaut; der kleine, in Beinwil noch heute benutzte Fischweiher, der am Fuße der Klostermauerböschung angelegt ist, entspricht dem ehemaligen großen Forellensee in Hirsau; die alte Paßwangstraße und die auf die Schwarzwaldhöhe führende Wildbader Straße verlaufen längs der Klostermauer, und schließlich ist noch heute in beiden Orten der Gesamtklosterbezirk als abgeschlossenes «kleines Reich», rings von Waldbergen umgeben, klar zu erkennen, denn die Umfassungsmauern sind fast vollständig erhalten.

Acht Mönche und ihr Abt ESSO, die von Hirsau ausgezogen waren, begründeten die Klostergemeinschaft in Beinwil. Wahrscheinlich geschah dies nicht schon 1085, wie es die Klostertradition wollte, sondern erst zwei bis drei Jahrzehnte später<sup>5</sup>. Auf





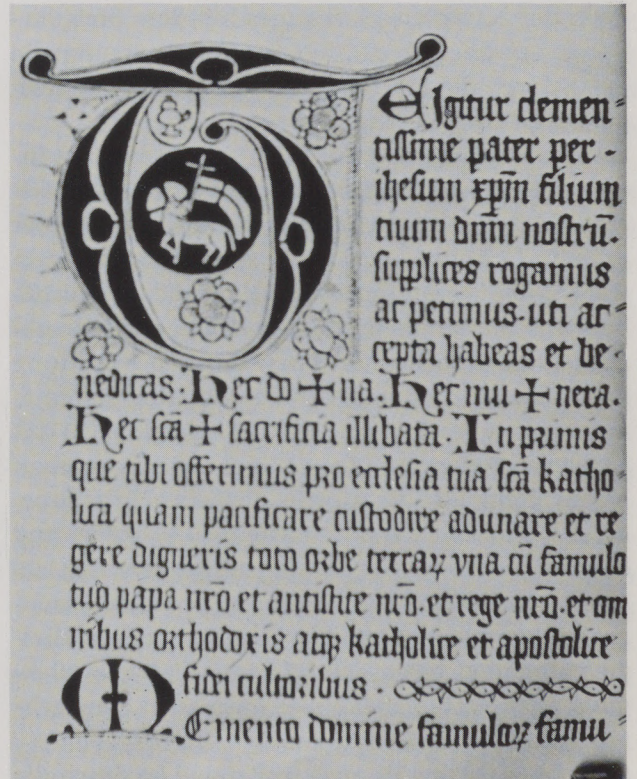
Der sel. ESSO, Klostergründer mit ESSostab und Schlüsselbund. Statue aus der Basilika von Mariastein. Arbeit des Klosterbruders GALLUSGSCHWEND(1692–1742).

alle Fälle aber war das Gebiet südlich des Hochrheins schon mindestens seit 1082 in den Blickwinkel Abt WILHELMS von Hirsau gekommen, da er sich in diesem Jahr in Muri/Kanton Aargau aufhielt, um die Übergabe dieses Klosters an Mönche aus St. Blasien mitzuerleben.

Leider berichtet nur TRITHEMIUS einiges über Abt ESSO, der später als Seliger oder gar als Heiliger verehrt wurde und wohl am 27. Dezember 1133 gestorben ist. Er soll Großkeller in St. Aurelius gewesen sein und neben dem tätigen auch das beschauliche Leben nicht vergessen haben<sup>6</sup>. Es wäre sehr wohl möglich, daß er bei der Übersiedlung nach Beinwil in seinem Gepäck ein hervorragendes Kunstwerk, das Erschwiler Altarkreuz, als Ausstattungsstück für die neue Niederlassung mitgeführt hätte<sup>7</sup>. Dieses Kreuz dürfte in der Mitte des 11. Jahrhunderts in einer mitteldeutschen Werkstatt angefertigt worden sein<sup>8</sup>. Mit seinem Alter von 900 Jahren zählt es zu den ältesten Altarkreuzen und zu den ersten mit einer plastischen Figur versehenen Kreuzen

überhaupt<sup>9</sup>. Das Kreuz ist 27 cm hoch und 23 cm breit; aus einem 4 mm dicken Stück Kupfer geschmiedet, wurde es anschließend feuervergoldet bis auf die dunklen Stellen der Kreuzenden und des Kreuznimbus in der Mitte. Der Körper Christi ist aus einer Bronzelegierung gegossen und darauf ebenfalls vergoldet worden. Auch wenn dieses Kreuz an einigen Stellen verstümmelt ist (der untere Teil des senkrechten Kreuzbalkens ist abgeschnitten, die abgebrochenen Füße sind durch ummantelnde «Gamaschen» wieder befestigt), so vermag dieses Kunstwerk dennoch einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen. Dem schimmernden Gold wird von den Enden und von der Mitte her die schwarze Farbe nur so weit entgegengesetzt, um das Strahlende und Leuchtende des heilighen Christus zu verstärken. Eine eigenartige Wirkung geht von den drei Evangelistensymbolen aus, die mit ihren flächigen Leibern und den strichhaft gezeichneten Beinen und Flügeln wie aufgeschreckte spinnenhafte Wesen erscheinen, aber gerade durch diese Gestaltung einen starken Gegensatz zu dem plastisch hervortretenden Christus darstellen, wodurch etwas von dem Mysterium des Kreuzestodes bildnerisch wiedergegeben wird. Welche Kraft dem Kreuz innewohnt, wird auf der

Textseite mit Initiale T aus dem Beinwiler Missale (um 1200). Heute im Besitz der Universitätsbibliothek Basel.





Rückseite mit einem Text aus dem Ordensbrevier angeführt, zu deutsch: *Sehet das Kreuz unseres Herrn, fliehet, ihr Widersacher / es siegt der Löwe aus dem Stamme Juda, der Sprosse Davids*<sup>10</sup>.

Die Beziehungen Beinwils zu Hirsau sind bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts nicht abgebrochen, denn als dritter Abt wurde HEINRICH aus dem Mutterkloster nach Beinwil gerufen. Allerdings konnte er dort nur kurze Zeit tätig sein, dann kehrte er in das Mutterkloster zurück, um diesem von 1188–1196 als Abt vorzustehen<sup>11</sup>.

Sehr viel deutlicher aber werden die Bindungen zwischen Mutter und Tochter durch den noch vorhandenen Bücherkatalog des Klosters Beinwil um 1200. Alle dort genannten «Schulautoren» finden sich ebenso in einem Katalog Hirsaus aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. In Beinwil existierte eine eigene kleine Schreibschule, die wohl auf die berühmte Hirsauer Schreibschule zurückgeht<sup>12</sup>.

Der größte Schatz, den das Kloster Mariastein besitzt, ist der sogenannte ESSOstab: Eine elfenbeinerne Krümme, die in einem Drachenkopf endigt, welcher eine fliehende Gazelle angreift. Diese wird außerdem von einem reiherartigen Vogel verfolgt, der auf den Kopf der Gazelle einhackt. Nach Beinwiler Tradition sollte dies der Stab des seligen ESSO sein und die Gazelle wurde vielfach als Hirsch – Hirsaus Wappen – gedeutet. Auch wenn heute feststeht, daß die Elfenbeinkrümme mit der Tierdarstellung erst um 1200 entstanden ist und nichts mit dem Klostergründer zu tun haben kann, so bleibt doch der Name dieses Mannes mit dem Stab verbunden und zeigt weiterhin die Wertschätzung, die ESSO durch die Jahrhunderte hindurch in Beinwil genoss<sup>13</sup>.

Zwei Jahrzehnte nachdem sich der Konvent Beinwils in Mariastein eingerichtet hatte, schickte 1669 Abt FINTAN KIEFFER (Amtszeit 1633–1675), der «zweite Gründer» der Abtei, eine Abordnung in das Kloster Hirsau, um Material für die Geschichte Beinwils zu sammeln. Im ehemaligen Speisesaal fanden die Mönche aus Mariastein eine Abbildung ihres Klostergründers ESSO<sup>14</sup>. Das Porträt stammte aus der Zeit um 1500 und konnte deshalb nicht das wirkliche Aussehen des Seligen wiedergegeben haben. Denkbar aber wäre es, daß eine Holzstatue, die in der Basilika von Mariastein zu sehen ist und die aus der Werkstatt des Klosterbruders GALLUS GSCHWEND (1692–1742) stammt, auf eine Nachzeichnung oder eine Bildbeschreibung des in Hirsau vorhanden gewesenen Porträts ESSOs zurückginge, hat der Holzbildhauer doch auch den «echten ESSOstab» fast naturgetreu wiedergegeben.

Sowohl in Hirsau als auch in Beinwil ist durch die

Ungunst der Zeitverhältnisse vieles zerstört worden. Um so höher zu schätzen sind deshalb solche Zufallsentdeckungen, wie das Erschwiler Altarkreuz<sup>15</sup>, die handgeschriebenen Bücher aus Beinwil<sup>16</sup>, die Plastik Abt ESSOs, die mittelbar oder unmittelbar doch wohl als «hirsauisch» bezeichnet werden können.

## Anmerkungen

Ich bin dem Herrn Abt des Klosters Mariastein-Beinwil, Dr. MAURITIUS FÜRST, und mehreren Mitgliedern des Konvents zu großem Dank verpflichtet. Sie vermittelten mir bei einem Besuch, am 6. September 1971, in Mariastein, Beinwil und Erschwil in überaus gastfreundlicher Weise die Eindrücke, die hier z. T. verarbeitet worden sind; außerdem stellten sie mir diesbezügliche Literatur zur Verfügung.

<sup>1</sup> Vgl. WOLFGANG IRTENKAUF: Hirsau, Geschichte und Kultur, Konstanz 1966, S. 27; Die Ausbreitung der Hirsauer Reformbewegung z. Z. WILHELMS, und Großer Historischer Weltatlas, Hrsg. Bayer. Schulbuch-Verlag, München 1970, S. 80.

<sup>2</sup> MAURITIUS FÜRST OSB: Die Wiedererrichtung der Abtei Beinwil und ihre Verlegung nach Mariastein (1622–1648), Solothurn 1964, S. 48.

<sup>3</sup> HIERONYMUS HAAS: Hirsau – Heimat der Beinwiler Mönche, «Mariastein», 11. Jg. Dez. 1964, Nr. 4, S. 123.

<sup>4</sup> JOHANNES PARSIMONIUS: Collectanea miscella ad historicam dicti monasterii Hirsaugiensis spectantia, 1579, Handschrift Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Hs 135.1., S. 48 ff: Abschrift der Stiftungen beider Klöster . . . wie solche Stiftungen in der neuen hirsauischen Kirche außerhalb des Chors verzeichnet stehen.

<sup>5</sup> P. MAURITIUS FÜRST: Von Hirsau nach Beinwil, Mitteilungen des Heimatmuseums Schwarzbubenland, II. Folge, Heft 10, April 1970, S. 3.

<sup>6</sup> JOHANNES TRITHEMIUS: Annales Hirsaugiensis, St. Gallen 1690, Bd. I, S. 278; FÜRST, Von Hirsau nach Beinwil S. 3.

<sup>7</sup> GOTTLIEB LOERTSCHER: Das Altarkreuz von Erschwil, Separatdruck aus den «Jurablättern», H. 8/9, 11. Jg., S. 19.

<sup>8</sup> a.a.O. S. 18.

<sup>9</sup> a.a.O. S. 19.

<sup>10</sup> a.a.O. S. 5.

<sup>11</sup> Codex Hirsaugiensis, Hrsg. E. SCHNEIDER, 1887, S. 14; FÜRST, Von Hirsau nach Beinwil, S. 4.

<sup>12</sup> P. MAURITIUS FÜRST: Das geistig-kulturelle Leben im Kloster Beinwil, «Mariastein», 17. Jg. März/April 1971, Nr. 9/10, S. 233 ff.

<sup>13</sup> MARGARETE PFISTER-BURKHALTER: Der ESSOstab von Beinwil-Mariastein, Separatdruck aus «Mariastein» Nr. 6, 14. Jg., Dez. 1967.

<sup>14</sup> FÜRST, Von Hirsau nach Beinwil, S. 3.

<sup>15</sup> LOERTSCHER, Altarkreuz, S. 3: *Das kleine Dorf Erschwil . . . besitzt wohl seit Jahrhunderten ein seltenes und ehrwürdiges Kunstwerk, das bisher unbeachtet blieb. Während langer Zeiten war es jedem sichtbar, doch keinem zugänglich und wurde beinahe nur zufällig «entdeckt» und erkannt: es ist das «Wetterkreuz» vom Chordach der Kirche. 1948 wurde es entfernt, heute im Pfarrhaus Erschwil.*

<sup>16</sup> FÜRST, Geistig-kulturelles Leben im Kl. Beinwil, S. 233: *Es bedeutete deshalb eine kleine Sensation, als der Münchner Gelehrte Paul Lehmann 1949 in der Zentralbibliothek Luzern drei in Beinwil geschriebene Folianten entdeckte, . . .*

Alle Aufnahmen und Reproduktionen vom Verfasser.



# Herzogin Magdalena Sibylle und die Frömmigkeit ihrer Zeit

Martin Brecht

Bis ins 19. Jahrhundert hinein spielen die Frauen in der politischen und geistigen Geschichte eigentlich nur ausnahmsweise eine aufweisbare Rolle. Das gilt auch für das alte Herzogtum Württemberg. Bei einem kurzen Überblick fallen einem die Namen der Gräfin MECHTHILD, der Mutter EBERHARDS IM BART, die berühmte GRAVENITZ, FRANZISKA VON HOHENHEIM und die fromme BEATA STURM ein. Es waren eben die Männer, die die Geschichte und das Denken bestimmt haben. Eine der ersten Frauengestalten in der württembergischen Geschichte, von der wir uns ein deutlicheres Bild machen können, war die Herzogin MAGDALENA SIBYLLE (1652–1712). Ihr eigener Lebensgang ist an sich schnell erzählt. Aber richtig kennen lernen wird man sie nur, wenn man sie auf dem Hintergrund und im Zusammenhang mit ihrer Zeit begreift. Die letzten Jahrzehnte des 17. und das erste des 18. Jahrhunderts sind politisch bestimmt durch die Franzosenkriege, künstlerisch in Malerei und Musik ist es noch die Epoche des Barock. Im geistig-religiösen Bereich berühren sich damals Orthodoxie, Pietismus und auch schon die Aufklärung. Man steht in einer Zeit der Umbrüche und Übergänge.

MAGDALENA SIBYLLE war die Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. 1665 hat sie mit 13 Jahren ihre Mutter verloren und ist darum am schwedischen Hof bei ihrer Tante mütterlicherseits, der Königinwitwe HELENE ELEONORE erzogen worden. Dort lernte sie den württembergischen Erbprinzen WILHELM LUDWIG kennen, der sie 1673 in Darmstadt heiratete. Nach dem Tod seines Vaters EBERHARD III. kam er 1674 an die Regierung. Die Ehe des jungen Herzogpaares scheint glücklich gewesen zu sein. Aber schon 1677 starb WILHELM LUDWIG völlig unerwartet in Hirsau. Wir müssen uns klar machen, daß der damalige Mensch, der reiche wie der arme, noch viel mehr dem plötzlichen Tod ausgesetzt war. Mit 25 Jahren war MAGDALENA SIBYLLE Witwe. Sie hatte drei Kinder, das vierte erwartete sie. 35 Jahre hat dann ihr Witwenstand gedauert. Was das für sie bedeutet und wie sie es bewältigt hat, spricht eines der für sie und ihre Zeit so charakteristischen Motti aus:

*Die Thränen sind im Witwenstand  
Des Himmels und der Erde Band.*

Zunächst hat sie in Stuttgart, später auf ihren Schlössern Stetten i. R. und Kirchheim/Teck gelebt. Unter ihren Kindern war der 1676 geborene

EBERHARD LUDWIG der Thronfolger. Für ihn mußte also eine vormundschaftliche Regierung gebildet werden, an der neben dem Herzogsadministrator KARL FRIEDRICH auch MAGDALENA SIBYLLE als Herzoginwitwe beteiligt war, bis 1693 EBERHARD LUDWIG noch nicht siebzehnjährig und viel zu früh vom Kaiser für volljährig erklärt wurde.

Die Zeit, in der die junge Herzoginwitwe die Verantwortung für das Land mit tragen mußte, war in der äußeren Gefährdung eine der schwersten Perioden in der württembergischen Geschichte überhaupt. Gerade erst hatte sich das Land unter EBERHARD III. vom Dreißigjährigen Krieg einigermaßen erholt. Die Bevölkerung war wieder gewachsen, der Wiederaufbau erfolgt. Nach der äußeren und inneren Verheerung durch den Krieg hatten sich auch die sittlichen und kirchlichen Zustände wieder einigermaßen konsolidiert, da brach mit den französischen Raubkriegen als Träger der expansiven französischen Ostpolitik gerade über Südwestdeutschland in mehreren Wellen die Kriegsnot in einem solchen Maße herein, daß sie selbst die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges übertraf. Die Ruinen des Heidelberger Schlosses und des Klosters Hirsau zeugen noch davon. Winnenden und Marbach z. B. gingen damals in Flammen auf. Das ist etwa der dunkle Hintergrund der Jugendgeschichte eines JOHANN ALBRECHT BENGEL. Man konnte die Erde damals tatsächlich als das dunkle Jammertal verstehen, und es verwundert nicht, daß sich die frommen Seelen dem Jenseits zuwandten oder den Jüngsten Tag herbeisehnten.

Die Herzoginwitwe konnte sich die Weltflucht nicht leisten. Sie hatte eine politische Aufgabe. An ihr und ihrem Beispiel orientierte man sich. Nach ihrem Tod hat man sie einem Leuchtturm verglichen, der leuchtet zum allgemeinen Wohl:

*Mein Licht beleucht den Weg,  
daß man recht schiffen mög.*

Sie hatte in schwierigen Situationen ihren Mann zu stehen, und sie tat es offenbar mit der Würde der großen Dame. Ein Vorbild wahrer Fürstinnen nennt sie der Hofbiograph, und nicht zu Unrecht. 1688 kam es zur ersten Besetzung Stuttgarts durch die Franzosen. Die Herzogin war nicht geflohen wie der Administrator. Auch später hat sie meistens in Stuttgart ausgehalten. Um die Kontributionen zu erzwingen, drang der französische General unangemeldet bis in das Zimmer der Herzogin vor. Wie



er später selbst berichtet, hat aber MAGDALENA SIBYLLE mit ihrer Vernunft und Würde derart Eindruck auf ihn gemacht, daß das Schlimmste abgewendet werden konnte. Noch prekärer war bei einem späteren Einfall der Franzosen jene Situation, als die Bürger von Stuttgart am Hauptstätter Tor Widerstand leisteten und einige Offiziere und Soldaten töteten. Der Stadt drohte Plünderung und Verbrennung. MAGDALENA SIBYLLE hat sich fürbitend ins Mittel gelegt. Die Stadt kam leidlich davon. Der französische Befehlshaber hat den Stuttgarter Rat damals ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sie diese Gnade nur dem weisen Benehmen der großen Fürstin zu danken hätten. Die Contributionen der Franzosen waren zeitenweise so drückend, daß die Herzoginwitwe einmal ihren eigenen Schmuck in Augsburg verpfändet hat, um das Geld helfen aufzubringen. Während 1707 im Spanischen Erbfolgekrieg Herzog EBERHARD LUDWIG bei der Reichsarmee war, mußte MAGDALENA erneut daheim mit den französischen Besatzern verhandeln. Sie tat es redlich, würdig, aber auch ausdauernd und zäh, bis zur physischen Erschöpfung. Die schlimmsten Übergriffe konnten verhindert werden. Der Tübinger Professor J. W. JÄGER hat darum später in seiner Leichenpredigt von der Herzogin als *der Vormauer, welche manches Unglück von dem Land abgewendet hat*, gesprochen. Der Hofbiograph verglich sie echt barock mit der biblischen Deborah. Immerhin, die Prädikate der *großen Landesmutter und Fürstin, der Beschützerin Stuttgarts*, kommen ihr zu Recht zu. Der Hofmaler hat sie dargestellt als die Gluckhenne:

*Die treue Gluckhenn schützt und wacht,  
wenn Sturm und Wetter blitzt und kracht.*

In den offiziellen Prädikaten wird auch das soziale Engagement der Fürstin erwähnt: *Pflegerin der Armen, Trösterin der Witwen, Versorgerin vieler Waisen*. Das waren nicht nur schöne Worte. Anders als die GRAVENITZ, die Mätresse ihres Sohnes, die dem Land Unsummen gekostet hat, hat sich MAGDALENA SIBYLLE etwa mit der erwähnten Versetzung ihres Schmucks verhalten. Die Geistlichen berichten, daß die Fürstin ihnen immer wieder unauffällig Geld für Notleidende zur Verfügung gestellt habe. Es dürfte nicht ganz von ungefähr sein, wenn sie nach der neutestamentlichen Wohltäterin geradezu eine Tabea genannt wird, die Bezeichnung, die ein Menschenalter später der Pietist GEORG KONRAD RIEGER für BEATA STURM gebraucht hat. Der pietistische Hofprediger ANDREAS ADAM HOCHSTETTER hat die Tabeageschichte in die Leichenpredigt für MAGDALENA SIBYLLE eingebaut. Hier tauchen, nicht ganz untypisch für jene Zeit, auch in der protestan-



Portrait aus dem Ehrengedächtnis der Herzogin MAGDALENA SIBYLLE

tischen Lebensbeschreibung Elemente der Heiligenbiographie auf. Soweit wir erkennen können, scheint die karitative Praxis der Herzoginwitwe freilich punktuell geblieben zu sein. Ob sie auch an die umfassende Abstellung von Notständen durch entsprechende Reformen dachte, wissen wir nicht, dazu ist uns ihr Anteil an den und ihr Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu wenig bekannt. Immerhin hat es an Reformmaßnahmen in jener Zeit nicht gefehlt. Zu nennen wäre die Verbesserung der kirchlichen Gesetzgebung durch die offizielle Rezeption der *Cynosura ecclesiastica* des J. V. ANDREAE, die Verbesserung der katechistischen Unterweisung und der Theologenausbildung sowie die Aufnahme der Waldenser im entvölkerten Westteil des Landes. Fügen wir dem Lebensbild noch einige weitere Züge hinzu: Die Biographie bescheinigt ihr, sie habe ihre Räte hochgehalten. In der Tat gibt es ne-



ben den Theologen unter den herzoglichen Beamten damals einige sehr bedeutende und einflußreiche Persönlichkeiten wie etwa den Kammerrat KULPIS, den Korrespondenten von PHILLIPP JAKOB SPENER. Anders als ihr Sohn war die Herzogin der äußeren Prachtentfaltung feind. Aber sie war dabei keine Puritanerin. Für die Ausstattung ihrer Kirchen hatte sie durchaus etwas übrig. Sie besaß eine eigene Bibliothek, doch war es eine ausgesprochene Erbauungsbibliothek. MAGDALENA SIBYLLE hat geschriftstellert; dabei ging es um fromme Literatur. Insgesamt wird man sagen können, daß sie eine kultivierte, vor allem religiös gebildete Frau war. Diese aktiven, weltzugewandten Züge in diesem Lebensbild wird man nicht vergessen dürfen, wenn man sich der inneren Biographie, der Frömmigkeit der MAGDALENA SIBYLLE zuwendet, über die wir fast mehr wissen, als über ihren äußeren Lebensgang. Auch diese innere Seite ihrer Lebensgeschichte versteht man nur in einem größeren Zusammenhang. In der eigentlichen Regierungszeit der MAGDALENA SIBYLLE hat sich einer der größten Umbrüche in der protestantischen Frömmigkeitsgeschichte vollzogen, der sich freilich schon länger

angebahnt hatte. 1675 hatte PHILIPP JAKOB SPENER das Reformverlangen einer ganzen Generation zusammengefaßt in seiner Programmschrift *Pia Desideria oder Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirchen samt einigen dahin einfältig abzweckenden Vorschlägen*. Diese Schrift gilt als der Anfang des Pietismus. Dem Pietismus ging es um intensive Beschäftigung mit der Bibel auch durch die Laien, um lebendige praktizierte Herzensfrömmigkeit, nicht nur um verstandesmäßiges Wahrhalten von Glaubenssätzen, um die tatsächliche Verwirklichung der Bekehrung und Wiedergeburt. Geübt werden sollte diese Frömmigkeit vor allem im kleinen Kreis, im Konventikel. Die neue Frömmigkeitsbewegung hat in Württemberg schnell Anhänger gefunden. Pietistische Erbauungsstunden fanden in Bebenhausen und im Tübinger Stift statt. 1688 wurde eine Ordnung des Stifts erlassen, die neben dem Wissen den Schwerpunkt auf die Frömmigkeit der Theologen legte. Die einflußreichen Anhänger des Pietismus in der Kirchenleitung haben damals, allerdings gegen den Widerstand einer konservativen Gruppe, versucht, die württembergische Kirche insgesamt dem Pie-

Schloßkapelle Stetten





tismus zu öffnen. Bekanntlich ist das auf die Dauer auch gelungen. Einer der damaligen führenden Pietisten, JOHANN REINHARD HEDINGER, hat der Herzoginwitwe seine Passionsbetrachtungen gewidmet; ein anderer, ANDREAS ADAM HOCHSTETTER, hat ihr die Leichenpredigt gehalten. ALBERT KNAPP, ein Mann der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts, hat sie ohne weiteres für den Pietismus vereinnahmt. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Zwar hat der Pietismus das Zeitalter vor seinem Aufkommen als das der toten Orthodoxie klassifiziert, in der der Glaube in den Formeln der reinen Lehre erstarrt war und keine Relevanz mehr für das Leben hatte. Aber in Wirklichkeit verlief der Übergang zur neuen Frömmigkeit viel fließender. Reformbestrebungen und Kirchenkritik gab es auch unter den orthodoxen Theologen. Das evangelische Kirchenlied jener Zeit ist der echte Ausdruck tiefer protestantischer Frömmigkeit überhaupt. Aus der großen Erbauungsliteratur spricht ein großer religiöser Ernst. Der 1621 verstorbene JOHANN ARND hat mit seinen sechs Büchern vom wahren Christentum das erfolgreichste Erbauungsbuch des Protestantismus überhaupt geschaffen. Eben das «wahre Christentum» mit der gelebten Nachfolge Christi in der persönlichen Betroffenheit durch sein Heilshandeln und mit der Verachtung der Welt wurde das heimliche Programm der ernstesten Christen. Die frommen Seelen suchten ein intensives Verhältnis zu Gott und vor allem zu Christus. Die Innigkeit, die der lutherische Glaube haben kann, verband sich hier noch einmal mit Traditionselementen der Mystik. In diese vorpietistische lebendige Frömmigkeit scheint MAGDALENA SIBYLLE hineinzugehören. Ihre religiöse Prägung dürfte sie während des Aufenthalts in Schweden erhalten haben. Dort hat sie sich ihre Devise gewählt:

*Mein Schatz ist meine Ehr,  
mein Leitstern wahre Tugend,  
die hab ich stets gelibt von meiner zarten Jugend*

(erzählt sie später und fährt dann fort:)

*Nun ich im Elend bin, sehnt sich mein Leib zur Ruh  
und meine matte Seel schwingt sich gen Himmel zu.*

Tugendhaftes heiliges Leben und Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland dürften wichtige Elemente der Frömmigkeit der MAGDALENA SIBYLLE gewesen sein. Diese Frömmigkeit ist sehr wahrscheinlich durch ihr schweres Schicksal weiter entwickelt worden. Die folgenden Verse zeigen, daß es geradezu zu Sublimationen und Übertragungen gekommen ist, wenn sie ihren verstorbenen Mann anredet:



Schloßkapelle Stetten, Ausschnitt aus der späteren Bilderfolge

*Mich verlangt dich Ehgemahl,  
du gecrönte Seel, zu hertzen,  
die ich, nun getrennt von dir,  
rede nur von tausend Schmerzen*

oder wenn es in demselben Gedicht heißt:

*Hier hat mich des Lebens Band  
als mit Fesseln umbgefangen,  
es kann nicht, wohin sie will,  
meiner Seelen Brunst gelangen,  
Aller Hoffnung letzter Zweck  
zeichnet sich in verkürzttem Blick,  
biß ich dort mit vollem Aug  
seh der Gotteskinder Glück.*

Es ist ganz bezeichnend für jene Zeit und findet sich ebenso im damaligen Kirchenlied, daß sich in reichen Bildern die individuelle und subjektive Erfahrung und Erwartung der einzelnen Seele aus-



spricht, daß es viel weniger um die objektiven Heilstatsachen geht, als in der Frömmigkeitsepoche davor. Aber eine eigentliche Pietistin war MAGDALENA SIBYLLE bei dem allem doch nicht. In ihrer Umgebung finden wir fast noch stärker als die Pietisten Theologen, die dem Pietismus eher kritisch gegenüberstanden, wie der Hirsauer Präzeptor EHRNREICH WEISSMANN, dem sie wohl im Zusammenhang mit dem Sterben ihres Mannes begegnet ist und der dann 1680 Spezial in dem Stetten nahegelegenen Waiblingen und später in Kirchheim (Teck) gewesen ist, bevor er es schließlich noch zum Prälaten gebracht hat. WEISSMANN muß als der theologische Berater der Herzoginwitwe gelten. Er hat ihre Schriftstellerei beeinflußt und mitgewirkt am Stettener Bilderprogramm. Obwohl kein Pietist, war auch er bestimmt von der neuen individualisti-



Tafel aus der ev. Kirche Notzingen, ehemals Schloßkapelle Kirchheim/T.



schen, sich selbst beobachtenden, auf Erfahrungen ausgehenden lutherischen Frömmigkeit.

MAGDALENA SIBYLLE hat, wie es kaum anders zu erwarten ist, versucht, in diesem Geist den Erbprinzen EBERHARD LUDWIG zu erziehen, und das ist offenbar zunächst auch gelungen. Aber es dürfte dann doch auch eine Reaktion auf diese enge Erziehung gewesen sein, wenn EBERHARD LUDWIG die französische Prunkentfaltung mit seiner pompösen Hofhaltung in Ludwigsburg imitierte, wenn er sich eine Mätresse zulegte, die das Land ruinierte, wenn er versuchte, in Württemberg den absolutistischen Staat zu etablieren. Durch ihren Sohn brach noch zu Lebzeiten der MAGDALENA SIBYLLE der Geist eines neuen Zeitalters in Württemberg herein, der bereits durch die Säkularisierung des Denkens und Lebens gekennzeichnet ist und der schon Elemente der Aufklärung enthält. Diesem neuen Geist konnte sich MAGDALENA SIBYLLE nur protestierend verschließen. Die Bilder von Stetten II, die mindestens noch aus dem Kreis der Herzoginwitwe stammen, sind dafür ein Zeugnis. Da steht auf einem Sockel eine Büste aus Stein, gegen die eine Hand vergeblich den Hammer führt:

*Die Stirn ist härter dann ein Stein,  
drumb dringt der Hammer wenig ein.*

Ein Hahn auf dem Mist hält eine Perlenkette im Schnabel:

*Das Welthertz kann die Himmelsblum nicht raisen,  
Mit Perlein weiß der Hahn sich nicht zu speisen*

Gegen die Gottesverachtung heißt es drohend:

*Wann eine Stadt gleich an dem Himmel hienge,  
Durch Gottes Spott sie auch zu Trümmer gienge.*

und:





*Am End des Spötters Herz verschmachtet,  
Wo Gottes Trost wird stets verachtet.*

Der irdische Mensch gilt als gefangen:

*Was hilft's sich aufwärts wollen schwingen,  
Wen Welt und Teufel dich bezwingen.*

Vergnügungssucht und Bibelfrömmigkeit geraten in Konflikt:

*Der Weltfreund mich so süß erlacht,  
Daß ich der Bibel wenig acht.*

Im selben Sinn steht unter dem Bild eines seifenblasenden Knaben:

*Die Freud erstirbt, die Blas ist hin,  
So ist der eitle Weltgewinn.*

Die neue Zeit mit ihrer Welthaftigkeit und Diesseitigkeit, in der der Atheismus sich bereits meldet und die nur noch an das Vorfindliche und Erfahrbare glaubt, hat freilich auch verwandte Züge gerade mit dem subjektivistischen Pietismus. An den Stettener Bildern fällt etwa auf, daß Gott nicht mehr persönlich dargestellt wird. Er tritt fast anonym auf, häufig als Hand, die aus der Wolke greift oder als Lichtstrahl. Hier melden sich mitten in der Frömmigkeit ähnliche Probleme, wie sie dem modernen Denken anhaften. Umgekehrt ist EBERHARD LUDWIG nicht ganz von seiner frommen Erziehung los-

gekommen. Er hat sich erstaunlicherweise immer sehr strenge und gerade Hofprediger zugemutet. Wenden wir uns nun der Frömmigkeit der MAGDALENA SIBYLLE selbst zu. Entsprechend ihrer Herkunft aus einer lebendigen lutherischen Religiosität findet sich bei ihr keinerlei Distanzierung gegenüber dem bestehenden etablierten Kirchentum, kein Hang zum Konventikel. Sie hat die Kapellen und Kirchen in Stetten und Kirchheim ausschmücken lassen. Vielleicht kann man aber in der Hofgemeinde eine Vorform der adligen Ecclesiola entdecken, die dann etwas später an den mitteldeutschen Adelshöfen eine große Rolle gespielt hat als Zentren des hallischen und herrnhutischen Pietismus. Da fanden Betstunden für die Hofbediensteten statt und zwar im Sommer bereits um vier Uhr morgens. Die Herzoginwitwe selbst betet vor. Das ausge dehnte, gefühlsbetonte Gebet spielte bei ihr überhaupt eine wichtige Rolle. Pfarrer DROMMER von Stetten berichtet, daß sie viel unter Thränen gebetet habe. Es soll im Schloß sogar ein besonderes Betzimmer gegeben haben. MAGDALENA SIBYLLE galt als große Beterin. Ihr Gebet sei in der Franzosengefahr von 1707 wie eine Mauer um die Stettener Markung gewesen.

Mit der Frömmigkeitspraxis, in der das Gebet so betont wird, hängt auch die Schriftstellerei der MAGDALENA SIBYLLE zusammen, z. B. das zuerst 1690 und dann später mehrmals gedruckte *im Namen der*



Hochheiligen Dreieinigkeit Gott geweihte Andachtsopfer, darin eine gottgelassene Seele sich ihrem Herrn Jesu täglich, morgens, mittags und abends in heißer Andachtsglut mit Gebet und Liedern demütigst aufopfert, dem allmächtigen, ewigen Gott zu Lob, Preis und Ehren in tiefster Demut zusammengetragen. Wie alle Veröffentlichungen der Herzoginwitwe erschien es anonym. Die Seele, die in Gott ihre Gelassenheit gefunden hat, opfert hier, wie das Titelkupfer ausweist, Gott ihre Gebete. Vom reformatorischen Standpunkt sind das nicht unproblematische Gedankengänge. In dem Andachtsbuch sprechen sich vornean das Sündenbekenntnis und der Führungsglaube aus. Es bietet zunächst Gebete und Liedverse für die einzelnen Tageszeiten aller Tage der Woche, dann folgen die sogenannten Hausseufzer um das, was im Alltag begegnet, weiter die Tugendseufzer um Glaube, Liebe und Hoffnung. Am Schluß stehen die Gebete für viele Casus (Anlässe). Längst nicht alles stammt von MAGDALENA SIBYLLE selbst, sie hat weithin nur zusammengestellt. Nicht alles ist von gleicher Qualität. Um das Andachtsopfer hat sich eine charakteristische ba-

rocke Legende gerant: 1690 beim Stadtbrand von Kirchheim habe sich in einem der völlig zerstörten Bürgerhäuser unter einem Ziegelstein ein unversehrtes Exemplar des Andachtsopfers gefunden, lediglich ein Kreuz sei auf dem Deckel eingebrennt gewesen. Ähnliche Erzählungen von wunderbaren Bewahrungen gibt es von den Büchern von JOHANN ARND oder von Hostien an den katholischen Wallfahrtsorten. Es geht hier nicht um den Wahrheitsgehalt solcher Berichte. Wir wissen heute, daß sie immer da auftreten, wo es gilt, das Auftreten neuer Frömmigkeitsformen durch Wunder zu bestätigen. 1703 hat MAGDALENA SIBYLLE ein besonderes Andachtsbuch für Kranke und Sterbende herausgebracht: *Geistlich Krankenapotheke. Das ist christliche und schriftmäßige Unterweisung, wie Kranke und Sterbende ihr von Gott zugeschicktes Kreuz geduldig tragen, der Furcht des Todes mit kräftigem Trost begegnen und in ihrem letzten Stündlein durch Hilf und Beistand ihres Herrn Jesu selig hinfahren können; samt einem Anhang von vielen Sprüchen, Seufzern und Stoßgebetlein, die bei denen Patienten und Sterbenden in mancherlei Anfechtungen heilsamlich zu gebrauchen sein.*

MAGDALENA SIBYLLES Sarg, den sie sich lange vor ihrem Tod hat anfertigen lassen, mit Bibelworten und emblematischen Bildern. Kupferstich aus dem *Ehrengedächtnis*





Wie wichtig für die Herzoginwitwe die Frage, mit dem Leiden und Sterben fertig zu werden, geworden ist, werden wir später sehen. Machen wir uns jetzt schon klar, daß für jene Zeit überhaupt es noch zur Lebensbewältigung gehörte, die Kunst des Leidens und Sterbens, denen hoch und nieder äußerlich so hilflos gegenüber standen, zu beherrschen. MAGDALENA SIBYLLE hat auch ein Wetterbüchlein herausgegeben, wohl gegen äußere Unglücksfälle und Katastrophen.

Man kann sich nun fragen, ob das alles nicht eine in äußerlichen Formen aktivistische wortreiche Frömmigkeit war, eine betende Betriebsamkeit, die gewissermaßen das Herz auf der Zunge trug. Aber das wäre falsch geurteilt. Die Frömmigkeit der Herzoginwitwe wußte sich völlig auf JESUS angewiesen und von ihm abhängig. Noch ist ganz klar, daß der evangelische Glaube aus dem Wort und dem Sakrament lebt. In Stetten wird an der Kanzel das Wort mit der kostbaren Perle und mit Gottes Fischnetz verglichen. Neben Gebet und Lied ist – erstaunlich genug für den süddeutschen Protestantismus – das Bild, die Illustration, ein wichtiges Ausdrucksmittel für diese Frömmigkeit, und zwar das Bild nicht als Illustration objektiven Gesche-

hens, sondern als Gleichnis und Widerspiegelung innerer Vorgänge und seelischer Erfahrung. Dazu können biblische Themen herangezogen werden, aber auch durchaus weltliche Vorgänge können zum Gleichnis werden. Die Welt- und Geschichtserfahrung wird durchsichtig auf einen innerlichen geistigen Bezug hin, den der erläuternde Text jeweils artikuliert.

Zeugnis für die JESUSfrömmigkeit der MAGDALENA SIBYLLE sind die von ihr selbst festgelegten Bilder der ehemaligen Kirchheimer Schloßkapelle, die heute in Notzingen hängen. Sie stellen vor allem Szenen aus dem Leben Jesu dar, aber so, daß sich fast immer der Bezug zum frommen Betrachter ergibt. Da zieht JESUS mit zwei Engeln (nicht mit dem Volk) in Jerusalem ein: *Siehe dein König kommt zu dir sanftmütig*. Bei der Geißelung zielt der Text auf persönliche Teilnahme ab: *Schaut doch, ob ein Schmerz sei wie mein Schmerz*. Ebenso bei der Kreuzigung: *Der Gerechte für die Ungerechten*. Bei der Himmelfahrt trägt JESUS den Himmelsschlüssel, um ihre Bedeutung sofort klar zu machen: *Niemand kommt zum Vater denn durch mich*. Bei der Szene des Auferstandenen mit THOMAS heißt es provozierend: *Selig sind, die nicht sehen und doch glauben*. Auffallend stark ist







das Thema JESUS und die Frauen berücksichtigt. Da sitzt JESUS am Tisch über einer Bibel, MARIA zu seinen Füßen: *Eins ist not. Ich bin der Herr dein Arzt, steht unter der Szene mit der blutflüssigen Frau.* Zur großen Sünderin heißt es: *Bei dem Herrn unserm Gott ist viel Vergebung.* Bei der Auferweckung des Lazarus sind natürlich MARIA und MARTA mitdarstellt: *Ich bin die Auferstehung und das Leben.* JESUS als der Bräutigam tritt aus der Tür; die fünf klugen Jungfrauen erwarten ihn: *Siehe ich komme bald.* Um JESUS als die persönliche Verheißung, aber auch das Vorbild und den Mahner, geht es hier.

Literarisch hat MAGDALENA SIBYLLE diese JESUSfrömmigkeit, die dann vor allem in einer Passionsfrömmigkeit kulminiert, in einem besonderen Buch zusammengefaßt: *Das mit Jesu gekreuzigt Herz; oder andächtige Betrachtungen des bitteren Leidens und Sterbens unsers Herrn und Hailandes Jesu Christi, wie auch der sieben letzten Worte am Kreuz; samt angefügter*

*Kreuzpresse der gläubigen Seelen. Mit vielen Sinnbildern, geistreichen Gebeten und neuen Liedern vermehret. Alles zu Gottes Ehren, zu eigner und des Nächsten Erbauung zusammengetragen.* Wie auf den Kirchheimer Bildern zieht JESUS nicht eigentlich in Jerusalem, sondern in der Seele ein:

*Willkomm du Lamm von Gott gesandt  
du eilest hin zu Strick und Band  
Komm auch ins Herz und lehr uns wohl,  
wie deinen Tod es preisen soll.*

Auf JESU Leiden kann man das eigene Leiden übertragen: *Wann auch ich über den Bach Kidron des bitteren Kreuzes gehen soll und mir das Herz fast schwer will werden, so laß mich diesen deinen herben Gang betrachten und bedenken, welch eine Ehre mir das ist, daß ich soll in deine Fußstapfen treten, daß du diesen bitteren Gang vorher getan, mir zur Nachfolge und ich mich daher nicht aussondern kann, sondern nur in Geduld dir nachgehen soll.* An JESUS kann man die eigene Sündigkeit erkennen. Unter dem Gebetskampf in Gethsemane steht auf dem Kirchheimer Bild: *Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden.* Die Passionsbetrachtung formuliert das so: *Wilt du demnach, o Mensch, wissen, was Sünde ist vor Gott? So betrachte nur mit wahren Glaubensaugen dieses blutschwitzend-höchstbetrübt und trauervolle Jammerbild des Herrn Jesu.* Siehe was du ihm für Arbeit mit deinen Sünden und übergroße Mühe mit deinen Missetaten gemacht hast. Ach siehe wie er hier liegt als ein Würmlein auf der Erden. Die Last deiner und der ganzen Welt Sünden drückt den, der sonst alles trägt mit seinem kräftigen Wort. Das Leiden JESU ist dann zugleich die Mahnung, nicht in neue Sünde zu fallen. Dem entspricht die Kreuzigung auf dem Stettener Altarbild. Nicht vom Sieg ist die Rede, sondern die für uns erlittene Qual soll eindrücklich gemacht werden. Die Darstellung zielt auf Mitleid und Rührung. Das Motto lautet:

*Mich frei zu machen vom Verderben  
Mußt du, mein frommer Jesus sterben.*

Die Grablegung in der Predella wird wieder übertragen verstanden:

*Mein Herz ist meines Jesus Grab,  
in seinem Tod ich Leben hab.*

Das ist beste lutherische Tradition, aber subjektiviert und individualisiert. Die MARIA MAGDALENA, die auf dem Altarbild das Kreuz umfaßt, steht da für die Herzoginwitwe. In der JESUSnachfolge nimmt die Seele gerne das Leid und das Schwere auf sich. Das zeigen einige Bilder aus der Kreuzpresse, z. B. der Acker, durch den die Pflugschar geht:

*Der mich liebt, wird mein nicht schonen,  
damit ihm meine Früchte lohnen.*



oder ein Hechel wird durch Flachs gezogen:

*Soll ich werden zart und fein,  
muß ich oft geplaget sein.*

oder das Bild von der Orgel, die getreten wird:

*Je mehr ich getreten werd,  
je mehr wird mein Laut gehört*

Ein Schiff aus dem Sturm in den Hafen kommend:

*Euer Stürmen treibt mich fort  
aus den Wellen in den Port*

Die Läuterung des Goldes:

*Ist die Prob schon etwas schwer,  
kommet doch mein Wert daher.*

Nach dem bisher Berichteten werden wir es vielleicht ein wenig nachvollziehen können, wie die Herzoginwitwe eigentlich ihr ganzes Leben verstanden hat, nämlich als eine Schule des Sterbens. Ihr frühestes mit 28 Jahren verfaßtes Werk zeigt es: *Christliche Betrachtung der betrübten Zeit und freudenvollen Ewigkeit. Aus unterschiedlichen Trauer und Todtsgedichten auch andächtigen Abhandlungen von dem Zustand künftiger Dinge nach diesem irdischen Leben in zweien Teilen beschrieben und mit geistlichen Sinnbildern gezieret von einer gottliebenden Seelen.*

Sie sei sehr lange mit dem Tod mit seiner für die Vernunft zwar gräßlichen, aber in CHRISTUS dem Glauben erfreulichen Gestalt umgegangen. Viele Jahre vor ihrem Tod hat sie sich den hölzernen und zinnernen Sarg, verziert mit Reim und Bibelsprüchen, machen lassen. Leitend sind u. a. die Christentugenden Glaube, Liebe, Hoffnung. Eine Frau steht am Fuß des Kreuzes, neben ihr Mose:

*Der Glaub ergreift das Kreuz und Leiden,  
wann des Gesetzes Last mich drückt,  
wann mich dein Gnadenaug anblickt,  
so laß mich nichts mehr von dir scheiden.*

Eine Frau blickt mit dem Fernglas in den offenen Himmel:

*Die Liebe dringt durch Wolk und Sterne  
zu dir bis in den Himmel ein.  
Da bin ich schon, da will ich sein,  
nichts soll mich mehr von dir entfernen.*

Eine Frau, die unter dem offenen Himmel das Kreuz trägt:

*Die Hoffnung hilft mir übertragen  
Das Kreuz, so du mir zubereit,  
Auch nur ein Blick der Ewigkeit  
versüßet alle meine Plagen.*

Die Thematik der Sterbekunst ist auch das Verbindende an dem Stettener Bilderzyklus, der wohl 1682 in Zusammenwirken mit dem damaligen Waiblinger Spezial EHRNREICH WEISSMANN entstanden ist. Die Bilder wollen insgesamt den Menschen zur Bestimmung seines Standorts bringen. Fast noch mittelalterlich stellen sie ihn in die Entscheidung zwischen Himmel und Hölle. Schon in der Farbgebung der Graumalerei ist der Kontrast zwischen hell und dunkel eindeutig. Freud und Leid werden schematisch und alternativ auf dieser- und jenseits verteilt:

*Nach kleiner Müh, die große Freud,  
nach kurzer Freud, das große Leid.*

oder:

*Die Welt nach ihrem Freudentag  
erfähret nichts als Höllenklag.*

Die Deckenmalerei mit dem drastischen Jüngsten Gericht ist eine harte Gesetzespredigt. Die Darstellung der himmlischen Seligkeit fällt dagegen weit blasser aus. Was soll der Mensch angesichts der doppelten Möglichkeit, die er vor sich hat, tun? Die Antwort gibt die sterbende Matrone auf dem Deckengemälde, gemeint ist mit ihr zweifellos die Herzoginwitwe. Ein Engel weist sie auf das Taufbecken mit der Sündenvergebung und auf das Abendmahl als das Lebensbrot hin. Dazu heißt es:

*Der Tod macht allen Leids ein End  
und führt hinauf zu Gott behend.*

Das wird nun immer wieder variiert: Da ist die Frau, die dem Kleinod zueilt und die Verlockungen der Welt ausschlägt:

*Ich sehe nicht zurück, ich dring dem Kleinod zu,  
dort findet meine Seel die allerbeste Ruh.*

Da ist ein hoher Baum mit schönen Früchten:

*Wer Gottes Süßigkeit versucht,  
der steigt hoch nach dieser Frucht*

Hier haben das Leid, das Widrige und die Buße ihren Sinn, etwa in Gestalt des Hammers, der das Herz zerschlägt:

*Das Herz kann nichts von Gnade sagen,  
Es werde dann mit Angst zerschlagen.*

Man erinnert sich daran, welche Bedeutung der Bußkampf wenig später bei dem Pietisten AUGUST HERMANN FRANCKE bekommt. Die Strafen, die Gott schickt, sind anzunehmen. Die Seele muß wach sein bei den Gefahren, die ihr drohen. Sie darf nicht wie die Schiffsbesatzung inmitten der Klippen



schlafen. Wie schon in altkirchlichen christlichen Traditionen wird die Welt als die Fremde empfunden:

*Mein Reis geht von dem Jammerort  
hinauf zu Gottes Himmelsport.*

Aber dabei gibt es sirenenhafte Versuchungen durch die Weltlüste:

*Verlangst du hin in Gottes Zelt,  
so fleuch die Lust der argen Welt.*

Jedoch auch das trotzig: *Tobe Welt und springe, ich steh hier und singe*, wird angestimmt. Das alles ist möglich in der Gemeinschaft mit dem leidenden CHRISTUS:

*Durch Christi Kreuz sterb ich der Welt,  
sein Wort mich stets in Gottsfurcht hält.*

Der Mensch läßt sich geradezu von CHRISTUS selbst kreuzigen:

*Weil Christi Tod mich hat vom Tod errettet,  
so sei auch ihm zu Lob mein Fleisch getötet.*

Das geschieht, indem JESUS durchs Wort ins Herz hineingemalt wird:

*Des Kreuzes Kraft und Jesu Gestalt,  
wird durch das Wort ins Herz gemalt.*

Ganz konsequent ist MAGDALENA SIBYLLE dann auch sehr bewußt gestorben. Die Signatur dieses Lebens durch die Plagen hat sich im Alter noch verschärft. Der Hoftheologe führt zu Recht unter ihren Prädikaten auch das der wohlgeprüften Kreuzschwester auf. Sie litt unter Steinbeschwerden, einer Geschwulst am Kopf und Dissenterie. Sie muß ihr Ende geahnt haben und hat ihr Haus bestellt bis hinein in die Einzelheiten der Beerdigung. Ihren Leichentext hat sie entsprechend ihrer ganzen Lebensauffassung aus Jes. 48, 10 gewählt: *Siehe, ich will dich läutern, aber nicht wie Silber, ich will dich auswählt machen im Ofen des Elends*. Die von ihr gedichtete Leichenarie ist auf denselben Ton gestimmt:

*Es bleibt in meinem Sarg verschlossen und vergraben  
Was heimlich in der Seel mich mag gequälet haben.  
Die Welt war meiner müd, ich vielmehr deiner Welt,  
Dir war ich eine Last und du hast mich gequälet.*

Intensiv hat sie sich auf ihre letzten Kommunionen vorbereitet. Am 3. August 1712 ist MAGDALENA SIBYLLE von Stetten nach Kirchheim gereist. Dort ist sie am 11. August gestorben. Sie hatte sich in ihr Schicksal ergeben, und es fehlt nicht an hellen, ja wiederum legendären Zügen um dieses Sterben herum. Ihre Umgebung will in ihrer letzten Stunde

eine Instrumental- und Figuralmusik vernommen haben. Beachtlich sind auch die Lieder, die am Sterbebett gesungen wurden: *Dein Will gescheh Herr Gott zugleich*; sodann einer der besten Verse aus der protestantischen Brautmystik: *Zion hört die Wächter singen*; und zuletzt dennoch: *Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut*. Man hat sie am Schluß gefragt, ob sie noch JESUM im Herzen habe. Antwort: *Ach ja, meinen Jesum, meinen Jesum*.

Vieles an dieser barocken Frömmigkeit ist uns fremd und mag uns übertrieben erscheinen: diese lange Sterbeschule, die legendären Züge, das Sentimentale. Aber in der Biographie der MAGDALENA SIBYLLE wirkt das alles doch echt und ganz integriert in die Erfahrungen ihrer schweren Lebenszeit. Es war eine Frömmigkeit, der, wie dem modernen Menschen überhaupt, viel an der Erfahrung lag, hier an der Erfahrung, die die Seele mit CHRISTUS macht. Dafür wurden in eigenartiger Weise die äußeren Vorgänge vielfach Sinnbild. Die Welt wurde zum großen Beispielschatz für das Geistlich-Jenseitige. Das war eine merkwürdige Art von Anschaulichkeit, die Gefahr lief, daß ihr das Konkrete dann doch verloren ging, daß man hier nur noch das Jammertal, aber nicht mehr die gute Schöpfung Gottes erkennen konnte. Gott schien sich nur noch um die fromme einzelne Seele und nicht mehr um die Welt zu kümmern. Allzu einfach erfolgte die Scheidung in hell und dunkel und in gut und böse. Diese Weltflüchtigkeit hatte ihre Schwächen. Sie war vielleicht mit schuldig an der Diesseitigkeit und Genußsucht der folgenden Epoche und stand diesem neuen Geist doch so hilflos gegenüber, daß sie nicht mehr auf ihn eingehen und sich mit ihm auseinandersetzen konnte, sondern ihn nur noch als gottlos abschrieb. Man könnte diese Frömmigkeit in der Tat als wunderlich und untauglich aburteilen, wäre da nicht auch jene beachtliche Standfestigkeit der MAGDALENA SIBYLLE in ihrem politischen Beruf als Herzoginwitwe, die sie in schwierigen Situationen bewährt hat; wäre da nicht diese große Kraft, Lasten zu tragen, wo man sich der Lasten nicht entledigen konnte, das Wissen von Geborgenheit, wo alles bedrohlich und nachtschwarz ist, wäre da nicht, daß die Weisheit, daß Leiden reif machen kann. Wir haben gewiß mehr Möglichkeiten, Not und Leid abzuwenden, und doch müssen auch wir alle mit Not und Trauer und Sterben fertig werden.

## Literatur

REINHARD LIESKE, Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg. 1973 – ALBERT KNAPP, Altwürttembergische Charaktere, Stuttgart 1870 – Der Sammelband der UB Tübingen L III 25 fol. mit den Leichenpredigten und Personalien für MAGDALENA SIBYLLE, Stuttgart 1712.







Während in dem Jahrhundert zwischen 1686 (Grundsteinlegung der Klosterkirche Obermarchtal) und 1786 (Weihe der Klosterkirche Rot an der Rot) rings um die Stadt die großen Bauten des ober-schwäbischen Barock entstanden, blieb die Reichsstadt Biberach von der barocken Bauwelle nahezu unberührt; barockes Gepräge zeigen – von Innenausstattungen und Details wie Portalen einmal abgesehen – nur das um 1700 erbaute DINGLINGER-Haus (Marktplatz 41) und das Haus KOLESCH (Marktplatz 16). Das gewichtigste Bauunternehmen der Reichsstadt im 18. Jahrhundert, die barocke Umgestaltung der aus der Zeit um 1350 stammenden Stadtpfarrkirche St. Martin, veranlaßte so auch nicht barocke Bauwut eines wohlweisen Magistrats, sondern höhere Gewalt: Als im April 1746 ein Stück der Decke herunterfiel, ergab die Bauschau, daß die Kehlbalken an der Mauersohle abgefault waren. Man entschloß sich daraufhin mehr nolens als volens, anstelle der bisherigen polygonalen Holztonne eine Flachdecke einzuziehen.

Nachdem schon Angebote verschiedener *Stuccadore* – in den Ratsprotokollen finden sich die Namen SCHÜTZ, EICHMEYER aus Salem und THOMBACH aus Münsingen – abgelehnt worden waren, beschäftigte sich der Magistrat am 7. Juni 1746 mit dem Entwurf eines Malers, der gerade im nahen Schussenried um 700 fl. die Seitenschiffe der Klosterkirche freskierte: JOHANN ZICK.

JOHANN ZICK war zu dieser Zeit schon kein Unbekannter mehr. Geboren 1702 in Lachen bei Ottobern, Schüler von JACOB CARL STAUDER in Ottobern, von dem die Städtischen Sammlungen Biberach ein Bildnis des JOHANN ANTON KRAFFT VON DELLMESEN (1717) besitzen, und Piazzetta in Venedig, hatte er damals bereits die Kirchen in Raitenhaslach (1738/39) und Schussenried (1745/46) ausgemalt. Ihren Höhepunkt erreichte seine Kunst dann nach Biberach in den bedeutenden Fresken des Gartensaaes der Würzburger Residenz (1749/50) und des Bruchsalers Schlosses, wo er 1751 den Fürstensaal, 1752/53 die Kuppel des Treppenhauses und 1754 den Marmorsaal ausmalte; die späteren Werke – genannt seien die Fresken in der Pfarrkirche in Amorbach (1753), der Sandkirche in Aschaffenburg (1756) und der Pfarrkirche in Grafenrheinswald (1757) – fallen gegen sie immer deutlicher ab. ZICK war aber nicht nur ein bedeutender Freskomaler, sondern auch ein Meister des Staffeleibildes, wie z. B. die neuerworbenen Gemälde in

den Städtischen Sammlungen Biberach zeigen. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich dann fast ausschließlich mit Astronomie und Mechanik und baute eine Maschine zur Darstellung der Planetenbewegung. Am 4. März 1762 starb er in Würzburg. – Doch zurück nach Biberach.

Der Kostenvoranschlag, den ZICK nun dem Biberacher Magistrat vorlegte, bezifferte die Kosten für die Ausmalung der Mittelschiffdecke mit Stuckierung auf 2200 fl., ohne sie auf 1800 fl. In einem unmittelbar nach der Ratssitzung noch am 7. Juni verfaßten Brief beteuerte ZICK, *das mein Hauptabsehen und Intention nicht auf großen Profit oder Gewinn, sondern nur allein dahin abzielt, mich durch solches renommirt und zukünftig vorkommend und ereignender Arbeit sowohl hier als in der Nachbarschaft recommendiert zu machen.* Und die Stadtväter nahmen ihn beim Wort: Am 13. Juni 1746 genehmigte der Magistrat zwar den mit 1800 fl. veranschlagten billigeren Entwurf, der statt echten nur gemalte Stukkaturen vorsah; doch wurde ZICK wenig später bedeutet, *daß solcher gestalten wohl nichts aus der Sache werden würde und er lieber noch mehrers sich mithin herunter lassen möchte.* Schließlich einigte man sich auf 1500 fl.

Am 17. Juni 1746 wurde so der Kontrakt zwischen der Stadt und dem *bischöflich littich freysing und regenspurgischen Cammerdiener und Hofmahler JOHANN ZICK* über die Ausmalung der Kirche abgeschlossen, dem der Magistrat am 20. Juni zustimmte; ZICK mußte versprechen, *die gantze Langhausdecke in der Pfarrkirchen mit einem Feld, worinnen die von löblicher Reichsstadt selbst vorzuschreibende anständige Historien auf das Schönst und Künstlichste gemalt werden sollen, en fresco zu verfertigen, wie auch über dem Fronbogen nebst den hindern Teil, ferner an denen Seitenwänden umbher nach dem bereits vorgezaigten Modell die Stockhator-Arbeiten zu mahlen und dies mit recht taurhaften Farben, schließlich sich und die Seinigen in der Verpflegung selbst zu verkösten und die benötigte Farben auf seine Kosten beizuschaffen, Gips, Kalch, Sand und Quadratur-Arbeit, so den Mauerer betrifft, löblicher Statt auf dero Kosten liefern und besorgen.* Die Stadt dagegen verpflichtete sich zur Bezahlung von 1500 fl. rh und 100 fl. rh seiner Hausfrau zur Diskretion nach vollendter Arbeit.

Als die beiden Äußeren Collegien (Großer Rat und Gericht) Ende Juni sich wieder die in unserer Stadtkirche veraccordierte Malerei über die Maßen beschwereten, beschloß der Magistrat zwar, daß die Ausmalung ihren Fortgang gewinnen solle, kam den Kollegien





Christus vertreibt die Wechsler aus dem Tempel. Fresko in der Eingangshalle der Stadtpfarrkirche St. Martin Biberach von JOHANN ZICK.

aber in der Frage der Finanzierung entgegen: das Geld sollte nun nicht – wie vorher geplant – durch eine allgemeine Steuer, sondern durch eine Kollekte beschafft werden.

Nachdem ZICK seine Arbeit rechtzeitig vor Anbruch des Winters vollendet hatte, legte er dem Magistrat am 27. Januar 1747 einen Riß wegen Zurichtung der Nebenseiten vor; der Kostenvoranschlag, der im Rat am 30. Januar beraten wurde, belief sich auf 2948 fl. 10 kr, wovon 1300 fl. auf die Mahlerey sambt denen Emblematen, Mußai und Stockhatorarbeit zu mahlen entfielen. In einem am 17. Februar übergebenen Brief präziserte ZICK seinen Voranschlag dahingehend, daß er für seine Arbeit und Mühe (welche ohne eitle Ruhmsmeldung nach allen Kräften anwenden werde) 1300 fl. angesetzt, dabey aber die gegen den beiden undern Kürchenthüren biß an das Gatterwerk befindliche große Plätze nicht begriffen, also verhoffe, mit Einschluß derselben allerwenigstens 1500 fl. sehr wohl verdient zu haben.

Die Entscheidung fiel dann schließlich am 15. März 1747 in einer Sitzung des Geheimen Rats: Ao. 1747 den 15. Martii ist mit Herrn Mahler Zicken bey löbl. Ge-

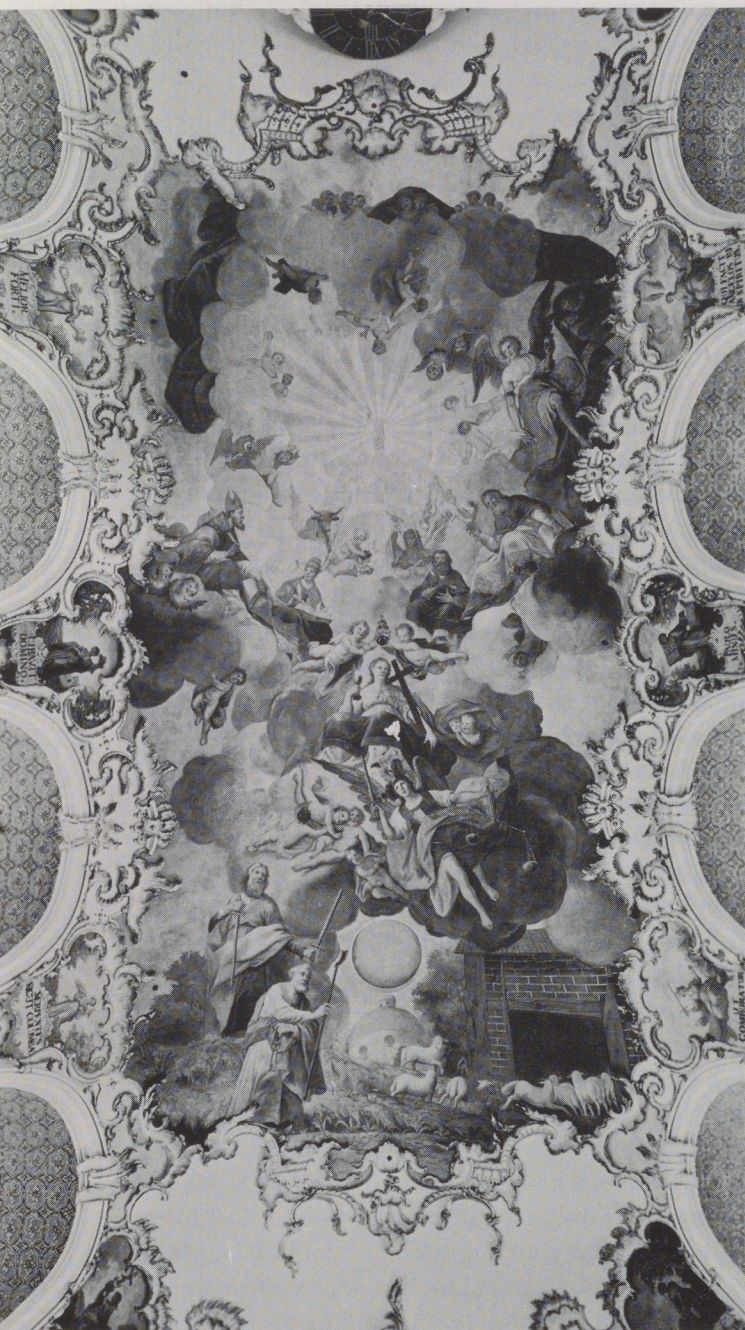
heimbem Raths Collegio nach beyligender notta die 2 Nebenseiten und die 2 ober und under gewölber anstatt 1500 fl. auf 1200 fl. veraccordirt worden, jedoch dergestalten, daß er saubere Arbeit von guten und daurhaften Farben mache und die Inspection über die Handwerksleut haben solle.

ZICK, der sich zunächst geweigert hatte, sich mit 1200 fl. zu begnügen, mußte schließlich nachgeben; der Rat stimmte dem Accord am 21. März 1747 zu. Nachdem man sich nun entschlossen hatte, die Kirche vollends ausmalen zu lassen, wurden bei dieser Gelegenheit gleich auch noch einige andere Punkte mit erledigt: der (katholische) Chor erhielt größere Fenster und zum Ausgleich die evangelische Sakristei einen Bretterboden; den Franziskanerinnen des Klosters Sta. Maria de Victoria baute man unter die Orgelepore ein geeignetes Oratorium, und schließlich wurde noch die Orgel überholt. Während die Ratsprotokolle über den Fortgang der Arbeiten nicht viel berichten, nehmen die Verhandlungen über die Beschaffung des notwendigen Geldes breiten Raum ein. Am 2. Oktober 1747 berichtete so der Amtsbürgermeister, daß das Kir-



chen-Reparationswesen, um willen es allenthalben an Geld manquiere, nothwendig ins Stocken geraten müßte. ZICK, den man fragte, ob man bey nun verloffener Sommer-Zeit im Bauen fortfahren könne? und es bey diesen kurzen Tagen dannoch bey dem bisherigen Handwerkslohn verbleibe?, meinte, daß er bis Martini (11. 11.) fertigwerden wolle, und man denen Handwerksleuten wohl den Lohn verringern könne. Doch die Handwerker streikten, als man ihnen den Taglohn auf 24 kr kürzen wollte, und so blieb der Stadt nichts anderes übrig, als die bisherigen 30 kr weiter zu zahlen. Die

Fresko im Chor der Stadtpfarrkirche St. Martin Biberach von JOHANN ZICK.



Sorgen der Stadtväter waren im übrigen nicht unbegründet: allein bei der Ausmalung der Seitenschiffe wurde der von ZICK in seinem Voranschlag für Baumaterialien und Arbeitslöhne genannte Betrag (1694 fl. 20 kr) um das Dreieinhalbfache (5979 fl. 9 kr) überzogen. ZICK selber erhielt insgesamt 2750 fl. bezahlt, die letzte Rate schließlich im Juli 1749.

Über die Ausmalung des Chores (1748) haben sich bis jetzt keine Akten gefunden.

Wenn die Biberacher Stadtpfarrkirche auch mit den »großen« Barockkirchen nicht konkurrieren kann, so wird sie doch zu Unrecht geringgeschätzt. Zwei Dinge heben sie aus dem Durchschnitt der übrigen Barockkirchen heraus: künstlerisch das riesige Deckenfresko von JOHANN ZICK im Mittelschiff (etwa 33 x 9,5 m), eine bedeutende kompositorische und malerische Leistung, vom Bildinhalt her der Bezug auf das Simultaneum; seit 1548 diente ja die Kirche beiden Konfessionen. Während das Fresko im Chor, der den Katholiken vorbehalten war, so wie in vielen anderen oberschwäbischen Gotteshäusern die Kirche und die Gemeinschaft der Heiligen verherrlicht, stellen die Fresken in dem beiden Konfessionen gemeinsamen Langhaus und in den Seitenschiffen die gemeinsamen Glaubensinhalte dar, im Mittelschiff neben Szenen aus der Kindheit Jesu Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Herabkunft des Heiligen Geistes und Gottvater als Zentrum des Bildes, in den Seitenschiffen das Wirken und Gleichnisse Jesu – bildgewordene Zeichen des Miteinander und der gegenseitigen Toleranz. Und so betrachtet, ist der Verzicht auf Stukkaturen im Langhaus vielleicht doch mehr als nur schwäbische Sparsamkeit.

## Quellen

Archiv der Gemeinschaftlichen Kirchenpflege Biberach Nr. 321 und 569 (Auszüge aus den Ratsprotokollen) und Nr. 369/IV (Akten).

## Literatur

Max Zengerle, St. Martin zu Biberach an der Riß und die alten Kapellen, Biberach o. J.



# Volksstücke in Serienproduktion – Friedrich Kaiser aus Biberach

Hermann Bausinger

Gedenkartikel sind eine verbreitete journalistische Gattung – und wer, wie wir, an einen 100. Todestag erinnern möchte, der kann sich seine Informationen normalerweise aus vorangegangenen Aufsätzen zum 50. Todestag oder zum 100. Geburtstag beschaffen. Nicht so bei FRIEDRICH KAISER, der, am 3. April 1814 in Biberach geboren, als 60jähriger am 6. November 1874 in Wien starb, und der einer der bedeutendsten Theaterdichter seiner Zeit war. Da gibt es fast nur die kargen, gewissermaßen amtlichen Lebensläufe der biographischen Lexika, und hierzulande ist nie der Versuch gemacht worden, diesen Mann zu annektieren und in die Galerie der mehr oder weniger berühmten Schwaben einzureihen. Es scheint dafür einen sehr plausiblen Grund zu geben: FRIEDRICH KAISER kam zwar in Biberach, aber als Sohn eines österreichischen Offiziers zur Welt, und noch als Kind zog er nach Wien. So reizvoll es also sein mag, sich den Keim der späteren Theaterlaufbahn in der oberschwäbischen Theaterstadt gepflanzt zu denken, wo sich um 1800 selbst französische Kriegsgefangene und österreichische Besatzungstruppen am Komödienwesen beteiligten – über eine sehr vage Vermutung geht dies nicht hinaus. Indessen hätten sich stammesbewußte Lokalhistoriker über solche Vagheiten bestimmt hinweggesetzt, wenn einer Aufnahme KAISERS in die schwäbische Ehrengalerie nicht andere Hindernisse im Weg gestanden wären.

Ich sehe drei solcher Hindernisse. Das erste: Der im wesentlichen altwürttembergische Tenor schwäbischer Kulturgeschichte ließ eine unbefangene Haltung gegenüber dem Theater nicht zu. Die seit 80 Jahren bestehende «Bibliographie der Württembergischen Geschichte», die in anderen Bereichen eine feinmaschige Untergliederung nach allen erdenklichen Kunstgattungen aufweist, brachte bezeichnenderweise erst in ihrem letzten Band von 1967 eine kleine Rubrik «Theater in Württemberg»; und man zielt wohl auch nicht vorbei mit der Annahme, daß FRIEDRICH SCHILLER nicht eigentlich als Theaterdichter akzeptiert ist, sondern als Dramatiker – in diesem Wort liegt seriöses Pathos, es macht deutlich, daß bei ihm die moralische Anstalt nicht dem Flitter bloßen Vergnügens ausgeliefert wird.

Damit klingt die zweite Ursache für die Verkenning FRIEDRICH KAISERS an: Theatergeschichte war und ist weithin eine Gratwanderung auf den Höhen der repräsentativen Schaubühne, und selbst

HEINZ KINDERMANN, der es als Wiener besser wissen müßte, schiebt in seiner großen Theatergeschichte nur eben 10 Seiten NESTROY zwischen eine ausladende Darstellung des großartig-großspurigen Burgschauspiels zu Wien.

Der dritte Grund schließt sich an: RAIMUND und NESTROY – das geht noch an; aber mit NESTROY sieht man die große Zeit des Volkstheaters enden. Was dann kommt, ist nach gängiger Meinung billiges Vergnügungstheater mit harmlosen Operetten und öden französischen Einaktern für ein Massenpublikum, ist eine kühl kalkulierende Unterhaltungsindustrie, die wirkliche Dichter nicht zur Entfaltung kommen ließ.

Tatsächlich lassen sich gerade von FRIEDRICH KAISER handfeste Argumente für diese Einschätzung beziehen – aus Leben und Werk. Als 17jähriger Student legte er dem mächtigen Theaterdirektor CARL sein erstes Schauspiel vor; dieser erkannte das Talent, gab dem jungen Autor aber auch sogleich zu verstehen, daß er die Konturen in dickeren Linien zeichnen und grellere Farben aufsetzen müsse, um beim naiven Volk ein Echo zu finden. Das zweite Stück wurde akzeptiert, freilich auch gleich ins Schwankhafte umgearbeitet, und der Verfasser hatte Mühe, wenigstens den Namen seiner komischen Hauptfigur *Hans Hasenkopf* zu retten, den CARL partout in *Hosenknopf* verwandeln wollte. FRIEDRICH KAISER bezeichnete die diesbezügliche Unterredung mit CARL später als die erste ihm in der *Possen-Fabrikation* erteilte Lektion. Der Begriff Fabrikation ist dabei mit Bedacht gewählt, denn am Ende jener Aussprache stand ein Vertrag, nach dem KAISER 20 Gulden für jede 1., 7., 11. und 20. Vorstellung eines seiner Stücke erhalten sollte, dann aber nichts mehr, so daß er schon dadurch gezwungen war, immer Neues zu produzieren. Ein Jahr später überlistete CARL den jungen Autor und band ihn vollends an sein Theater. In den leuchtendsten Farben wurden KAISER die Bedingungen ausgemalt, nach denen er zur jährlichen Lieferung von sechs Stücken verpflichtet war und dafür ein Monatsgehalt von 24 Gulden bekam. Der junge Mann, der so die Möglichkeit erhielt, die ihm verhaßte Beamtenlaufbahn aufzugeben, fühlte sich geschmeichelt – freilich nur ein paar Tage lang, bis nämlich der Direktor des Konkurrenztheaters in einer Zeitungsanzeige für jedes angenommene Stück 100 Gulden und zusätzlich Tantiemen aus den Aufführungen anbot. Nach einigen Jahren nahm KAISER allzu



eigenmächtige Änderungen CARLS an seinen Stücken zum Anlaß, ihm zu kündigen; es kam zum Prozeß, der sich über Jahre hinzog und in dem KAISER schließlich zu einem Schadenersatz von 64 000 Gulden verurteilt wurde – in der Relation zu rund 300 Gulden jährlichen Einkünften ein drastischer Beleg dafür, wie eng der künstlerischen Freiheit allein schon die finanziellen Zügel angezogen waren. KAISER mußte zwar nicht bezahlen, denn er konnte es nicht – aber er mußte weiter für CARL und im Sinne CARLS produzieren.

Das von CARL einmal formulierte Prinzip: Quantität vor Qualität drückte sich so nicht nur in der Zahl der Stücke, sondern oft auch in den Stücken selbst aus. KAISER hat dies oft aufs Korn genommen. So läßt er beispielsweise einen Theaterdirektor mit dem sprechenden Namen Schwindel auftreten, der von sich bekennt, daß er nach dem strebt, *was die größte Kunst ist, nämlich: als Theaterdirektor ein reicher Mann zu werden*, und der in einem Couplet zeigt, worauf es bei Theaterstücken ankommt:

*Die Stück' sein wie Mädeln: der Freiersmann sieht  
In jetz'ger Zeit weniger, ob sie solid,  
Nach Ausstattung fragt man, und ist die recht reich,  
Dann kommen d' Bewerber zu Hunderten gleich!  
Auf höhere Kunst laß ich niemals mich ein,  
Der Cassa-Rapport ist Ästhetik allein!  
Nur Geld! Ohne Geld ist unhaltbar ein Staat,  
Ohne Geld ist's Theater ein Wag'n ohne Rad!*

Aber anhand dieses Beispiels läßt sich die Argumentation auch umkehren. Offenbar durchschauerten die Stückeschreiber nicht nur die Zwänge des neuen Unterhaltungstheaters, sondern sie stritten sich auch redlich und öffentlich damit herum. Schlechthin korrumpierend also war die Serienproduktion und das Operieren mit den flachsten Publikumserwartungen nicht. Es hat vielmehr den Anschein, daß sich gerade auch in der Auseinandersetzung mit den vorgegebenen Bedingungen dieses Theaters ein besonderer Stil entwickelte, daß die verpflichtenden Schemata so glatt waren, daß zumindest die besseren Autoren immer wieder versuchten, sie gegen den Strich zu bürsten. KAISER kann hier ohne Bedenken neben NESTROY genannt werden, auch wenn sich bei ihm die «industrielle» Seite seines Autorentaseins noch bedrohlicher zeigte: NESTROY mußte zwei Stücke jährlich liefern, KAISER sechs – weshalb von NESTROY «nur» 83 Stücke gespielt wurden, von KAISER dagegen rund doppelt so viel. Das Negative solcher Massenproduktion soll nicht verschleiert werden. Vereinzelt stößt man in KAISERS Stücken auf Gedanken und

Metaphern aus früheren Spielen, und nicht nur solche Fertigteile nähern die Stücke einander an, sondern auch die gleichartige Struktur. Der Theaterdirektor FÜRST soll damals, als es mit einem Stück pressierte, zu einem Autor gesagt haben: *Ich schreib den ersten Akt, du den letzten – und in der Mitt'n komm mer z'samm*; und tatsächlich wiederholte sich immer das gleiche Schema der verhinderten, schließlich aber doch in einem glücklichen Versöhnungsstableau gefeierten Liebe, ein Schema mit Verkleidungen und Verwechslungen, mit unwürdigen Liebhabern und treuen Helfern, die am Ende doch zu dem Ihren kommen.

Aber diese Schematik, die dem Inhaltlichen von vorn herein den Schein des Vertrauten verlieh, relativierte es andererseits und gab so Spielern wie Stückeschreibern die Freiheit zu komödiantischer Entfaltung. Die Verwechslungen in den Possen sind so zahlreich und so übertrieben, daß die Handlung oft ins Groteske gesteigert erscheint, daß jedenfalls einer vordergründig-realistischen Aufnahme durch das Publikum vorgebaut ist. Die Distanz, die im modernen Theater durch allerhand Verfremdungseffekte angestrebt wird, war auf diesem durch und durch theatralischen Theater garantiert durch das parodistische Element, das sich nicht nur gegen das klassische Bildungstheater kehrte, sondern auch gegen die eigenen Stücke, die man höchstens ganz am Ende der Sentimentalität überließ. Nicht die Handlung steht im Vordergrund, sondern die Art ihrer Darbietung. Plumpe Situationskomik à la MILLOWITSCH ist in diesem angeblich so primitiven Theater äußerst selten, witzige Sprachspielerei dagegen ein so beherrschendes Element, daß man als Leser manchmal der vielen Kalauer müde wird. *Das Eheband druckt, wie ein eiserner Gürtel, wird einmal d' Ehhälfte zum Ehstandsdrviertel* heißt es in dem Stück «Etwas Kleines»; dieses «Kleine», ein Findling nämlich, wird wortverdrehend als *corpus daliegtes* bezeichnet; und der Held des Stücks sagt: *Mein Geschäft ist, daß ich gar kein Geschäft hab, ich hab nichts zu tun, als nichts zu tun*. Manchmal sind es barocke Sprachspiele, deutlich etwa in KAISERS Stück um ABRAHAM a SANCTA CLARA, von dem er manche witzigen Vergleiche direkt übernimmt, manchmal sind es konventionelle Bonmots, manchmal aber, zumal in den längeren Monologen, steigert sich der Witz ins Philosophische – so etwa, wenn ein Diener den Satz *Der ist frei, der sich selbst beherrscht* beim Wort zu nehmen versucht und dadurch ad absurdum führt: *Wenn Einer sich selbst beherrscht, so muß er ja auch sich selbst unbedingt gehorchen, und könnt sich daher eben so gut seinen eigenen Sklaven nennen, als seinen eigenen Herrn*.



Die heitere Distanziertheit KAISERS gegenüber den Stoffen wird auch daran deutlich, daß er sein eigenes Handwerk thematisiert, daß er also die Entscheidungen des Autors auf der Bühne vorführt, indem er beispielsweise zeigt, wie eine seiner Figuren gleich zu Beginn die Weichen stellt: *Ja, es liegen verschiedene Schicksäler jetzt in meinen Händen. – Die Situationen, in deren Mittelpunkt mich der Zufall versetzte, haben vor der Hand noch den Anschein, als ob sie sich auf ein Trauerspiel mit Liebe, Kabale, giftige Limonade und Mord und Todtschlag hinauswachsen wollten –, aber ich will sie zu einem Lustspiel, einer Farce, einem pudelnärrischen Schwank umarbeiten, und wenn nicht heute noch das Stückchen mit einer glücklichen Vereinigung der Liebenden schließt, so will ich mich selber auspfeifen. Ich muß nur schnell an die Inszenesetzung schreiten.*

Daß es kaum ein Stück gibt ohne Theater auf dem Theater, hat freilich noch andere Gründe. Zum einen handelt es sich um die Sphäre, die KAISER nun einmal am besten kannte. Seine Erinnerungsbücher leuchten die amüsanten und intriganten Szenen hinter den Kulissen so vorzüglich aus, daß es nicht verwunderlich ist, daß er das Theater auch aufs Theater brachte. Zum andern sind viele Szenen, in denen Komödianten als solche auftreten, Beispiele für ein Problem, das KAISER immer wieder beschäftigt und das man als die Dialektik von Natur und Künstlichkeit bezeichnen könnte. Die Sehnsucht morbider Adliger und Neureicher nach unverbrauchter und unverstellter Natur landet immer wieder im Bereich des Künstlichen. Dies wirkt bis in die Sprache hinein, so etwa, wenn der Rentier Herr von Blindstein sich die Formen seiner ländlichen Geliebten vergegenwärtigt und keinen andern Vergleich findet als den mit Gutta percha. Da die Begegnung von Stadt und Land ganz allgemein zu den bevorzugten Gegenständen zählt, findet man einigermaßen überrascht schon in KAISERS Stücken jene ganz modern scheinende Mischung aus Künstlichkeit und Natur, die heute einen Großteil des Fremdenverkehrs prägt: *Die Spekulation ist nicht übel, sagt einer zu dem Gründer eines neuen Hotels, Sie rechnen auf die Stadtleut' und die schwärmen alle für die Schönheit des Landlebens; wenn 's aber nicht gleich daneben gute Backhendl und eiskühlen Champagner haben können, so kommt ihnen die reizendste Schweizergegend wie eine öde Sahara vor.*

Es versteht sich, daß pathetischer Ernst in diesem ironischen Klima nicht gedeihen kann – im Zweifelsfall lenkt stets ein Bedienter oder ein anderer Vertreter der unteren Volksklassen die Höhenflüge drastisch zur Erde. Vielleicht war das gemeint, als RUDOLPH GOTTSCHALL, einer der Literaturpäpste

des 19. Jahrhunderts, die *empörende Unart* KAISERS rügte, *eben der Zote die Moral in den Mund zu legen*, vielleicht aber war es auch ganz allgemein die Abweichung des Wiener Volkstheaters von der *keuschen Klassizität*, die damals das Wiener Burgtheater beherrschte. Allerdings hatten auch wohlwollendere Kritiker an KAISER einiges auszusetzen; so gestand ihm SAPHIR zwar Talent, nicht aber Charakter zu, und von seinen Stücken meinte er, sie hätten zwar viel *Effekte, aber auch nie einen einzigen Kern.*

Diese Feststellung läßt sich nicht ohne weiteres zurückweisen. Viele der Stücke – und hier sollte man doch wohl wiederholen: der über 150 Stücke verlieren sich in detaillierten Witzeleien, in intensiv ausgemalten Einzelszenen, und nehmen nur wenig Rücksicht auf Sinn oder Unsinn, Neuheit oder Schematismus der Fabel. Aber es gibt eine Reihe von Stücken KAISERS, bei denen sich der heutige Leser fragt, ob KAISER seiner Zeit nicht doch voraus war. «Charakterbilder», «Lebensbilder», später auch «Geschichtliche Volksstücke» nannte er diese Dramen, und er setzte sie damit ganz bewußt von Posse und Schwank einerseits, von Schauspiel und Tragödie andererseits ab. Er schuf eine Mischgattung, mit schnellen Wechseln zwischen Klamauk und Rührung, Witz und Ernst. Dem Reinrassigkeitsbedürfnis der Theaterkritiker scheint dies zuwider gewesen zu sein; aber in dieser Mischform drückt sich die Wirklichkeit oft besonders lebendig aus, und in diesen Stücken kommt die politische Gesinnung des Liberalen KAISER, der 1848 durch ganz Wien ritt und die neue Verfassung verkündete, besonders ungebrochen zum Ausdruck: Im Stück «General Laudon» verdammt Kaiser JOSEPH die «Nachteulen und Fledermäuse» der reaktionären Zensur, und in «Abraham à Sancta Clara» wettert dieser gegen den bigotten Hokuspokus seiner Glaubensbrüder. Es ist nicht absurd, solche Stücke in einem Atem mit BRECHTS Stationendrama zu nennen, denn in ihrer Darstellung der Geschichte, vor allem des Krieges, stehen diese Stücke zwischen «Wallenstein» und «Mutter Courage». Die Perspektive von unten wird nicht übersprungen; mit sprachlicher Virtuosität werden etwa die angeworbenen Kroaten charakterisiert, aber auch die Wiener Reservisten, die sich von ABRAHAM vorhalten lassen müssen, daß sie sich mehr nach Krügen als nach Kriegen sehnen. Ein aufführbarer Vorläufer BRECHTS dürfte in KAISER allerdings kaum gefunden sein: Stücke, in denen Kanonenkugeln über die Bühne und auf die Bühne fliegen, sind ja doch nicht sehr gefragt. KAISER war denn doch auch und in erster Linie Kind seiner Zeit.



Wenngleich die Daten über die Geschichte der Oberndorfer Fasnet nicht ins frühe Mittelalter zurückreichen wie vielleicht da und dort in der schwäbisch-alemannischen Fasnachtslandschaft, so sind wir doch dank vielen Hinweisen sicher, daß auch in der «Perle am oberen Neckar» das Fasnachtsbrauchtum in grauer Vorzeit schon seine Wurzeln hat.

Mit Urkunden über Narrentreiben und Kleidles-träger ist die Stadt freilich sogar bis ins 19. Jahrhundert spärlich bedacht. Aber die Geschichts- und Geschichtschreiber haben doch einiges hinterlassen, was uns wichtig scheint und aufschlußreich. Da ist die Zimmerische Chronik, die aus dem Jahr 1502 von einem Freimarkt in der Stadt erzählt, bei dem es zugegangen ist wie bei jenen altüberlieferten grobgünstigen Narrengerichten. Nichts anderes sollte auch der Freimarkt sein. Und er wurde, glaubt man dem Chronisten, auch entsprechend begangen. Wie oft? Darauf wissen wir leider keine Antwort.

Im 17. Jahrhundert dann werden uns die ersten ordentlichen Nachrichten von der Fasnacht mitgeteilt: 1664 habe die Bürgerschaft auf Aschermittwoch im Hof des Augustinerklosters *nach altem Brauch* die Fahnen geschwungen und Salve geschossen, wofür sie einen Taler bekommen haben. Den jungen Gesellen habe das Kloster vier Batzen, den Weibern im Tal ein Laiblein Brots und ein Maß Wein, den Boller Weibern fünf Batzen und zwei Laiblein Brot und den Bochinger Weibern einen halben Gulden gegeben. Die Bochinger Weiber hätten dem Kloster für das Fasnachtsküchlein 32 Eier gebracht, und die Boller 22 Eier *dies sind alte Gebräuch*, heißt es im «Protocollum Monasterii Oberndorffensis» von NIKOLAUS BENNING, dem Prior des Augustinerordens. Wohl um die gleiche Zeit haben die fünf Gemeinden, die zum Kloster gehörten, jährlich ihr Fasnachtshuhn abgeliefert.

Um 1690, berichtet der Stadtchronist ROGGENBURGER, sei die Fasnacht wegen Mißwuchses und Teuerung des Weins sehr schlicht und genau gehalten worden, alle Fasnachtsbräuche, Tanz und Umzug habe man unterlassen. Pfarrer KÖHLER, der unter anderem auch eine Chronik von Oberndorf geschrieben hat, berichtet 1836, daß früher (wann?) die Weiber im Tal am rusigen Donnerstag acht Kreuzer zum Trunk erhalten hätten (wahrscheinlich vom Kloster und sicher dann im 17. Jahrhundert).

Eines scheint sicher: irgendwann im Laufe des 18. Jahrhunderts war es wohl mit dem Fasnachtsfeiern in Oberndorf – und wahrscheinlich nicht bloß hier – nicht mehr weit her. Erst 1786 kam ein Fremder, ein Villinger Bürger, der als Beamter nach Oberndorf versetzt worden war, auf die Idee, man sollte auch hier, wie in seiner Heimatstadt, die alten Bräuche wiederbeleben und die Masken und Kleidle wieder tragen.

Bald darauf freilich tat die Stuttgarter Regierung in den nach dem Reichsdeputationshauptschluß neu gewonnenen Gebieten einen schweren Schlag gegen die Fasnet und entzündete damit einen lange schwelenden Streit um das alte Brauchtum: sie befahl 1809 die Auflösung aller Narrenzünfte, Narrengerichte und sonstigen Fasnachtsvereinigungen. Das traf die Oberndorfer allerdings nicht, weil sie seit jener Anregung jährlich neue Narrenkomitees gründeten, die dem Verbot nicht unterlagen. Jedoch: der Oberamtmann PFEIFFER, ein allem Anschein nach weniger gestrenger als schulmeisterlicher Pietist aus Stuttgart, schalt die Narren, man habe bis zum Jahr 1786 (jenem Erneuerungsjahr) *nichts von solchen Auswüchsen* in Oberndorf gehört, wie sie – seiner Meinung nach – jetzt wohl an der Fasnachtstagesordnung gewesen sein sollen.

Dieser Oberamtmann PFEIFFER bemerkt dazu, es habe vor 1786 nur noch vereinzelt *ein oder zwei arme Bürger gegeben, welche um diese Zeit in Verkleidung auf dem Lande Lebensmittel erbetteln und das Landvolk zum Dank mit allerlei Späßen zu ergötzen sich bemühen*. Gerade das gibt Anlaß, an die alten Bettel- und Heischebräuche zu erinnern, die im ganzen schwäbisch-alemannischen Fasnachtsgebiet – auch und gerade in den alten Oberämtern Rottweil und Oberndorf – üblich waren und zur Fasnet gehören wie 's Küchle.

Daher paßt auch die Nachricht in einer amtlichen Quelle von 1904 (Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, bearbeitet von KARL BOHNENBERGER, S. 37 und 38, deren Erhebungsbogen 1899 versandt worden waren), wonach *die Begleiter des Bennerroßle in Rottweil beim Narrensprung Würste aus den umliegenden Läden stehlen(!). Ähnlich versuchen in Oberndorf die Masken in den Häusern unbemerkt Speck aus dem Kamin zu holen*, heißt es gleich im nächsten Satz. Und man fährt fort: *Auf dem Heuberg wird am Aschermittwochmorgen alles Eßbare in den Häusern vom Herd weg gestohlen*. Was an allem dem Wahres, was Mißverständenes, was Erdichtetes ist, läßt sich





Oben: Oberndorfer Gruppe vor ihrem Stammlokal. – Unten: Oberndorfer Schantle (Foto Scheck).





kaum im einzelnen ausmachen. Sicher scheint auf jeden Fall, daß von *stehlen* keine Rede sein kann (nehmen wir Auswüchse aus, die es immer und überall geben kann). Vielmehr steckt der Heischebrauch, auf den wir in der Gegenwart noch kommen, hinter allen diesen Behauptungen.

Daß die Obrigkeit dem Fasnachtstreiben nicht ganz ablehnend gegenüberstand, geht aus des Oberamtmanns PFEIFFERS Epistel hervor: man erinnere sich *mit Vergnügen* der alten Bräuche, Fasnachtsspiele aufzuführen: *Solche öffentlichen Schauspiele . . . in anständigem Costume sind beachtenswert und gewähren dem Zuschauer Erholung und Ergötzung*, läßt er sich vernehmen und gibt damit das Zeichen zu einer sozusagen doppelten Fasnacht: die einen laufen in Kleidle und Maske, die anderen führen große Freilichtspiele auf.

Auch damit wird eine alte Tradition, wenigstens aus dem 15. Jahrhundert, in neuer Form aufgenommen: die Fasnacht erschöpfte sich – wie wir zu wissen glauben und wie aus den Narrengerichten zum Beispiel hervorgeht – in alter Zeit sicher nicht in bloßem Possentreiben, Maskenlaufen und ähnlichen Umzügen, zu ihr gehörte als wichtigster Bestandteil zweifellos das Fasnachtsspiel. Auch das Narrengericht ist ein Relikt solcher Fasnachtsspiele. Spätestens im Anfang des 19. Jahrhunderts – nach den NAPOLEONischen Kriegen – erinnerte man sich dieser Spiele wieder mehr und nahm auch in Oberndorf die «vaterländischen» Themen auf. Die Historienspiele, wie sie die deutsche Romantik liebte, werden mit allem szenischen Aufwand des Freilichtspiels und des großen Kostümmzugs schon lange vor 1834 aufgenommen, wie aus der Epistel des Oberamtmanns und anderen Quellen hervorgeht. Das erste sichere Datum freilich ist für unsere Stadt 1834, als man in Oberndorf den «Tell» aufführte. In den folgenden Jahren werden «Die Besitznahme der Stadt Oberndorf durch die Herren von Zimmern im Jahre 1496», «Der Krähwinkler Landsturm», «Die Weiber von Schorndorf», «Der Pfeifer von Hardt oder 's Bärbele hat Hochzeit», «Die Weibertreu von Weinsberg» und viele andere Titel in Szene gesetzt.

Daneben wird, trotz Verboten, trotz manchem Ärgernis, trotz «Terminüberschneidungen» und anderen Widerlichkeiten, das Maskenlaufen Jahr für Jahr gepflogen. Allerdings wird der Brauch, schon vom Sonntag vor dem Schmotzigen Donnerstag an in Maske und Kleid zu laufen, immer mehr eingeschränkt, erst auf die Zeit vom Schmotzigen bis zum Fasnetsdienstag, dann auf den Sonntag bis Dienstag. Bis ins zweite Drittel des 19. Jahrhunderts sah dann der Narrenfahrplan etwa regelmäßig so

aus: am Sonntag wurde – jeweils nach amtlicher Genehmigung – ein Fasnachtsspiel aufgeführt, das sich regelmäßig auf mehreren Schauplätzen der Stadt entwickelte und mit einem historischen Kostümmzug verbunden war, am Montag und Dienstag war dann allgemeines Narrentreiben auf den Straßen. Dazu gab es schon früh im 19. Jahrhundert allerlei gesellschaftliche Ereignisse der Vereine und Klubs – geschlossene und allgemeine Bälle. Eigenartigerweise wird im «Schwarzwälder Boten» aus jenen Jahren bis zur Jahrhundertwende kaum oder gar nicht von der Straßenfasnacht berichtet, und Kleidlesträger wie Schantle, Hansel und Narro waren bei den Bällen durchaus nicht beliebt, ja sogar ausgeschlossen. Und ihr Treiben auf

Oberndorfs Jugend sagt während der Fastnacht ihre Lieder und Sprüche auf. Links: Narro, rechts: Schantle (Foto Scheck).





der Straße wurde oft recht abfällig beurteilt. Wie seinerzeit die Anregung, die Straßenfasnacht wieder aufleben zu lassen, von außen gekommen war, so kam auch der zweite Anstoß, die Straßenfasnacht als das Hauptereignis wieder in den Griff zu nehmen und sie zur Sache der ganzen Stadt zu machen, von außen – nämlich aus Stuttgart.

Es scheint, daß um die Jahrhundertwende die großen Faschings-, Karnevals- und Fasnachtsgesellschaften der Großstädte, jene bürgerlichen Vereinigungen, von sich aus «nach den Quellen» gesucht haben. Dabei hat der Stuttgarter «Möbelwagen» – seit langem mit der Oberndorfer «Museumsgesellschaft» befreundet – die Oberndorfer Straßenfasnacht entdeckt und zur Gründung einer Narrenzunft mit allen Konsequenzen angeregt.

Seit 1908 hat Oberndorf eine Narrenzunft und einen seit 1909 geordneten Narrensprung. Das heißt nicht, daß Ordnung und Organisation überhandgenommen hätten – im Gegenteil: sie haben dazu geführt, daß diese Fasnacht zu einem der erregendsten, schönsten, köstlichsten, heitersten Feste wird, das man überhaupt erleben kann – und seit 1948 nehmen an diesem Fest immer mehr Masken- und Kleidlesträger teil und treiben ihr närrisches Wesen auf Straßen, Plätzen und in den Wirtschaften.

Vom 6. Januar an *goht's drgega* – von diesem Tag an schreitet man hier mit Riesenschritten auf die hohen Tage zu, von diesem Tag an ziehen Schantles- und andere Partien durch die Stadt und tauchen vor allem bei den Bällen der verschiedenen Vereine zum kleinen Narrensprung, zum Aufsagen, zum Auswerfen, auf.

Man muß diese Zeit, diese spannungsvolle Atmosphäre schon miterlebt haben, wenn man etwas von dem eigenartigen Ereignis mitbekommen möchte: wie man sich auf die Bälle vorbereitet, wie Vereine und Gruppen keine Mühe scheuen, ein Programm auf die Beine zu stellen, bei dem mit viel Geschick und eigener Erfindung die närrischen Gäste unterhalten werden: mit originellen Sketchen, mit «Aufsagen» unter Hilfe von Plakaten, Bildern und Modellen. Alle ziehen sie dann noch einmal am Schmotzigen Donnerstag durch die Stadt, von Gasthaus zu Gasthaus, und sagen zu den Ereignissen des vergangenen Jahres in witzigen, heiteren, niemand verletzenden Versen und Liedern auf – jedem, der es hören möchte und jedem, der es hören sollte.

Festlichstes gesellschaftliches Ereignis ist der Bürgerball der Narrenzunft, den man hier wegen Rummangels zweiteilen muß, wobei die Gäste sich ans ABC gewöhnen müssen. Hier erlebt die



Umzug in Oberndorf (Foto Scheck).

närrische Versammlung zum erstenmal den Narrensprung vor dem Fasnachtsdienstag im Saale: wenn das Zunftspräsidium unter den Klängen des von Stadtmusikus KARL SCHARRER arrangierten Narrenmarsches eingezogen ist, öffnet sich der Vorhang der Bühnen zum «Lebenden Bild»: Narrensamen, Hansel, Narro und Schantle haben je eine Abordnung gesandt und sich aufgestellt, um dann in den Saal zu wuseln, zu springen und auszuwerfen. Alten Oberndorfern, die nach Jahrzehnten vielleicht wieder einmal aus Amerika oder aus einer fernen deutschen Stadt zur Fasnet nach Hause kommen, rührt diese Szene ans Herz, man sieht es ihnen an.

Am Fasnetssonntag ist die Jugend dran, am Rosenmontag ziehen vor allem Schantlespartien durch die Stadt und sagen in den Gasthäusern auf, am Dienstagmorgen aber, nach dem Ruf *D' Kirch ischt aus, Narre – raus!* ereignet sich das Besondere: da strömt's vom Obertorplatz durch die Hauptstraße herunter, über die Kirchstraße, hinauf die Wette, noch einmal durch die Hauptstraße und dann hinab ins Tal, vorweg der hundertfache Narrensamen, dahinter nach der Stadtkapelle in den historischen Uniformen, die ihr die Narrenzunft verpaßt hat, das kaum überschaubare Gewimmel der Hansel mit ihren bunten Schirmchen und ihren Henkelkörbchen, in denen sie die Schnupfware haben, Bonbons, andere Süßigkeiten – kiloweise! –,



von denen sie die Zuschauer am Straßenrand «schnupfen» lassen, wozu der so Geehrte im Rhythmus des Narrenmarsches springen muß. Das Hanselkleidle ist schlicht zweifarbig: es besteht aus einer weinroten Jacke und einer orangefarbenen Pluderhose und erinnert etwa an die Landsknechtskleidung des Dreißigjährigen Krieges. Es hat eine spätere Ästhetisierung, wie zum Beispiel der noch zu beschreibende Schantle, nie nötig gehabt, und selbst der weiße Kragen aus handgearbeiteter Spitze, das bunte Brusttuch und die Perücke haben Anspruch auf Ursprünglichkeit. Der Oberndorfer Hansel hat – vergleicht man die Kleidle – mit anderen Narrengestalten gleichen Namens in der näheren und weiteren Umgebung nichts gemeinsam. Und auch die heiter-verschmitzte Maske ist mit anderen Namensträgern nicht zu vergleichen. Selbst die Maske hat ihre ganz besondere, eigene Note, die historisch sein dürfte, ohne daß sie sich an ein bestimmtes Vorbild klammert, wie manche vermuten: es ist weder GUSTAF ADOLF noch NAPOLEON III., sondern einfach ein typisierter Landsknecht – was gewiß mit den Fasnachtsspielen etwas zu tun hat. Des Hansels zierliche, bunte Schirmchen tragen die Narren wie Kavalier, und die Freundlichkeit, ja Heiterkeit, die sie ausstrahlen, steckt an, ihr großes Geschell klingt hell in den Ohren, wenn sie «springen».

Ihnen folgen die Narros – eigentlich Weißnarren – in ihren an den Domino erinnernden weißen Leinenkleidern, die künstlerisch-bunt bemalt sind. Nirgends fehlt hier ein Tiersymbol, wenngleich andere Bilder immer häufiger überwiegen. Bär und Löwe, Symbole der Kraft und der Fruchtbarkeit, tauchen neben Landschaften und Wappenzier immer auf. Auch der Narro trägt über diesem Kleid ein breites, oft dreigurtiges Geschell. Das Maskenbild ist zweifältig: es gibt einen Bartnarro und einen bartlosen Narro. Ein freundlicher Ernst spricht aus den wenig ausgeprägten Zügen beider Masken, der hängende Bart hat nichts von Traurigkeit an sich, auch nichts Martialisches, auch er gehört wohl in die Tradition der Fasnachtsspiele. Zur Maske trägt der Narro ein Leinenhäubchen, das zum Gesicht von einem Roßhaarkranz abgeschlossen wird. Über dem ganzen thront ein Hütchen mit einem Busch wippender Hahnenfedern und Frühlingsblumen – auch darin sind Fruchtbarkeitssymbole zu sehen wie in den Brezeln, die an Brezelstangen getragen und zu Tausenden an diesen Tagen «ausgeworfen» werden.

Das vielfältigste Gesicht zeigen schließlich die Schantle, wahrscheinlich die ältesten und ursprünglichsten Oberndorfer Fasnachtsfiguren. Ihr

ursprüngliches Fleckle- oder Bletzlekleid ist ebenso ästhetisiert worden wie etwa das Schuddig-Kleid der Elzacher und viele andere, wie vor allem auch das Narro-Kleid der Oberndorfer Fasnet. Was beim Schantle-Kleid früher billiger brauner Rupfen mit aufgenähten Flecken war, ist heute eine teure, schöne Leinwand mit aufgemalten bunten Flecken, dazu ein buntes Dreiecktuch um den Hals, ein ebenso buntes Tuch als Latz.

Die vielen Möglichkeiten der Maskengestaltung haben die Maskenschnitzer seit JOSEF ZIRN, der um 1800 damit angefangen haben soll, bis auf den heutigen Tag genutzt. Gewiß: es gibt drei Grundtypen – den freundlichen und den unfreundlichen Schantle, und das Heulerle –, aber innerhalb der Typen ist eine unermeßliche Variationsbreite, die es erlaubt, immer neue «Gesichter» zu schneiden. Nur Polizeischantle und Drecklärvle sind einmalig. Wobei heute noch strittig ist, ob das farbenlose Drecklärvle überhaupt ein Schantle ist und ob es für ein Männergesicht bestimmt war. Aber das ist inzwischen unerheblich geworden – es gehört zu den Schantle . . .

Mit ihrem schleppenden, gravitätischen Schritt – wenn wir ihn recht interpretieren eine Persiflage auf die Gehweise der Honoratioren der beginnenden Neuzeit – beenden sie den Narrensprung, werfen Orangen und Würste aus, lassen Prominente und weniger Prominente am Straßenrand Wurstschnappen und grüßen, wenn sie ehren wollen, mit dem Narrenspruch:

*Der Tag der ischt so freudereich,  
die Baura führet Mist  
daß der Metzgermeister Häfele  
der gröschte Sauhond ist*

Und überall erklingen die beiden Fasnetslieder

*O jerom o jerom  
die Fasnet hot a Loch  
han koin Kreuzer Geld em Sack  
für a Päckle Rauchtabak  
o jerom o jerom,  
die Fasnet hot a Loch*

und

*Jetzt ganget mr halt gar nemme, gar nemme hoim  
bis mei Muater Küchle bacht  
ond a anders Gsicht na macht,  
jetzt ganget mr halt gar nemme, gar nemme hoim.*

Beide Lieder sind im übrigen mit großer Sicherheit



alte Heischesprüche, für die es auch heute noch, wenn die Jugend damit einem Kleidlesträger entgegentritt, Wurst, Brezel, Orange oder Süßigkeiten gibt.

Am Dienstagabend, wenn die Nacht einbricht, endet die Straßenfasnacht, das Rammeln, und punkt 24 Uhr spielen die Kapellen in den Sälen und Wirtschaften zum letztenmal für dieses Jahr den Narrenmarsch. *O jerom, o jerom, die Fasnet hot a Loch* . . . Aber bald danach geht es schon wieder dagegen: wenn sich die Maskenschnitzer wieder ans Werk machen und aus dem weichen Lindenholz neue Larven schneiden, und wenn die Maskenmaler ihre Farben mischen. Die Kleidlesnäherinnen schneiden schon wieder die Stoffe zu und nähen fleißig an neuen Kleidern für Hansel, Narro, Schantle und für den Narrensamen, die Perückenmacher gehen ans

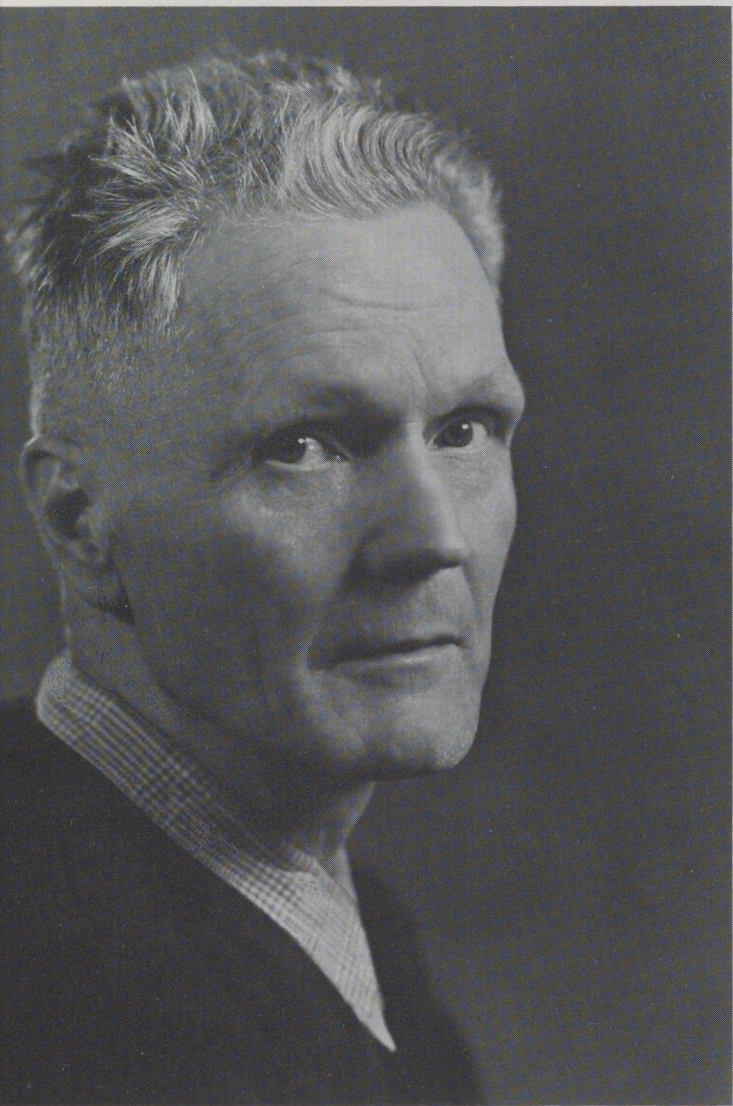
Werk, die Schirmmacher und vor allem die Gschellmacher, die die breiten Lederriemen zuschneiden, die Glocken für das Geschell bei den Bronzegießern bestellen – und nicht zuletzt die Kleidlesmaler, die mit ihren kunstvollen Figuren und Landschaften das Narrokleid zieren, die Flecken auf das Schantleskleid malen. Nur die Metzger, die die Würste liefern, die Bäcker, die die Tausende von Brezeln in der Nacht zuvor backen, die Feinkosthändler, die die Orangen und die Süßwaren bereithalten – und die Stadtkapelle: sie haben noch fast ein Jahr Zeit, bis es wieder heißt: *D' Kirch ischt aus, Narre – raus!*

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat im J. Fink Verlag in Stuttgart in der Reihe Scripta das Büchlein «Masken unserer Stadt» Band 1, Oberndorf, herausgebracht, das ihm auch als Quelle zu dieser Darstellung diente (60 Seiten, brosch., 6 DM).





In der Morgenfrühe des 3. Januar 1974 hat ein jäher Tod den Maler und Graphiker PAUL KÄLBERER aus unserer Mitte gerissen. Er lebte in Glatt zwischen dem oberen Neckar und dem Schwarzwald. Daß man in dieser Zeitschrift seiner gedenkt, ist in seinem künstlerischen Werk begründet, und ebenso in einer selten hilfsbereiten Einstellung seinen Mitmenschen gegenüber.



Kurz vor den Weihnachtstagen 1896 war PAUL KÄLBERER in Stuttgart zur Welt gekommen, ging dort zur Schule und wurde von der Schulbank weg Soldat im ersten Weltkrieg. Als einer der letzten gefangenen Offiziere kam er 1920 zurück und konnte da erst mit seiner Ausbildung zum Beruf beginnen, an der Kunstakademie Stuttgart. Seine Lehrer waren die Professoren PÜTZELBERGER, ECKENER und LANDENBERGER. Unmittelbar nach dem Tod seines letzten Lehrers machte er sich selbständig, zog 1927

nach Glatt in das stille, abseitige Vorschwarzwaldtal.

Weiten Kreisen ist PAUL KÄLBERER bekannt durch seine *Graphik*, durch die vervielfältigten Blätter der Radierungen und der Steindrucke. Ich meine auch, sie sind der Schlüssel zum Erkennen dessen, was KÄLBERER suchte und was er unter Kunst verstand. In seltener Weise klar und eindeutig zeigt sich das schon in frühen Arbeiten, z. B. im «Steinbruch bei Untertürkheim» 1925. Damals noch zart, fast tastend gezeichnet, ist dieses Motiv einer ganz schlichten Landschaftsform von ihm als ergiebig erkannt und zu erstaunlich bildmäßiger Wirkung erhoben worden. In der Folge entstand Blatt um Blatt, immer neu wechselnd im Gegenstand, im Format, in der Komposition. Die Mittel wurden zusehends freier eingesetzt – vollends die Meisterwerke der großen Platten: hier seien nur zwei genannt, «Vorfrühling» 1929 und die «Große Donaulandschaft», darauf eingätzt P. K. 36. *Meinen Freunden*. Sie sind in seltener Weise vollendet. Sie sind Natur, ganz echt, unmittelbar *unsere* Landschaft. Ebenso sind sie *Bild*, vom Geist geordnet, gebaut, ausgewogen. Sie sind eindeutig, klar, absolut sachlich – und zugleich poetisch verklärt, voll Stimmung. Ihr Wesen möchte man umschreiben mit dem Wort auch eines Schwaben: . . . und dazu ward ihm der Verstand, daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand (SCHILLER). KÄLBERER hat sich einmal in folgendem Sinn geäußert: Ich möchte in der Kunst alles Spontane meiden. Kunst ist von allem Zufälligen, auch vom ganz Persönlichen gereinigt, ist reine, vollendete Form. – Das Gespräch liegt Jahre zurück, ist deshalb leider nicht wörtlich zitiert. Die graphischen Arbeiten von PAUL KÄLBERER waren 1937 als Vertreter Deutschlands auf der Weltausstellung in *Paris*. Sie erhielten von der internationalen Jury die goldene Medaille, die höchste Auszeichnung.

Mit dieser Haltung und mit diesen Werken hat PAUL KÄLBERER von Anbeginn sich als eigener Kopf von selbständiger, unverwechselbarer Eigenart deutlich gemacht. Der so zurückhaltende Mensch stand wie ein Turm in der aufkommenden Brandung der sich überstürzenden Kunst dieses Jahr-





hunderts, sich selbst treu bis zum letzten Tag, auch da noch von Plänen und neuen Aufgaben bewegt. Diese geistige und seelische Sicherheit wirkte als Band und Kraft in einem Kreis ähnlich strebender Künstler und Freunde. PAUL KÄLBERER hat das Wort «Freundschaft» nicht obenhin genommen. Er kannte es nur in seinem verpflichtenden, ursprünglichen Sinn. Deshalb galt es ihm viel.

Mit seiner *Graphik* hat sich P. K. eingereiht in eine Folge von *ausgesprochenen schwäbischen Künstlern*, die in solcher Art in unserem Deutschland wohl kaum noch vorkommen. Ich denke an den einstigen Zeichenmeister JOHANN BAPTIST PFLUG aus Biberach, an seine Litho-Alben zum oberschwäbischen Volksleben, an KARL STIRNER aus Ellwangen, an REINHOLD NÄGELE aus Murrhardt. Was sie hervorgebracht haben, ist im besten Sinne «schwäbisch», ohne den abwertenden Beigeschmack von «Heimatkunst». Es ist eigenwillig, allem Effekt abhold, dem Kleinen wie dem Großen offen, durchaus sachlich und innig beseelt zugleich.

Von KÄLBERERS *Bildern* war noch nicht die Rede. Als wir zum letzten Mal in der Werkstatt seine Bilder betrachteten, meinte er: *Mit denen da bin ich immer noch auf dem Weg*. Er hat oft jahrelang an ihnen gearbeitet, an Landschaften, Architekturen, an Bildnis-

sen, Blumen, Stilleben. Das ist bei seiner Einstellung zu verstehen. Es sind von PAUL KÄLBERER vollendet schöne Bilder vorhanden, die mit den Handzeichnungen zusammen einmal ausgestellt werden müßten. Seine meisterlichen Zeichnungen waren m. W. noch nie öffentlich zu sehen.

Dieses hinterlassene Werk ist auch Zeugnis eines guten Gewissens. Was in Wahrheit zählt und was sein Werk bedeutet, darüber werden Spätere urteilen, die mit dem nötigen Abstand Spreu und Weizen dieses Kunstjahrhunderts scheiden werden. Womit hat sich PAUL KÄLBERER abgegeben! Wie viele Gedanken und Einfälle setzte er in schlichte, praktische Arbeit um! Er hat alte Bilder fachgerecht restauriert, hat als Fachmann für Wappenkunde wie als Vertrauensmann des Denkmalschutzes viele Gemeinden landauf, landab beraten, auch in Fragen von Innenräumen und von Fassaden öffentlicher Gebäude, hat Wandbilder und Glasfenster geliefert für Kirchen, Schulen, Krankenhäuser; hat jüngere Künstler beraten und Kurse abgehalten in seiner Werkstatt. Da liegt in einem Schrank noch eine Mappe, vollgepackt mit Federzeichnungen zum Thema Schwabenland: alt erhaltene Dörfer, Kirchen und Kapellen, Schlösser, Burgen und Ruinen, auch etliche Stadtansichten, im Lauf vieler



Jahre zusammengetragen aus allen Richtungen in unermüdlicher Ausdauer und mit ungewöhnlicher Kenntnis. Unterlage und Illustration für eine Geschichte der Heimat, an Hand allermeist wenig bekannter Beispiele, gesehen durch ein begnadetes Auge!

Die ungewöhnlichen Zeitläufte während und nach dem zweiten Krieg gaben ihm Gelegenheit für ungewöhnliche Lösungen: Aus einem Kriegsgefangenenlager holte er sich einen Fachmann des fast ausgestorbenen Handwerks der Stukkateure zu sich ins Haus. Dieser half ihm, die völlig zerstörte und abgebröckelte, alte Stuckdecke der Schloßkapelle in Glatt mit unendlicher Geduld in dem notwendigen, umständlichen Verfahren wieder herzustellen. Das einst seltene Alte wurde ein neues Meisterwerk! Daß der befreundete Sägewerksbesitzer dann das Gestühl dazu stiftete, zeigt, wie eine gute Tat die nächste fördert. Der französische Meister heißt CANA, seine Tochter gehört heute zur Familie KÄLBERER.

Als Denkmalpfleger legte er selbst mit Hand an beim Restaurieren der beiden kriegsbeschädigten

Türme der Stadtkirche Freudenstadt. Unentwegt stieg er die freien, wohl 70 m hohen Leitern am Gerüst hinauf und hinab mit seinem Handwerkszeug. Diese Arbeit zwischen Himmel und Erde hat ihm, so hatte ich den Eindruck, besonderes Vergnügen bereitet.

Nach dem verlorenen Krieg baute er in ausgedehnter Suche nach den Kollegen den südwürttembergischen Künstlerbund wieder auf, dem er dann durch Jahre vorstand. Für die Jugend von Südwürttemberg, die durch die Zonentrennung benachteiligt war, gründete er den «Arbeitskreis für bildende Kunst» in Bernstein zur Ausbildung des künstlerischen Nachwuchses, mit ungewöhnlichen Opfern an Zeit und Lebenskraft.

In allem, was er unternommen hat, war PAUL KÄLBERER ein wesentlicher Mensch, aufrecht, ganz in sich selbst ruhend. Die verschiedensten Menschen zog es in sein Haus, und er hat es verstanden, auf unauffällige und leise Art seine vielfältigen Beziehungen zu pflegen. Er hat sein Leben seinem Werk gegeben, seinen Freunden und Mitmenschen, hilfsbereit und selbstlos.

## Keine Frage mehr?

In dem Aufsatz «Vom Reiz des kleinen Hauses» in «Schwäbische Heimat» 1972/2 (komplementär zu 1953/4) zeigte ich als Beispiel 4 ein ehemals sehr reizvolles, zur Zeit der Aufnahme verrottendes Feldhäuschen, dessen Zustand sich schon 1962 eine sehr verbreitete Lokalzeitung mit Shakespeares Worten *Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!* angenommen hatte, nebst kleiner moralischer Ermunterung an die Adresse des Eigentümers.

Die Bedürfnisse ändern sich, so wie sich deren Bedingungen sich mit den Jahren ändern, und niemand kann oder will das aufhalten; in keinem Bereich. Deshalb hat auch der Eigentümer dieses Feldhäuschens schon längst an anderer Stelle eine Bretterbude errichtet, deren Konstruktion und Form den Hohn selbst jugendlicher Budenbauer auf Wildwestspielplätzen herausfordert.

Im Winter 1972/73 ist das Feldhäuschen vollends tot zusammengebrochen; bis im Mai 1974 erfolgte weder eine Bergung der noch darunter liegenden Ackergeräte noch eine Feuerbestattung der Reste oder eine Einebnung des Grabhügels.

In der «Schwäbischen Heimat» 1972/4 (*Zwanzig Jahre später...*) brachte ich komplementär zu 1952/2 (*Schafhaus und Schäferhaus, zwei typische Hausformen der Schwäbischen Alb*) den damals schon Mo-

nate andauernden baulichen Zustand eines in exponierter landschaftlicher Lage stehenden Schafhauses zum Vergleich. Und jetzt vergleiche man den Zustand im Mai 1974.

Da zum Zeitpunkt der Aufnahmen in dem Gebäuderest immer noch Heu und Ackergeräte eingelagert waren, dürfte der Raumbedarf wohl noch bestehen.

Aus jahrzehntelanger Berufserfahrung sind mir viele Fälle bei schadhafte Altgebäuden bekannt, die jeweils umgehend Benutzungsverbot und kurzfristige Alternativauflagen auslösten: entweder Instandsetzung oder Gebäudeabbruch.

Durchaus richtig. Denn nicht nur das menschliche Ohr kann belastigt werden, sondern gerade auch das menschliche Auge; und das bewiesenermaßen meist viel nachhaltiger.

Und da es sich bei den beiden Beispielen nicht um pedantisch verfolgte zufällige Einzelfälle handelt sondern zufällig im Zuge volkskundlich-baugeschichtlicher Arbeiten durch Jahrzehnte immer wieder fotografisch festgehaltene Prototypen, so erhebt sich *doch noch eine Frage!*

Sie lautet – gleich der jener kopfschüttelnd vorbeiziehender Sonntagswanderer – ganz schlicht: *Wer schläft wo?*

Werner Lipp





## Das alte Stuttgart in den Jahren um 1815

Wir betreten die Stadt von der Straße von Ludwigsburg aus, einer Pappel Allee entlang, links der Schloßgarten, rechts ist das erste Haus in einem Garten, etwas seitwärts stehend, mein liebes elterliches Haus, noch weiter zurückstehend der so genannte KEPLERISCHE Gasthof, Württemberger Hof genannt, ein bescheidener Gasthof, daneben gegen die Straße zugewendet, ein für die damalige Zeit stattliches Haus, dessen Portal zwei schöne Säulen hatte von den Überresten des vor vielen Jahren abgebrannten Neubaus, die im Abstreich verkauft wurden und bei dem Bau des Hauses, welches mein Vater erbaute, verwendet worden waren. Das Haus

wurde bis zu den dreißiger Jahren von Gesandten bewohnt. Nun kommen wir an das Königstor, wo eine Wache mit einem Officier stets versehen war; wer von Fremden in die Stadt fuhr, mußte dem wachhabenden Officier Namen etc. angeben. Die Stadt bot einen Eindruck von großer Ruhe und Frieden, wenig Verkehr außer einigen Verkäufern, meistens Bauern, die damals lange weiße Leinwandröcke trugen (wie jetzt noch die Steinlacher Bauern). Einer namentlich ist mir in Erinnerung, der immer rief: kauft au Spindle, Kimmich, Wachholderbeer. Von einer Kronenstraße war damals noch keine Rede, noch ein paar Schritte den Eck-



häusern entlang, und die Straße war mit einem Zaun abgeschnitten, in der Mitte ein laufender Brunnen.

Die Königsstraße war damals die eleganteste Straße, der eigentliche Faubourg St. Germain. Das erste Haus rechts war das Hotel des österreichischen Gesandten, das nächste Haus wurde von dem Geheimrath VON NEURATH bewohnt, dann kam das nächste Haus, wo Geheimrat VON MEROTH wohnte, das Eckhaus war die Wohnung des Ministers VON JASMUND und sofort linker Hand war der königliche Marstall, wo mehrere Hofbeamte ihre Wohnung hatten. Wo jetzt der schöne Schloßplatz ist, waren zwei große Gebäude, eines war das Ministerium der auswärtigen Angelegenheit, das andere die Wohnung des Herzogs WILHELM, diese waren dem jetzigen Königsbau gegenüber, wo damals der Redoutensaal stand, an dessen vorderer Seite eine Aufgangstreppe und eine Art von Altane stand, mit einem eisernen Geländer umgeben, welches aus dem Käfig, der den Galgen des Juden SÜSS umgab, soll gemacht worden sein. In dem Eckgebäude, was jetzt das Kronprinzenpalais ist, war der sogenannte Fürstenbau, bewohnt von dem Obersthofmeister SCHENK VON GEYERN, später die Wohnung des Ministers VON MAUCLER, an dessen Eckfenster seine Gemahlin gewöhnlich saß, und diese Ecke wurde die scharfe Ecke genannt.

So könnte ich noch weiter fortmachen und die verschiedenen Wohnungen mit ihren Bewohnern nennen, Allein, es soll doch keinen Adressenkalender geben, den ich schreibe, für die längst vermoderten Bewohner. Durch den sogenannten Bogen kam man wie jetzt auf den alten Schloßplatz, wo unter Herzog CARL EUGEN, das schauerliche Drama mit General RIEGER aufgeführt wurde; mein Vater war diesem zugegen und er konnte nicht genug sagen, was ihm diese Scene für einen krassen Eindruck gemacht hat. Wie RIEGER aus dem Bogen heraustritt, gibt der Herzog ein Zeichen, es werden ihm Epauletten und Orden abgerissen und seine Gefangenschaft auf die Festung vorgelesen, da stand er, wenn auch schuldig, und durfte nichts zu seiner Verteidigung sagen.

Auf dem Schloßplatze, vor dem neuen jetzigen Residenzschloß, trat jeden Mittag, wenn es zur Tafel ging, ein Hofdiener in reich galonierter Livrée hervor und kündigte durch eine Trompetenfanfare das Beginnen der Hoftafel an.

Ich erinnere mich noch, als ein Mädchen von neun Jahren dort im Weißen Saal (oben aus der Loge) einem Concert beigewohnt zu haben. Früher einmal in demselben Saal sah ich den Ritterschlag, den König FRIEDRICH auf einem Thron stehend mehreren

Militärs gab. Als ich noch jünger war, erinnere ich mich auch eines Kinderballes bei den Kindern des Herzogs PAUL in den unteren sogenannten Oldenburgischen Zimmern. Haupttänzer waren zwei nachherige Minister, LINDEN und NEURATH. Dies sind die entferntesten Erinnerungen! Die letzten sind der Trauergottesdienst am Sarge des Königs WILHELM in dem runden Marmorsaal unter der Kapelle des Schlosses im Jahre 1864.

Die Ausfahrt des Königs FRIEDRICH wurde sehr pomphaft ausgeführt. Gewöhnlich saß er in einer offenen Calèche, an seiner Seite sein Günstling, Graf DILLEN, umgeben von seinen Adjutanten, Ordonnanz-Officieren, zuletzt Reitknechten etc., zu Pferde natürlich alles, so daß es wie eine cavalcade war. Begegnete man ihm zu Wagen, so mußte man aussteigen, oder wenn dies nicht reichte, stehend im Wagen sein untertäniges Compliment machen. Man vermied gerne diese Begegnung und wer zu Fuße war, rettete sich entweder in ein Haus oder sonstiges Versteck. König FRIEDRICH war ein sehr gefürchteter Herr. Ich erinnere mich einer solchen Ausfahrt, einer Schlittenfahrt, zu der S.M. den Schnee von den Bergen herunter in die Straßen tragen ließ. S.M. war voraus in einem sehr schönen Schlitten, in einem kostbaren Pelz, auf der Pelzmütze einen Reiherbusch mit kostbarer Diamanten-Agraffe; weiter erinnere ich mich nichts mehr, als daß meine Mutter von dem Oberstallmeister, Graf GÖRLITZ, geführt wurde, sie hatte einen hellblauen Atlas-Pelz an. Weniger pomphaft, aber originell war die Ausfahrt der Königin MATHILDE. Sie konnte das schnelle Fahren nicht ertragen, sie fuhr stets ganz allein, meistens lesend in einer kleinen niederen Calèche, bespannt mit vier schwarzen Ponys mit langen Mähnen, zwei kleine Jockei saßen auf den Pferden und zu beiden Seiten des Wagens gingen zuweilen Läufer, denen es nicht schwer wurde, denn der Wagen ging meistens den Alleen des Schloßgartens (damals Anlagen genannt) entlang, sehr langsam.

Eine große Fahne wurde auf dem vorderen Turm des alten Schlosses aufgezogen, wenn der König in Stuttgart war, im Laufe des Sommers während er seine Residenz in Ludwigsburg hatte. Zu der Bewachung des Schlosses waren auch sogenannte Leibtrabanten in altertümlichem Costume, mit Speeren bewaffnet, gekleidet in den Hausfarben schwarz, rot und gold, aufgestellt. Nach dem Ableben des Königs FRIEDRICH wurden diese aufgelöst und ihre Anzüge dem Theater geschenkt, die Hofdienerschaft war in gelbe Livrée gekleidet, eine Farbe, die König WILHELM haßte, weshalb sogar die großen gelben Blumengruppen im Schloßgarten abge-



schafft wurden bei dem Antritt seiner Regierung. Die Pagen spielten bei dem König FRIEDRICH eine große Rolle, sie bestanden aus den ersten adeligen Familien des Landes, und es scheint, daß er an dem jugendlichen Kreise seine Freude und öfters mit ihnen seinen Spaß hatte, dem aber auch oft bitterer Ernst folgte, wenn die Herren Pagen gar zu ungezogen und naseweiß waren, sogar mit dem König, mit dem sie ihre Späße machten. Man erzählt sich eine Anekdote von dem jungen Grafen CHRISTOPH MARTIN DEGENFELD. Bei der Galatafel mußten die Pagen auch den Dienst tun, bei dem König Wein credenzen etc. Einstmals verlangte der König von dem obengenannten Graf, er möchte auch dem Graf DILLEN credenzen, dieser schlug es aber dem König rund ab, mit dem Bemerkten, er tue diesen Dienst nur für den König, aber nicht für den Graf DILLEN. Anfangs soll S. Majestät etwas gestutzt haben bei dieser freien Rede, doch soll es ihn eigentlich gefreut haben von dem jungen Mann.

Originale gab es zu dieser Zeit, wo noch nicht alles über einen Kamm geschoren war, sehr viele, und namentlich unter dem Hofstaat. Mit dem Oberhofmarschall anzufangen, meinem Vater, der in seiner Art auch originell war. Trotz seinem Leben bei Hof, was er ja schon mit dem 16. Jahr begonnen, war er mehr als einfach in seinen Sitten und Bedürfnissen geblieben, was ihm oft als Geiz ausgelegt wurde. In seinem Wesen war er geradeaus und hatte das Talent der schneidigen Antworten, und besonders bei fürstlichen Personen, da er deren Umgang gewöhnt war, imponierten sie ihm gar nicht, obgleich er eine große Verehrung und namentlich für das Haus Württemberg hatte. Als ihn der König FRIEDRICH stets fragte, wie alt er sei, antwortete er ihm, «so alt, daß ich nächstens um Entschuldigung bitten muß, noch da zu sein». Die Frage wurde nie mehr wiederholt. Er war auch der einzige, der den Mut hatte, dem mächtigen Graf DILLEN eine schneidige Antwort zu geben. Bei Gelegenheit seines Hausbaues erlaubte sich Graf DILLEN, bei der K.Tafel Späße über sein Bautalent zu machen und sagte: «Nun, Herr Oberhofmarschall, jetzt ist Ihr Haus gebaut und fertig, und Sie brauchen nur noch darunter zu schreiben: ipse fecit». Auf diesen Witz gab mein Vater die Antwort: «Herr Graf, ich mische mich nicht in Ihre Angelegenheiten, mischen Sie sich auch nicht in die meinigen». Kaum war dieses kühne Wort gesprochen, so malte sich Entsetzen auf alle Gesichter der Höflinge, bei Seiner Majestät selbst stieg eine Gewitterwolke auf, er hob die Tafel auf, seine Serviette auf den Tisch werfend, und sagte, on mange mal! Nach aufgehobener Tafel näherte sich mein Vater dem König und bat ihn um Ent-

schuldigung, an seinem Tische die Sinne hervorgehoben zu haben, allein S. Majestät werden einsehen, daß ich mir von einem jüngeren Mann keinen solchen Spaß gefallen lassen durfte, ich bitte untätigst mir zu verzeihen! «Gott straf mich, Sie haben recht! Es sei Ihnen verziehen», antwortete der König, und alles war wieder gut. Die Gesichter der Höflinge heiterten sich wieder auf, wie die Natur nach einem warmen Frühlingsregen. Ein beinahe zu poetischer Vergleich für die Gesichter der Hofschranzen, und sie näherten sich wieder freundlich dem Begnadigten.

Unter diesen Höflingen waren auch manche elende Kreaturen, aber auch Ehrenmänner und Originale, zu diesen gehörte der alte Oberstallmeister SCHENK VON GEYERN, er war pedantisch pünktlich und reinlich und unter ihm soll das K. Stalldepartement ein Muster von Ordnung und Reinlichkeit gewesen sein. Er hatte zu allem seine gewisse Zeit und die mußte um jeden Preis eingehalten werden. Jeden Tag ging er in das Theater und punkt 8½ Uhr mußte der Diener ihn abholen, dieser rief nur zur Loge herein: «Ihre Excellenz, sischt halbig», und ohne einen Moment warten zu lassen, das Stück konnte so interessant als möglich sein, entfernte er sich eilends. Seiner Gemahlin, eine geborene Fräulein VON KOLB, ihr Vater war General, warf er ein Stück Spitze fort, weil er es als Unordnung ansah, daß sie es auf dem Tisch hatte liegen lassen. In der französischen Sprache war er, obgleich gewandt, doch so, daß er alles verdrehte. Unter anderem verdrehte er alle Namen, ein Fräulein VON D'ÉCHEROLLE nannte er immer die Terzerolle, Vin de madère, vin de matiere. Ma fêmmе est dans son devant, car elle a un lavement (= Klistier) dans le derrière. Solche Bonmots oder vielmehr verkehrte Redensarten wären noch viele aufzuweisen. Von dem damals allmächtigen Günstling, Graf VON DILLEN, will ich nichts beifügen, ganz Württemberg hat ihn ja gekannt. Meine Eltern hielten sich so fern als möglich von ihm und seiner Gemahlin, einer Fräulein VON SCHOTT VON SCHOTTENSTEIN.

Späterer Oberstallmeister war Graf VON GÖRLITZ, ein sehr manierter Mann, man hielt ihn auch für keinen zuverlässigen Charakter; er hatte zwei Söhne, CARL und FRIEDRICH, ersterer war ein sehr geistreicher talentvoller Mann, der zweite der berühmte Graf, dessen Frau verbrannt gefunden wurde an ihrem Schreibtisch, von ihrem eigenen Diener ermordet, infolgedessen ein langer Prozeß entstand. Diese zwei Söhne kamen oft zu uns, und besonders CARL war ein Liebling meiner Mutter. Von Damen waren am Hofe des Königs FRIEDRICH die Oberhofmeisterin, Frau VON SPIEGEL, welche aber



nur wenige Jahre da war, da sie die Königin MATILDE auf manche Zurücksetzung, welche sie von ihrem hohen Gemahl ertragen mußte, aufmerksam machte, und nachdem es zu einer Scene kam, wo S.M. der König sehr gerührt war über die Beschuldigung seiner Gemahlin, diese fragte, wer ihn so verleumde, so gab I.M. ihre Oberhofmeisterin preis. Nach diesem Vorfall bat Frau VON SPIEGEL um ihre Entlassung. Die Königin hatte noch zwei Staatsdamen, Frau VON GAISMAR, Generalin VON SECKENDORFF, und eine Hofdame, Frau VON UNRUHE, Fräulein VON SECKENDORFF. Frau VON GAISMAR war eine originelle, geistreiche und lebenswürdige Dame, G. VON SECKENDORFF eine feine, lebhaft Französin und pflichtgetreue Mutter; sie war früher als Fräulein VON VASIMONT Hofdame bei der Hoheit gewesen mit meiner Mutter und dem Fräulein VON TUNDERFELD, nachherige Herzogin WILHELM. Frau VON UNRUHE war eine zart besaitete sächsische Dame und Fräulein BETTY VON SECKENDORFF eine niedliche, kleine Person, sehr spöttisch, der Plastron (= Zielscheibe) des Königs, der sie gerne neckte und plagte.

Von Herren hatte die Königin einen Kammerherren VON WIMPFEN, wegen seiner Zerstreutheit bekannt; er soll einstens den Deckel eines gewissen Möbels statt seines Claquehutes mit in den Salon genommen haben, er war ein feiner alter Herr ganz nach früherem Zuschnitt. Dann war auch ein Hofmarschall VON MÜNCHHAUSEN da, er wohnte in der Akademie in der nachherigen SPITZENBERGischen Wohnung und hatte eine ganz nette kleine Antiquitätensammlung, dabei zwei Töchter, eine ganz verwachsen, aber sehr liebenswürdig, die andere eine blonde, ätherische Luise, stets in höheren Sphären schwebend, die später bei Dresden in einem kleinen Landhaus lebte, dessen Schlüssel sie, wenn sie verreiste, so verbarg: sie ließ einige Pflastersteine heben und legte den Schlüssel darunter, weil sie ihn niemandem anvertrauen wollte, dann ging sie nach dem göttlichen Ingersleben, ein Familiengut bei Gotha, was an den Roman von IMMERMANN erinnern konnte. Noch ein Kammerherr war an diesem Hofe, an die alte Zeit erinnernd, ein Baron VON BERNHAUSEN, der letzte seines Namens, der stets schweifwedelnd vor der Familie VON DILLEN stand. Mit dessen Besetzung Herrlingen belehnte König WILHELM die Familie VON MAUCLER; mit ihm starb eine sehr angesehene Familie aus, deren Stammsitz das Dorf Bernhausen auf den Fildern war, später waren sie im Elsaß.

Nach dem Tode des Königs Friedrich wurde alles wie durch einen Federstrich umgewandelt, KÖNIG WILHELM trat in einem günstigen Moment seine Re-

gentenlaufbahn an, mit ihm traten die langen Friedensjahre ein, alle Hoffnungen für Verbesserungen, die im Lande so sehr gewünscht wurden, erwartete man, daß er sie erfüllen würde, was auch wirklich in Erfüllung ging, doch ich will mich nicht unterfangen, Mitteilungen aus dieser Zeit zu machen, wozu ich nicht befähigt bin, und noch einiges aus meiner Erinnerung aus früheren Zeiten niederschreiben, namentlich von Persönlichkeiten, die ich in manchem Buch, was ich jetzt lese, aufgeführt finde.

So erinnere ich mich ganz genau an die alte Gräfin KÖNIGSECK, diejenige Fräulein VON WIMPFEN, welche von ihren schlechten Brüdern an den Herzog CARL verkauft wurde, wozu sich ein ebenso schlechter Graf KÖNIGSECK fand, ihr seinen Namen zu geben. Es war eine schlanke, sehr alte Dame, stark zugeschminkt, mit einer Haube à la C. CORDAY und langen Brillantohrringen, die man Girandolen nannte, sie hatte etwas sehr Entschiedenes in ihrem Wesen, beinahe männlich, wenn man ihr von den Geschichten anderer erzählte, sagte sie immer: *«laissez les faire, ils se casseront déjà le nez»*. König FRIEDRICH hatte ihr eine bedeutende Pension auszahlen, und freie Wohnung hatte sie in der Akademie oben im Eck, wo DEGENFELDS einst wohnten. Nach ihrem Tode fand sich gar kein Vermögen, was ihrem Neffen, meinem Onkel BRUSSELLE zugedacht war, ihre Dienerschaft hatte sie vollständig bestohlen, und so läßt sich hier das Sprichwort verwenden *jamais mal acquit ne fût bon partage*. Noch muß ich eines Mannes gedenken, welcher in der Akademie wohnte und in der gelehrten Welt einen großen Namen hatte, Professor KIELMEYER, unter ihm standen die damaligen Kunst- und Naturaliensammlungen. Er war ein stiller, menschenscheuer Mann, welcher nur der Wissenschaft lebte, so daß er sogar, als an seinem Hochzeitstage ein Gelehrter zu ihm kam, aus der Fremde, vergaß, daß sein Hochzeitstag war, und sich ganz seinem Kollegen widmete. Auch wohnte in der Akademie der Leibmedicus DUVERNOY, eine auffallende Erscheinung, ein kleiner, alter Herr, gepudert, ganz im alten Costume, er war aus Mömpelgard mitgekommen, sowie ein sehr komischer Massier (= Szepterträger) BOIGEOL, und eine alte Frau DIETER, welche bei den Kindern des Königs FRIEDRICH gewesen war. Zu den Figuren aus der alten Zeit gehörte auch der Hoftapezier Monsieur RICHARD, und der alte Hofkastellan WOLF, an den ich mich noch als einen alten, freundlichen Mann erinnere.

Doch nun muß ich auch der Männer des Geistes und der Kunst gedenken aus damaliger Zeit. Vor allem ist mir DANNECKER in freundlichstem Anden-



ken, mit seinem heiteren und doch genialen Wesen, mit seinen freundlichen blauen Augen; da er mit meinem Schwager HERDA gut befreundet war, sah ich ihn oft dort. Als ich einmal bei einem Tableau, was bei Hof verstellt wurde, war, nahm er mich unter das Kinn und sagte auf gut schwäbisch: «Sie müßet a bißle freundlich sei, wenn mer a Braut ist». Ein anderes Mal, als die unmalerischen Gigot Ärmel Mode waren, drückte er mir diese zusammen, indem er sagte: «Wie kann man sich so verunstalten!»

Auch bei meinem Schwager war öfters MATTHISON, ein alter, bedachtsamer Mann, der sehr schön namentlich die Glocke vorlas; seine freundliche Gemahlin LOUISE, Tochter des Hofgärtners in Dessau, war eine angenehme Frau, süß und ästhetisch, wie der Duft der Orangenbäume, unter denen sie aufgewachsen war; sie starb in Dätzingen, wo sie auf Besuch der gräflichen Familie VON DILLEN war. Den Dichter HAUG hörte ich oft nennen, lernte ihn einst im Bade zu Teinach kennen; es war damals eine ganz hübsche Gesellschaft dort versammelt, auf ein jedes machte er ein kleines Gedicht, auch ich erhielt meinen Teil, weiß aber nicht, wo es hingekommen ist. In diesem Kreise war auch der Vater von dem Hofprediger GRÜNEISEN, ein sehr witziger, unterhaltender Mann, der alles aufheiterte. Ich erinnerte mich immer mit Vergnügen an diesen geselligen Zirkel. Von poetischen Damen war damals in Stuttgart THERESE HUBER; es war eine sehr lebhafteste Dame, geistreich, sehr gesprächig, mit kleinen, schwarzen, sehr stechenden, aber schielenden Augen; ihre Tochter war eine Frau VON HERDER, ziemlich affektiert. Von den HUBERischen Romanen erinnere ich mich nur an einen Jugendmuth. Diese

THERESE HUBER geb. HEYNE sah ich oft im GAISMARISCHEN Hause, wo überhaupt immer viele Leute von Geist und Talent zu finden waren. Auch bei meinem Schwager HERDA lernte ich viele interessante Männer kennen, unter anderen den Kanzler VON MÜLLER, der bald nach dem Tode GOETHES in Stuttgart war; er sprach viel von GOETHE und seinen letzten Tagen. In diesen brachte man ihm das Bild einer Dame (ich glaube die Gemahlin des französischen Gesandten), um ihn etwas zu zerstreuen, und sein Urteil über dieses zu hören; er sagte: «Man muß den Künstler ehren, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen». An UHLAND und GUSTAV SCHWAB erinnere ich mich wohl, habe sie aber nicht persönlich gekannt. Dagegen habe ich W. HAUFF oft Gelegenheit gehabt zu sehen im HÜGELISCHEN Hause, er war ein sehr heiterer Gesellschafter und hübscher Mann. Später kam ich viel zusammen in Gesellschaft mit DINGELSTEDT, GEIBEL auch LISZT; GEIBEL war ein lieber, freundlicher Mann, so bescheiden. DINGELSTEDT war für die sogenannte große Welt geboren, eine schöne elegante Erscheinung, im Umgang sehr unterhaltend, doch traute man nicht dem Charakter. LISZT wurde hier vergöttert, beinahe noch mehr von Herren wie von Damen. Von sonstigen Klavierkünstlern erinnere ich mich nur noch gehört zu haben DALBERG, MOSCHELES etc., von Violinkünstlern PAGANINI, VIEUXTEMPS, ERNEST.

Hier bricht das Manuskript ab. Als Verfasserin ist zu erschließen MARIE FRIEDERIKE MATHILDE KATHARINA VON BEHR, Tochter des württembergischen Oberhofmarschalls CHRISTIAN FRIEDRICH VON BEHR (1807–1889). Wir verdanken diese netten Erinnerungen an den von außen gesehenen Stuttgarter Hof Dr. REINHOLD BÜHRLIN (Wimpfen), der das Manuskript im Archiv Gemmingen-Hornberg fand.



# Was schreiben die anderen . . .

In Heft 1974/3 unserer Zeitschrift haben wir unter dieser Überschrift begonnen, in- und ausländische Stellungnahmen zu Fragen, die auch den Schwäbischen Heimatbund bewegen, abzudrucken. Diese Absicht wurde als «Informationshilfe» deklariert. Wir setzen dieses Unterfangen fort mit einer Stellungnahme von ERNST R. HAUSCHKA (Regensburg), die aus sprachlicher Sicht das Wort bzw. den Begriff «Heimat» näher erfassen möchte. Sie ist erschienen in der Zeitschrift «Schönere Heimat», die der Bayrische Landesverein für Heimatpflege e. V. herausgibt (1974/Heft 3).

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wurde das deutsche Wort «Heimat» in wachsendem Maße mit Gemüts- und Gefühlswerten gefüttert und angereichert. Heimat wurde zur trauten Idylle, zum Hort der Geborgenheit, zu einer Traumvorstellung vom besseren Leben. Von JUSTUS MÜSER über die Gebrüder GRIMM bis zu dem Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde, WILHELM H. RIEHL, entdeckte man Heimat immer mehr als «sittliches Gut» und erstrebenswerten Bewußtseinsinhalt. Im Biedermeier haben LUDWIG RICHTER und CARL SPITZWEG in ihren Bildern – letzterer allerdings nicht ohne feine Ironie – die Heimat verklärt. Heimatmuseen schossen aus dem Boden, Heimatvereine wurden gegründet, Heimatdichter meldeten sich zu Wort, die Heimatkunde erblühte in Klassenzimmern. Aus dem trockenen Rechtsbegriff «Heimat» wurde ein sentimentaler Bilderbuchbegriff.

Wenn du noch eine Heimat hast, / so nimm den Ranzen und den Stecken / und wandre, wandre ohne Rast, / bis du erreicht den teuren Flecken dichtete wohlgemut ein gewisser A. TRAEGER im Jahre 1858. Der Satz kann stellvertretend für unzählige stehen: die teure Heimat, Glocken der Heimat, die Linde, der Garten, das Vaterhaus, Heimaterde, die Heimat ruft; im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus, So schön wie in der Heimat ists nirgends in der Welt, Nach der Heimat möcht ich wieder, In der Heimat, da gibts ein Wiedersehn, Ich kann nicht nach Hause, hab keine Heimat mehr; Heimat als geistiges Wurzelgefühl, Heimat als Erbe und Schicksal, und schließlich der Gipfel: die heilige Heimat, die mit Gott gleichgesetzt wird: Absage an die Heimat ist Rebellion gegen Gott, ermahnte ein Volksschriftsteller namens W. AUGUSTINY im Jahre 1930.

Welchen schamlosen Mißbrauch endlich die totalitären Ideologien zur Durchsetzung ihrer Ziele mit den harmlosen sechs Buchstaben des deutschen Wortes «Heimat» getrieben haben, ist zur Genüge bekannt und braucht hier nicht weiter erörtert werden. ALEXANDER SOLSCHENIZYN mußte sich von der führenden sowjetischen Literaturzeitschrift beschimpfen lassen, er sei «ein Mann ohne Heimat». Womit feststand, wer zu bestimmen habe, was Heimat ist und was sie nicht ist.

Der Gegenschlag konnte nicht ausbleiben, jedes Pendel schlägt zurück, auf die Apotheose folgte die Verteufelung.

Schon FRANZ KAFKA fand sehr skeptische Worte über die Heimat: Für einen nur irgendwie beunruhigenden Menschen ist der Heimatort, selbst wenn er sich darüber gern täuscht, etwas sehr Unheimliches, ein Ort der Erinnerungen, der Wehmut, der Kleinlichkeit, der Scham, der Verführung, des Mißbrauchs der Kräfte. KURT TUCHOLSKY, der im schwedischen Exil durch Selbstmord gestorben ist, gab den Rat: Wer die Enge seiner Heimat ermessen will, der reise, und der wortgewaltige Florentiner GIOVANNI PAPINI faßte sein intellektuelles Mißtrauen gegenüber der Heimat in einen kräftigen Sarkasmus zusammen: Meistens irren sich unsere Mütter, und man kommt in einer Gegend zur Welt, die nicht zu uns paßt.

Allenthalben sind heute folgende Feststellungen zu lesen: In einer Zeit, in der «das Gefühl des Provisorischen», wie es JACOB BURCKHARDT nannte, überwiegt; im Zeitalter der Mobilität, des Verkehrs, der Fluktuation, des häufigen Arbeitsplatzwechsels, der Verwissenschaftlichung des öffentlichen Lebens, der Entmythologisierung und der vorausschauenden Planung (Futurologie); in einer solchen Zeit stelle Heimat einen Anachronismus dar. Heimat als der Fleck Erde – EDUARD SPRANGER im Jahre 1952 – sei passé. Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird gilt als ein programmatisches Wort CHRISTIAN MORGENSTERNs.

Heimat sei von der räumlich-zeitlichen Ebene, also von Landschaft und Geschichte, in die soziale Ebene, also in die Begegnung von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe, zu übertragen. Nur auf diese Weise könne der Heimatbegriff gerettet werden. Heimat müsse sachlicher, relativierter, pluralistischer als bisher gesehen werden. Die Vorstellungen sind im Grunde nicht neu, sie besitzen eine lange Tradition:

In der Antike waren die Kyniker der festen Überzeugung, daß die Heimat des Menschen nicht an einen Ort gebunden sei, im Gegenteil; ihr Lebensprinzip war, von Ort zu Ort zu wandern, um die eigentliche Heimat des Menschen, nämlich die Welt, kennenzulernen. Heimat als Ort bedeutet für sie Enge, Verengung, Verarmung. Sie verstanden sich, mit DIOGENES an der Spitze, bewußt als Proletarier unter den griechischen Philosophen und hatten mit der Anschauung gebrochen, Bildung sei nur eine Sache der Reichen. Sie wollten keinen Beruf ausüben, kein Geld verdienen, ihr Ziel war die absolute Bedürfnislosigkeit. Sie erstrebten die Unabhängigkeit von jedem Vorurteil, wollten die bestehenden Anschauungen verändern, waren gleichgültig gegenüber überkommenen und ethischen Werten, zum Beispiel auch gegenüber der Vaterlandsliebe. Durch ärmliche Kleidung suchten sie die Aufmerksamkeit der Massen auf sich zu ziehen und versuchten durch hartnäckige Belehrungen auf sie einzuwirken. Bei manchen Bürgern gerieten sie dadurch in den Ruf, schamlos, gemein, eben «zynisch» zu sein.

Ihre Einstellung zur Heimat zeigte sich besonders an folgendem Beispiel: Die mythologische Figur des ODYSSEUS,



der, nach langer Fahrt heimkehrend, zur Erde niedersank und ehrfürchtig den Boden küßte, der gestand, es gäbe auf der Welt «nichts Süßeres als die Heimat», erntete bei den Kynikern nichts als schallendes Gelächter. Gegen die Meinung, Heimat müsse weltweit sein und dürfe nicht räumlich und zeitlich eingegrenzt werden, ist allerdings einzuwenden: Jeder Mensch hat seine räumlich und zeitlich begrenzte Geschichte, niemand kann aus seiner Herkunft, seiner Vergangenheit, seiner Kindheit «aussteigen». Diese Faktoren, die Sprache, mit der er aufwächst, die Art, seine Umgebung in entscheidenden frühen Jahren zu benennen, wahrzunehmen und zu empfinden, sich in sie hineinzuleben, sie in Worten laut werden zu lassen, die Denkungs- und Vorstellungsart, die Landschaft, die ihn umgibt, die auf ihn bewußt oder unbewußt einwirkt, formen und charakterisieren ihn: *Die Erde nährt, aber sie bindet auch*, faßte der kluge jüdische Philosoph FRANZ ROSENZWEIG den Sachverhalt formelhaft verkürzt zusammen.

Gewiß: Man kann eine neue Sprache erlernen, den heimatlichen Dialekt vergessen oder vergessen wollen, Traditionen in den Mülleimer werfen oder ignorieren, während man im gleichen Augenblick sich anschickt, andere Traditionen zu beginnen und zu verfestigen – aber im Wesen des Menschen wird seine Herkunft, seine Vergangenheit, seine Kindheit nie ganz ausgemerzt werden können, er kann ja auch sein Gesicht nicht beliebig verändern. Seine Art zu denken, zu werten und zu sprechen wird Hinweise dafür liefern, wo er herkommt, so wie PETRUS, als er am Feuer stand und im Begriffe war, seinen Herrn und Meister zu verleugnen, sich von einer einfachen Magd aus dem Volke sagen lassen mußte: *Deine Sprache verrät Dich*.

Aus dieser Verbundenheit heraus haben Autoren aller Jahrhunderte, die aus ihrer Heimat gewaltsam verbannt wurden, von OVID über DANTE bis zu HEINRICH HEINE in großartigen Dichtungen ihre Heimat aus der Ferne besungen, ohne daß man daran etwas Lächerliches oder Sentimentales entdecken könnte. STEFAN ZWEIG, der Deutschland im Dritten Reich aus politischen Gründen verlassen mußte und sich schließlich im Exil das Leben nahm, gestand freimütig: *Am Tage, da ich meinen Paß verlor, entdeckte ich mit 58 Jahren, daß man mit seiner Heimat mehr verliert als einen Fleck umgrenzter Erde*.

Die gleiche Erfahrung können Millionen Heimatvertriebener bestätigen. Gerade aus ihren Reihen wird der Ruf nach dem «Recht auf Heimat» verständlich, zumal sich der sachlich berechnete Begriff «Heimatvertriebener» im umgangssprachlichen Gebrauch wegen seiner Länge wenig eingebürgert hat, hingegen weitaus häufiger das Wort «Flüchtling» gebraucht wird, das leider durch verwandte Wortbildungen reichlich negativ befrachtet ist: Hauptwörter auf «-ing» bezeichnen entweder passive Grundeinstellungen, also Menschen, mit denen etwas geschieht, mit denen etwas gemacht wird oder gemacht werden kann (Prüfling, Findling, Impfling, Zögling, Lehrling) oder Menschen, bei deren Nennung ausgesprochen negative Empfindungen ausgelöst werden (Schädling, Feigling, Eindringling, Schwächling, Roh-

ling, Häftling, Günstling). Lediglich «Häuptling» oder «Liebling» klingen ein wenig indifferenter, können aber die Sprach-Misere kaum retten. (Vielleicht sollte man diese sprachlichen Gegebenheiten nicht achtlos vom Tische fegen, sondern sie auch gelegentlich in politische Überlegungen einbeziehen.)

Vor allem bei älteren Leuten, die in der «neuen Heimat» nicht heimisch werden konnten, oder auch gar nicht versuchten, hier heimisch zu werden, entstand eine Art «Heimweh», das man früher «Heimsucht» bezeichnete, *Nostalgia Pathopatrialgia*, von der schon bei JEAN PAUL die Rede ist, wenn er von einem solchen Menschen schreibt: *Seine Augen waren roth und feucht von den Qualen der Heimsucht*.

Diese Menschen haben «Heimat» mehr als passiven Besitz denn als aktive Funktion empfunden, sie konnten die Spannung nicht ertragen, die sich wesensmäßig daraus ergibt, daß der Mensch sich in jedem neuen Lebensraum erst Heimat schaffen muß, um Heimat zu gewinnen: Heimat als eine «schöpferische Tätigkeit», wie sie der Soziologe EUGEN LEMBERG treffend umriß.

Deshalb muß keinesfalls die Erinnerung an die alte Heimat aufgegeben werden: Als Beispiel diene der Hinweis auf Hunderttausende von Auswanderern nach Amerika, Afrika oder Australien, die sich eine neue Heimat schufen, ohne die alte Heimat zu vergessen, oder auf manchen Gastarbeiter, der in seiner «Pizzeria» eher ein Stück Heimat mitgebracht, als daß er sie vergessen hat.

Natürlich ist es bequemer, entweder nur das eine oder nur das andere zu tun, sich also nur in Illusionen von gestern zu verlieren oder nur den Forderungen des Tages anzupassen, aber das Ergebnis wird in beiden Fällen unbefriedigend, enttäuschend, unmenschlich sein: Niemand kann mit seiner Herkunft und mit seinen gegenwärtigen Aufgaben dadurch fertig werden, daß er nur von einer der beiden Gegebenheiten Notiz nimmt und die andere ignoriert; niemand kann auf die Dauer konservativ sein ohne fortschrittlich zu denken, und niemand erfolgreich fortschrittlich ohne konservativen Rückhalt.

Heimat will demnach erfragt, hinterfragt, oder, wenn man es anders ausdrücken will, entdeckt, erobert, okkupiert werden; man soll sich mit seiner Heimat identifizieren können, sie nicht als Fremde empfinden. Gerade das gehört ja zu ihrem Wesen, daß sie nicht fremd ist.

Heimat zählt zwar zu den subjektivsten Erlebnissen des Menschen, ähnlich wie die Liebe, aber zweifellos hat jeder Mensch ein Bedürfnis nach Heimat, wenn auch das, was der einzelne unter Heimat versteht, sich erheblich vom Heimatbewußtsein seines Nachbarn unterscheiden kann.

Für die einen ist Heimat eben der Raum, die Landschaft, die Geschichte, der Beruf, die Ehe, die Familie, für andere, um auf einige Antworten der eingangs zitierten Befragung zurückzukehren: «Der Ort, wo man seine geistige Einstellung frei vertreten kann»; «Wo es liebe Menschen gibt»; «Wo man sich wohl fühlt».

Jeder dieser Heimatbegriffe ist vertretbar und partiell berechtigt, aber nur alle zusammen ergäben den vollständi-



gen Heimatbegriff, dessen Besitz der Mensch mit allen seinen Kräften anstrebt, von dem allerdings das Christentum bekennt, daß er letztlich gar nicht in diese Welt hineinzuprojizieren sei.

Die Frage nach der Heimat hat die Menschen seit jeher, gleich welcher Nation, Rasse oder Religion sie angehörten, fasziniert. Als der buddhistische Asket BHARTRIHARI im 7. Jahrhundert n. Chr. gefragt wurde: *Was ist das Glück?*, gab er zur Antwort: *In seiner Heimat bleiben zu dürfen.*

Aber, so fragen wir verzweifelt zum Schluß, was verstand der indische Mönch unter Heimat? Womit wir wieder von vorn beginnen könnten, allerdings nicht ohne einen vorsorglichen Hinweis darauf, daß wir wohl nie an ein Ende gelangen werden.

*Zur Frage der Atomkraftwerk-Planungen macht sich in der Schweiz wachsender Widerstand bemerkbar, denn was der Schweiz zu neuem Energiereichtum verhelfen soll, das könnte zur Zerstörung der Umwelt am Rheinknie führen. Dazu schreibt MICHAEL HALLER in der Schweizer Wochenzeitschrift «Die Weltwoche» vom 18. Oktober 1974:*

Was Tausende protestierender Schweizer für den Untergang ihrer Heimat halten, gilt den großen Unternehmen als letzte Rettung vor dem Chaos: Um das vorausgesagte Energiedefizit auszugleichen, sollen scharenweise Atomkraftwerke gebaut werden. Doch zu massenhaften Protesten hat nicht nur die Skepsis vor dem unheimlichen Kraftspender «Atom» geführt; angst und bange wurde vor allem den Rheinkniebewohnern, als sie von der ungeheuren Ballung geplanter A-Werke in ihrer Region erfuhren. Tatsächlich soll nach dem Willen der Energiekonzerne im 60-km-Umkreis Basels während der nächsten 10 Jahre die größte Atommassierung aus dem Boden gestampft werden, die es überhaupt gibt:

Neben den zwei bestehenden Atomreaktoren in Beznau und dem Kraftwerk Mühleberg BE sind schweizerseits geplant: die Atomstromfabrik Gösgen SO, die ab 1977 rund 970 Megawatt (MW) liefern soll (das Dreifache von Mühleberg) und die mehrheitlich der Alusuisse-Gruppe (35%), der Kreditanstalt (12,5%) und der NOK (25%) gehört. Weiter das Werk Graben BE, das in den achtziger Jahren mit ein bis zwei Reaktoren je 900 MW abgeben wird. Dann das Werk in Kaiseraugst AG, wo ab 1980 rund 915 MW zugunsten der Eigner hergestellt werden. Und schließlich – neben der Atomidee im luzernischen Inwil – der Reaktor von Leibstadt, der schon 1978 ganze 942 MW produzieren wird. Zu diesen Schweizer Atomanlagen hinzu kommen noch zwei grenznahe deutsche Mammutwerke in Wyhl bei Breisach und Schwörstadt bei Basel, die in den achtziger Jahren je 2600 MW erzeugen sollen – und hinzu kommt vor allem noch das Atomwerk im französischen Fessenheim, dessen erste Etappe (890 MW) bereits im Bau ist; die zweite Etappe (mit einem Reaktor gleicher Leistung) soll wenige Jahre später folgen. Im engen Umkreis um Basel sollen demnach atomare Energieerzeuger gebaut werden, die mehr produzieren,

als heute in der ganzen Schweiz verbraucht wird. Sie werden aber auch mehr an Gefahren und Umweltbelastungen erzeugen, als die ganze Schweiz zu tragen hat:

- Die atomaren Stromfabriken werden nach vorläufigen Schätzungen 30 000 bis 40 000 WM an Wärme abstrahlen – vierzigmal soviel, wie die ganze Stadt Basel an Wärme abgibt. Mutmaßliche Folge: Smogartige Dunstglockenbildung am ganzen Rheinknie.

- Die von den Atomkraftwerken zur Kühlung benötigten Türme (Wyhl: 162 Meter Höhe, Kaiseraugst: 112 Meter) werden mehr Wasserdampf freisetzen als der ganze Bodensee auf 540 qkm Fläche. Mutmaßliche Folge: windabsorbierende Nebelbildungen im Rheintal.

- Zur Überwachung der Sicherheitsbestimmungen wären in Bern schon heute 60 Experten notwendig, doch arbeiten dort lediglich 8 Fachkräfte. Deshalb, so Energiechef WILLI RITSCHARD, müßten die Techniker «die wirkliche Überwachung unter Ausschaltung des Risikos garantieren können»; doch zahlreiche, aber nur selten publizierte Zwischenfälle in ausländischen A-Werken zeigen, daß diese Garantie nicht gegeben werden kann.

Solch zukunftsängstigende Perspektiven haben inzwischen zu einem breiten, die ganze Dreiländerecke umfassenden Widerstand geführt, der zunächst wirkungslos schien. Nachdem die Baubewilligung für das Kaiseraugster Kraftwerk nicht verhindert werden konnte, entstand im November vergangenen Jahres die «Gewaltfreie Aktion Kaiseraugst» (GAK), die nun mit neuen Kampf- und Boykottmaßnahmen (etwa Aluminiumboykott) die Konsumenten mobilisieren möchte.

Doch neuen Aufwind gewinnt diese Anti-Atomstrom-Bewegung erst durch das jüngste Einlenken der verständnisgeläuterten Behörden. Nachdem nämlich alle Warnungen der Nordwestschweizer in den Wind geschlagen worden waren, hatten die beiden Basler Regierungen im September nochmals einen Brief an die «getreuen, lieben Eidgenossen» nach Bern geschickt: Die «möglichen Emissionen und Pannen im Sicherheitssystem und beim Transport und bei der Lagerung von Brennstoffen und Atommüll» gäben zu ernsthaften «Befürchtungen» Anlaß; denn problematisch, so wissen die Kantonsregierungen, ist vor allem, daß zwar für jedes einzelne dieser Atomprojekte Expertisen vorliegen, daß aber jede Gesamtplanung fehlt. Es wird deshalb vom EVED ein Bericht verlangt, der die ökologischen Folgen der gesamten Atommassierung am Basler Rheinknie zu analysieren hätte.

Vorsichtiger wurde inzwischen auch Bundesrat RITSCHARD, der nun selbst vor dem «faustischen Pakt mit dem Atom» einige Ängste hegt. Doch sein Hinweis, daß der Atomstrom während der nächsten zwanzig Jahre die Energielücke als Provisorium stopfen solle, kann die Atomgegner nicht trösten. Denn im Gegensatz etwa zum wachstumsfreudigen «Schweizer Nationalkomitee» der Weltenergiekonferenz, das für die kommenden 20 Jahre eine Verdoppelung des Stromverbrauchs voraussagt, glauben die Umweltschützer an das Beispiel der Basler Industrie; diese konnte durch freiwillige Rationalisierungen für einen Rückgang des Stromverbrauchs sorgen.



## Landespolitisches Ereignis: Hirschlanden und Merklingen

Eine wissenschaftliche Untersuchung, deren Ergebnisse hochaktuell sind, bedeutsam für unser Land und politisch nicht ohne Brisanz – dergleichen ist selten genug. Die Soziologen HANS-GEORG WEHLING und AXEL WERNER haben jüngst eine solche Studie vorgelegt. Im Auftrage des Evangelischen Kirchenbezirks Leonberg und zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft für Siedlungsfragen im früheren Kreis Leonberg haben sie die Situation der kleinen Gemeinde im Ballungsraum analysiert. Das war längst fällig. Das Unbehagen an unseren erst aufgeblähten und dann geplatzten Dörfern ist nicht neu, und es ist stetig gewachsen. Die Diskussion über die Zersiedelung der Landschaft hat das gezeigt, und die ist immerhin schon seit anderthalb Jahrzehnten im Gange. WEHLING und WERNER haben an einer anderen, wahrscheinlich wichtigeren Stelle angesetzt. Ihre Untersuchung zielt auf die Frage, wie denn in den sogenannten «Wachstumsgemeinden» noch Menschen auf menschliche Art zusammenleben können: ob sie dort Freunde finden können oder hilfreiche Nachbarn oder auch nur Gesprächspartner.

Die Ergebnisse sind deprimierend. Aber sie sollen nicht vorweggenommen werden. Zunächst einige Informationen zur Studie: die kleinen Gemeinden sind Hirschlanden und Merklingen im früheren Landkreis Leonberg, und sie liegen beide im Ballungsraum Mittlerer Neckar. Sie sind beide explodiert: Hirschlanden hatte bis 1945 konstant etwa 500 Einwohner, heute sind es rund zehnmal soviel. Das Wachstum überforderte die Sozialstruktur der Gemeinden in dreierlei Hinsicht. Erstens war es ganz einfach viel zu stark – kein soziales Gebilde kann dergleichen unbeschädigt überstehen. Zweitens verlief es zu schnell, und drittens warf es auch noch ganz verschiedene Arten von Zuwanderern ins Dorf: zuerst Flüchtlinge und Heimatvertriebene und dann, zum guten Teil gleichzeitig, die Gastarbeiter und die Zuzügler aus den Zentren des Ballungsraumes, aus Stuttgart beispielsweise. Sie alle haben sich in den ehemals kleinen Dörfern niedergelassen, und ein Zitat aus der Studie zeigt die ganze Problematik dieser Bewegung: *Niemand hat sie gefragt, ob sie überhaupt in den kleinen Gemeinden leben wollten, und niemand hat danach gefragt, ob die Sozialstruktur der Dörfer den Fremdenzustrom verkraften kann.* Deutlicher kann man es nicht sagen. Tatsächlich ist die Wahl des neuen Wohnortes dem einzelnen und seiner Familie nur scheinbar freigestellt. Wer wenig verdient, das zeigt die Untersuchung ganz deutlich, muß mit einem Platz am Rande des Ballungsraumes vorliebnehmen. Das erhöht seine Entfernung vom Arbeitsplatz und vermindert seine Berufs- und Verdienstmöglichkeiten – *poor pay more*, sagt ein altes Soziologen-Sprichwort, und es heißt auf deutsch etwa *Arme leben teurer*.

Was aber verbirgt sich hinter der Frage, ob die Sozialstruktur einer Gemeinde eine starke Zuwanderung verkraften kann? Nichts anderes als das ganz alltägliche Problem, ob sich eine Babysitterin finden läßt oder ein gemütlicher Stammtisch oder auch nur die Chance dafür. Sie findet sich nicht: weder die alten sozialen Systeme wie Nachbarschaft oder Altersgenossenschaft noch die Kirchengemeinde noch auch die örtlichen Vereine haben den Zustrom bewältigen können. Freilich sind die Gruppen der Einheimischen und der Heimatvertriebenen inzwischen einander angenähert, aber die Zugezogenen und Gastarbeiter befinden sich in alarmierender Isolation. Läßt sich das reparieren? Läßt sich jener Zustand wiederherstellen, in dem sich zwar alle Gemeindebürger genüßlich miteinander streiten, aber eben doch ganz selbstverständliche Bürger ihrer Gemeinde sind? Nein, sagen WEHLING und WERNER, dazu besteht keine Aussicht. Im Gegenteil: im Sinne des menschlichen Zusammenlebens handelt es sich gar nicht mehr um Gemeinden. Allenfalls noch um Wohnplätze, die vielleicht ruhig, aber auch langweilig und teuer sind.

Das alles hat Gründe, vor allem ökonomische. Aber doch nicht nur: es hat die völlig unbesonnene Wachstumsideologie gegeben, die sich an Zahlen, nicht an Zielen berauschte, und es gibt sie noch. Sie hat viele unserer kleinen Gemeinden regelrecht ruiniert. Deshalb muß umgedacht werden. Und deshalb ist die Untersuchung von WEHLING und WERNER ein landespolitisches Ereignis ersten Ranges.

Herbert Schwedt

## Wald – Mensch – Umwelt

ROLF ZUNDEL : Wald – Mensch – Umwelt. Heft 52 (Sonderheft) der Mitteilungen der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg. Freiburg 1973. 97 Seiten, broschiert.

Eine stilisierte grüne Baumsilhouette im Kontrast zu einer schmutzig-grauen und wie vor lauter Dreck kaum erkennbaren Stadt-Landschaft mit Hochhaus und stark frequentierten Verkehrsbauwerken – da weiß man doch gleich, wo das Positive zu suchen ist zum Thema «Wald – Mensch – Umwelt», das Forstdirektor Dozent Dr. ROLF ZUNDEL in diesem Sonderheft der Mitteilungen der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg abhandelt: Im Wald nämlich, genau genommen bei der Staatsforstverwaltung, die denn auch diese Broschüre als einen ihrer Beiträge zum Jahr des aktiven Umweltschutzes 1973 betrachtet. Auf rund hundert Seiten ist da aber auch alles zusammengepackt, was man zum Thema sagen kann: Waldgeschichte, Holzmarkt und Forstpolitik, Wohlfahrtswirkungen und Erholungsfunktion, Statistiken und Argumente, Fakten und Meinungen. Aber leider wird von alledem kaum jemand den rechten Nutzen ziehen; denn es handelt sich wieder ein-



mal um eine typische Insider-Arbeit mit allgemeinem Anspruch: für die übrigen Insider bringt sie wenig Neues – und für die Außenstehenden ist sie zu wenig ergiebig, weil zu sehr aus dem Fach des Verfassers gesehen und formuliert. Es wird zwar geleitwortend vom zuständigen Minister erklärt, diese Veröffentlichung sei *insbesondere als Beitrag zur Umwelterziehung und Umweltbildung in den Schulen gedacht*. Aber ausgerechnet das knapp zweieinhalb Seiten umfassende Kapitel «Der Wald im Unter-richt» ist eines der schwächsten. Dafür empfiehlt Forstdirektor Dozent Dr. ROLF ZUNDEL auf etwa doppelt soviel Seiten den «Forstmann als Vollstrecker des praktischen Naturschutzes» und hebt ausdrücklich hervor: *Auch in der offenen Landschaft verstärkte sich die Tätigkeit der Forstverwaltung auf dem Gebiet des Naturschutzes*. (Und gut zwei Seiten später noch einmal der gleiche Anspruch *Auch außerhalb des Waldes . . . in bezug auf die Landespflegerische Tätigkeit der Forstverwaltung*.)

Da wird es denn doch sehr deutlich: entgegen der möglicherweise ursprünglich verfolgten Absicht ist hier eben doch eher eine Selbstdarstellung der staatlichen Forstverwaltung und ihrer Ambitionen zustande gekommen als ein Hilfsmittel, den Komplex «Wald – Mensch – Umwelt» in den Schulunterricht einzubringen. Das mag man auch daran erkennen, daß die Literaturlauswahl eine so wichtige Untersuchung wie die von RENATE KRYSMANSKI über *Die Nützlichkeit der Landschaft* (1971) und auch manches sonst nicht nennt, wohl aber – neben einer Reihe von anderen Forstwissenschaftlern und Forstbeamten – den Verfasser selber gleich mit fünf Publikationen. In silva salus: Im Wald ist Heil. So zitiert man in den Kreisen des Autors gern. Aber wem gehört der Wald? Wem bringt er Heil? Auf Seite 13 wird aufgeführt, daß in Baden-Württemberg 35%, in der BRD insgesamt 40% der Gesamtwaldfläche Privatwald sei; der Rest befinde sich in öffentlicher Hand. Und da wollen wir doch festhalten: öffentlicher Besitz gehört der Öffentlichkeit, also in gewissem Sinne uns allen. Und nicht denen, die ihn verwalten und aus dieser Verwaltungsfunktion ableiten, daß sie ja denn wohl auch in den meisten Fällen so gut wie allein und vor allem am besten wissen müssen, was mit diesem Wald über das Wirtschaftliche hinaus zu geschehen habe und möglicherweise auch drumherum mit der übrigen, der sogenannten *freien* Landschaft. Daß sie jedenfalls das von ihnen treuhänderisch Verwaltete nicht immer am besten «verkaufen», d. h. ins öffentliche Interesse bringen und zum Beispiel auch für den Zusammenhang von Schule und Unterricht handlich machen können, das zeigt einmal mehr diese Publikation.

Willy Leygraf

## Die Pfalzkapelle in Ulm

ALBRECHT RIEBER und KARL REUTTER: Die Pfalzkapelle in Ulm. Bericht über die Ergebnisse der Schwörhausgrabung 1953. Text- und Tafelband. 331 S., 65 Abb., 34 Pläne. Weißenhorn: Anton H. Konrad Verlag 1974. DM 98,-. Die Mittelalter-Archäologie hat in den letzten Jahrzehnten durch Erschließung bisher überbauten Bodens, zu-

nächst infolge Kriegszerstörung, nun durch Stadtkernsanierung, an Aktualität und Interesse gewonnen. Entsprechend rasch vollzog sich die Entwicklung der Methoden und die Erweiterung der Kenntnisse dieser Wissenschaft. Man wird daher keine zu großen Ansprüche stellen an eine Grabung, die schon 1953 während der Vorbereitung zum Wiederaufbau des Ulmer Schwörhauses in aller Eile mit damals beschränkten Mitteln vorgenommen und, wie zwischen den Zeilen zu lesen ist, vom städtischen Hochbauamt nicht gerade gefördert wurde. Eine erfreuliche Überraschung ist daher das Grabungsergebnis, das in jahrelanger, freilich nur vorübergehend hauptamtlich betriebener Bemühung erarbeitet wurde und hier in einem stattlichen Werk der Öffentlichkeit vorgelegt wird. Denn die durch Aufmerksamkeit und Aufgeschlossenheit der Ausgräber, der beiden Verfasser, ohnehin geringen Mängel der Grabung konnten durch Verwertung neuester Erkenntnisse bei der Deutung der Grabungsbefunde fast völlig ausgeglichen werden. Insofern hat sich das lange Warten auf diese Veröffentlichung gelohnt. Darüber hinaus werden aber auch allgemeine, im Zusammenhang wichtige Probleme mit Entschiedenheit angegangen und wofern nicht gelöst, so doch eine vertretbare Lösung zur Diskussion gestellt.

Gezügelte Phantasie, die Tugend aller, die mit Indizien arbeiten müssen, zeichnet die Verfasser in hohem Grade aus. Methodisch meisterhaft werden aus Grabungsbefunden Rekonstruktionsvorstellungen gewonnen, von denen her andere, auch scheinbar belanglose Befunde deutbar werden und ihrerseits die Vorstellung präzisieren und vervollständigen, selbst Details erschließen lassen, wodurch der Vergleich mit anderen erhaltenen oder ergrabenen Bauten derselben Epoche möglich wird. Durch Berechnung der ursprünglich angewandten Maße und des einem Bau zugrundeliegenden Maßsystems wird versucht, *dem Konstruktionsschema der Erbauer auf die Spur zu kommen* (S. 124). So gelingt schließlich *zwar keine restlos zwingende Rekonstruktion, aber doch ein Gesamtbild von hoher Wahrscheinlichkeit* (S. 123) – was hier von der jüngeren Kapelle gesagt wird, gilt mehr oder minder für alle rekonstruierten Bauten. Einordnung in die Baukunst ihrer Zeit, so weit möglich exakte Datierung der Keramikscherben, Einreihung in die an einem reichsgeschichtlich bedeutenden Ort wirksame allgemeine Geschichte erlauben zusammen mit der oft bezweiferten, hier aber voll bestätigten örtlichen Überlieferung überraschend genaue und kaum widerlegbare Zeitbestimmung der verschiedenen Bauwerke. Indem auch Vorgänge bei deren Erbauung und Zerstörung erklärt werden, wurde hier eine lückenlose Geschichte der Bebauung des Schwörhausplatzes, zugleich aber auch ein Stück schwäbischer, deutscher, ja europäischer Geschichte geschrieben.

So erhebt zunächst ein Hof des alamannischen Herzogsgeschlechts im 7./8. Jahrhundert, dessen ganzer Umfang erschlossen, von dessen hier ergrabenen Gebäuden jedoch selbst die Funktion einleuchtend vermutet wird. Erstaunlich bleibt allerdings, daß von den bei langem Bestehen erforderlichen Erneuerungen hier – anders als bei der Weinhofgrabung 1961 an der Stelle der hier postuliert-



ten Hauptgebäude – so wenig zu bemerken, war, wie auch, daß damals die herzogliche Tafel sich mit dem Eintopf, der allenfalls auf dem gefundenen Herd zubereitet werden konnte, begnügt haben soll. Mit dem Übergang des Hofes an KARL den GROSSEN nach dem Tod seines Schwagers Graf GEROLD, dessen Schenkung ans Kloster Reichenau und Rückforderung durch LUDWIG den DEUTSCHEN, der ihn zwecks Errichtung der Pfalz niederbrennen ließ, dürfte dieses stets umstrittene Problem der Ulmer Besitzgeschichte hier seine endgültige Lösung gefunden haben.

Auch die erste, um 850 erbaute Pfalzkapelle erhebt sich in durchaus glaubwürdiger Gestalt, ein bescheidener Bau, dennoch mit allen Zeichen königlicher Würde: Vorhalle als freilich sehr beengter Stätte des königlichen Gerichts, Westempore, rotem Estrich und Wandbemalung, farbigen Fenstern vielleicht noch aus späterer Zeit. Der Versuch, die Kapelle in den Rahmen der Gesamtanlage der Pfalz zu stellen, führt zu einem im Prinzip richtigen, letztlich aber doch unbefriedigenden Ergebnis. Denn so kleinräumig, wie hier angenommen wird, nur eine *Reisestation* (S. 67), kann die Pfalz doch nicht gewesen sein, wenn da Hoftage abgehalten und Weihnachtsfeste gefeiert werden konnten (SCHLESINGER, *Ulm-Oberschwaben* 38, 1967). Wäre für die besser faßbare staufische Pfalz derselbe Versuch unternommen worden, hätte wohl ein anderes Ergebnis erzielt werden können. Warum sollte die *Kontinuität des Orts* (S. 68) nicht, wie für die Kapelle, auch für die Aula gelten? Warum sollte die sonst ernstgenommene und bestätigte örtliche Tradition nicht auch hier Gewicht haben? Sie bezeichnet den Neuen Bau als Stelle der *Pfalz* (S. 69). An der allein möglichen Torachse gespiegelt läge die Aula dort symmetrisch zur Kapelle, ebenso die nördliche Begrenzung des Pfalzbezirks zur Südkante des Weinhofbergs. Nur so ist auch der Umfang der staufischen Pfalz verständlich. Unvorstellbar ist nämlich, daß die Staufer die eilige Wiederbefestigung ihrer zerstörten, im Vorfeld des welfischen Gegners liegenden Pfalz mit einer Verdoppelung des Pfalzareals begonnen haben sollten; selbstverständlich wurden doch zunächst die Reste der früheren Befestigung instandgesetzt! Die Pfalz Ulm hielt sich so an das Vorbild der Aachener Pfalz, der sie auch in den Ausmaßen nahe käme. Die Diskrepanz zwischen anspruchsvoller Anlage und bescheidener Ausführung müßte wohl weniger für störend, als für charakteristisch gehalten werden.

Über den Trümmern der 1134 zerstörten Kapelle erhebt sich sodann, auf 1149–1150 datierbar, im Anschluß an schon vorher errichtete Wehrbauten die staufische Pfalzkapelle, deren in der alten Westwand des Schwörhauses noch erkennbarer Aufriß eine insgesamt völlig überzeugende Rekonstruktion erlaubt. Kann sich auch dieser frühe mit späteren Bauten der Staufer nicht messen, so werden doch mit gesicherter, über seitliche Treppentürme zugänglicher Westempore, unter der die ULRICHskapelle mit der Gerichtsstätte vor dem Eingang Raum findet, mit zwei Ambonen und doppelgeschossigem Chorabschluß ältere und auch in Deutschland neue, für das Herrschergeschlecht bedeutsame Bauformen aufgegriffen. Die Mit-

stellung dieser Kapelle in der von den Staufern anfangs bevorzugten Pfalz, in der Einflüsse zusammenlaufen und von der Impulse ausgehen, wird eindrucksvoll herausgearbeitet.

Nicht ganz überzeugen kann dagegen die Rekonstruktion des «Luginsland» mit drei durchlaufenden Rundbogenfriesen, so eindrucklich diese ungewöhnliche Zierform durch Vorbilder, Beziehungen und Symbolgehalt auch erklärt wird. Läßt sich schon auf der einzigen die Gestalt des «Luginsland» überliefernden Zeichnung, einer Vogelschauansicht der Stadt Ulm von 1597 (Abb. 2) neben dem deutlichen Rundbogenfries unter dem obersten (doch wohl!, und nicht *vorletzten*) Geschoß in der *zweiten bewegten Linie am Geschoß darunter* (S. 188) ein ebensolcher Fries schwerlich erkennen, so ist erst recht nicht vorstellbar, daß bei der ersten Wiederbefestigung der zerstörten Pfalz, wobei der *Luginsland als Wachturm und Bergfried erbaut worden ist, vermutlich schon im Kriegsjahr 1140 in aller Eile* (S. 135), ein derartiger Aufwand getrieben wurde. Allenfalls wäre denkbar, daß dem ursprünglich nüchternen Zweckbau nachträglich noch ein repräsentativeres Geschoß aufgesetzt wurde, aber da der durchlaufende Rundbogenfries unter dem obersten Geschoß an Wehrbauten vom 13. bis ins 15. Jahrhundert eine gebräuchliche Bauform ist, hätte mindestens erwogen werden müssen, ob dieser Bauteil nicht der Erhöhung um 1315 zuzurechnen wäre.

Mit diesem von allen Chroniken genannten Jahr 1315 wird ein schlichterer, nach Süden erweiterter Wiederaufbau, der vorhergehende Brand mit den Parteikämpfen um 1311 sicher richtig in Verbindung gebracht. Das für Bauarbeiten ebenso gut bezeugte Jahr 1482 hätte wohl deutlicher für den südöstlichen, als Sakristei und Mönchsbehausung gedeuteten Anbau in Anspruch genommen werden dürfen. Für die gelungene Rekonstruktion des an den Luginsland angebauten Schwörhäusleins wurde hier die sonst nur am Rand berücksichtigte, ebenfalls von den Verfassern durchgeführte Weinhofgrabung von 1958 ausgewertet.

Nach 1535 erfolgter Profanierung und Umbau zum Weinstadel wurden 1612 Kapelle, Luginsland und Schwörhäuslein abgebrochen und das Schwörhaus erbaut. Da dieses 1785 ausbrannte und etwas verändert wieder aufgebaut wurde, brachte die Grabung für den ursprünglichen Bau aufschlußreiche Ergebnisse, während die eingehende Darstellung späterer Veränderungen notwendig war für eine zusammenhängende Erklärung jüngerer Störungen im Grabungsbefund, die freilich schon vorher immer wieder zur Sprache gekommen waren. Immerhin liegt damit auch eine vollständige Baugeschichte des Schwörhauses vor, das als letzter monumentaler Bau der Reichsstadt seine Bedeutung hat.

Klare Pläne, Profile und Rekonstruktionszeichnungen veranschaulichen Grabungsbefund und Ergebnis. Daß sie in einem gesonderten Band zusammengefaßt sind, erweist sich als praktisch, erfordert aber eine große Tischfläche. Warum freilich Keramiktafel und Skizzen nicht auch dort untergebracht wurden, bleibt unverständlich. Der bewußte Verzicht auf Bezifferung der Schichten in



den Profilen zwingt zu intensivem Studium und aktivem Mitdenken bei deren Interpretation und kann deshalb nur begrüßt werden. Wünschenswert wäre gewesen, daß einige weitere wichtige Profile, die nur beschrieben werden, wenigstens als Skizzen hätten ausgearbeitet werden können. Die Angabe des verwendeten Koordinationssystems im Grundriß Plan II und seine zusätzliche konsequente Anwendung im Text hätte die Orientierung sehr erleichtert, ebenso eine Tiefenskala an den Profilen. So muß der Maßstab griffbereit liegen. Dankenswert ist die ausführliche Dokumentation, auch der Keramik, mit Fotos, die man allerdings nicht an der heute möglichen Qualität messen darf – die behelfsmäßige Beleuchtung ist manchmal erkennbar. Dagegen bedauert man, daß hier nicht auch Bilder der wichtigsten zum Vergleich herangezogenen Bauwerke gleich zur Hand sind.

Der Befragung dieses Werks für spezielle Probleme dienen ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis, eine kurze Zusammenfassung und Register. Die an sich überflüssige Aufteilung in Personen- und Ortsregister bewirkt allerdings, daß erwünschte, aber unter diesen Rubriken nicht erfaßbare Stichwörter nur ausnahmsweise darin zu finden sind, wie etwa die Reste einer unbekannten Person unter dem «Namen» Skelett. Auch hätte eine Präzisierung der zahlreichen Querverweise durch Seitenangabe nicht nur eine solche Benützung erleichtert, sondern auch verhindern können, daß die auf S. 84 angekündigte Untersuchung der Frage, ob die Verwendung des späteren Ulmer Werkschuhs schon bei der Erbauung der jüngeren Kapelle historisch möglich oder gar wahrscheinlich ist, nachher vergessen wurde.

In einer Besprechung nehmen kritische Anmerkungen naturgemäß unverhältnismäßig breiten Raum ein. Deshalb muß noch einmal betont werden, daß dieser Grabungsbericht Hervorragendes bietet und Marken setzt, an denen Archäologie und Kunstgeschichte, Landesgeschichte und Allgemeine Geschichte, Pfalz- und Burgenkunde nicht werden vorbeigehen können. Denn hier ist nicht nur an einem allgemein bedeutsamen Ort gegraben, sondern auch das Ergebnis in so umfassender Weise erarbeitet worden, daß dabei durchaus allgemeingültige Erkenntnisse gewonnen wurden. Dazu gehört der königliche Rang des roten Estrichs, und die Untersuchungen über karolingische Saalkirchen, Westempore, Vorhalle und zweigeschossigen Chor. Ein Glanzstück, auch spannend zu lesen, ist der Exkurs *Zur Datierung und Herkunft der Buckelquader*, deren Übernahme vom «Tempel Salomos» durch KONRAD III. beim zweiten Kreuzzug als Symbol des Königstums und «heiligen Reichs» überzeugend dargelegt wird. Im Hintergrund steht hierbei deutlich die Auseinandersetzung mit der Spätdatierung der Ulmer Buckelquadermauer durch GÜNTHER P. FEHRING im Vorbericht über die Weinhofgrabung 1961/1963 (Ulm-Oberschwaben 38, 1967), die mit dem hier vorgelegten Grabungsergebnis unvereinbar ist. Auch die bisher für karolingisch gehaltenen Tonrelieftafeln erhalten dadurch, daß ihre Zugehörigkeit zur staufischen Kapelle und ihre kunstgeschichtliche Stellung aufgezeigt wird, eine neue allgemeine Bedeutung. (Warum

aber wird die kaum wahrnehmbare Spur des Hundes, der über die zum Trocknen ausgelegte Tafel lief, erwähnt, wo doch der Abdruck zweier Geißfüße ins Auge springt? – S. 198 u. Abb. 49.)

Doch nicht nur dem Fachgelehrten bietet dieses Buch die nötige detaillierte Information und ausgiebige Diskussion angeschnittener Probleme. Mit seinem verständlichen Text und seiner ansprechenden Gestaltung erreicht es jeden an Archäologie, Kunstgeschichte, Pfalz- und Burgenforschung und allgemein historisch Interessierten, der es zur Orientierung in vielerlei Fragen heranziehen und vor allem auch das umfangreiche Literaturverzeichnis, in dem eine Fülle verstreuter und darum schwer erreichbarer Veröffentlichungen zusammengestellt ist, dankbar benützen wird. Insofern ist hier fast ein Handbuch geschaffen worden, zu dem künftig viele häufig greifen werden.

Hans Peter Köpf

## Um Backnang und Winnenden

KARL BRUDER: Heimatgeschichtliche Aufsätze und Vorträge. Hrsg. von KAROLINE BRUDER. Backnang: Selbstverlag der Herausgeberin. o. J. (zu beziehen über Buchhandlung Robert Kreutzmann, 715 Backnang) 1974. VI, 248 S. Brosch. DM 24,-.

*Es gehört zum stolzen Vorrecht des Menschen, daß er sich über sich und die Wurzeln seines Daseins immer wieder denkend klar zu werden versucht, daß er sich, seine Mitmenschen und die ihn umgebende Natur als eine Einheit erfassen will.* Dieser Satz aus einem Vortrag charakterisiert den Menschen KARL BRUDER ebenso sehr, wie seinen Dienst als Geschichtslehrer, Stadtarchivar und langjähriger Obmann des Schwäbischen Heimatbundes in seiner Wahlheimat Backnang. Er erklärt Impetus und Erfolge dieses Forschers auf lokalhistorischem und genealogischem Gebiet ebenso wie seine Bereitschaft, das einzigartige elfbändige «Backnanger Einwohnerbuch 1599–1807» zu schaffen, in dem er alle in Kirchenbüchern und anderen Archivalien erreichbaren Daten von mehr als 8700 Backnanger Familien zusammenfaßte. Der nicht minder bewundernswerten Energie und Opferbereitschaft seiner Witwe ist es zu danken, wenn nun auch seine heimatgeschichtlichen Aufsätze und Vorträge gesammelt der Öffentlichkeit vorgelegt werden konnten.

Die ansprechend aufgemachte Broschüre enthält 43 Abhandlungen, die sich in die Themenkreise Stadt und Stift Backnang, ehemaliger Kreis Backnang, Vor- und Frühgeschichte, Stadt Winnenden sowie in einen biographischen Teil mit der Überschrift «Persönlichkeiten» gliedern. Die wissenschaftlich fundierten, aber allgemeinverständlich dargebotenen Abhandlungen sind in Thematik und Wahl der Zielgruppen so weit gestreut, daß eigentlich jeder, der sich des Gesetzes von Ursache und Wirkung im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft bewußt ist, irgendwo angesprochen wird. Dabei reicht der Fächer vom – für Schüler geschriebenen – Versuch, den mutmaßlichen Ablauf einer steinzeitlichen Mammutjagd zu rekonstruieren, bis zur neueren Verkehrs- und



Wirtschaftsgeschichte. Örtliche Vorgänge werden immer wieder in den größeren Rahmen der europäischen Geschichte hineingestellt. Eine Reihe packender Lebensbeschreibungen – so etwa die der Großaspacher Amerika-Auswanderer WEISER, des Hofbaumeisters JOHANN MICHAEL KNAPP und des aus Gaildorf stammenden «Schwefelkönigs» HERMANN FRASCH – schließen das Werk ab. Dieser knappe Abriß vermag nur einen schwachen Eindruck davon zu vermitteln, welch reiche Fundgrube KARL BRUDERS Werk für die Geschichte des Backnanger und Winnender Raumes in Wirklichkeit darstellt. Im Hinblick auf die gebotene Vielfalt mag es der Forscher, dem diese Sammlung manche Anregung und ein verlässliches Fundament bietet, bedauern, daß es infolge des Ausbleibens jeder öffentlichen Unterstützung nicht mehr möglich gewesen ist, dem Buch ein Register anzufügen. Die systematische Gliederung der Abhandlungen ermöglicht und erleichtert jedoch auch so die Suche nach bestimmten Einzelheiten. Auch dem nicht historisch geschulten Leser kann das Werk als ebenso unterhaltsame wie bildende Lektüre empfohlen werden. Er wird, wie Dr. H. STELLRECHT im Geleitwort schreibt, den Eindruck haben, als ob KARL BRUDER ihn *an der Hand nimmt und ihm dies alles zeigt*.  
Heinz Bardua

## Esslingen – Bild(band) einer Stadt

Esslingen. Texte von OTTO BORST und DOROTHEE BAYER, Fotos von TRAUTE UHLAND-CLAUSS. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1974. 132 Seiten mit 77 teils farbigen, teils doppelseitigen Bildtafeln, je eine historische Stadtsicht, 11 Abbildungen im Text. DM 38,-.

*Esslingen ist nicht Rothenburg. Es lebt nicht von der Pracht seiner Fachwerkgiebel und Stadttore, vom Zauber pittoresker Erker, Türme und Treppen.* Diese Sätze, irgendwo versteckt geschrieben, glaubt man nicht mehr so ganz, wenn man die fantastischen Bilder dieses wahrhaften Bild-Bandes betrachtet hat. Denn die Bilder erwecken ja gerade den Eindruck, hier sei das «schwäbische Rothenburg» geboren worden, und wenn man OTTO BORSTS in seiner Straffheit unübertroffenen Text gelesen hat, dann muß man eigentlich sagen, ein ganz neues Esslingen erlebt zu haben. *Esslingen ist für viele Menschen Arbeitsplatz, Einkaufszentrum, Schulstadt, Kulturzentrum. Und obendrein bietet die Stadt ihren Bürgern und ihren Gästen das unverwechselbare Bild ihrer historischen Altstadt, die Atmosphäre von Straßen und Plätzen, Brunnenrauschen und Glockengeläut – kurz ein Beispiel dafür, wie wohnlich eine Stadt sein sollte, wenn sie nicht einfach Behausung sein will, sondern Orientierungspunkt und Heimat für jedermann.*

Bild und Text machen klar, daß diese Heimat und dieser Orientierungspunkt in höchster Gefahr sind, in der *großen Industriegasse zwischen Göppingen und Sindelfingen* einfach aufgesogen zu werden. Hier steht eine Stadt, die deutsche Geschichte erlebt und in ihren Glanzzeiten mitgestaltet hat, die in der Radikalisierung des Ballungsraumes um Stuttgart aufzugehen droht. Dies ist ein jäh-berstürzender Eindruck, wenn man diesen Band liest und

betrachtet. Denn all das, was in Esslingen sicher gut konserviert ist, steht in einer ungeheuren Gefahr. Die Bilder, suggestiv und eindringlich, machen das klar. *Das von Wohnquartieren und Werkszufahrten zerschnittene, zerschundene Gebiet am mittleren Neckar* (so BORST), dieses *urbane, kostbare Gefäß* wird um seine Überlebenschance ringen müssen. Dafür zeugt und dazu ruft dieser ungewöhnliche Bildband auf.

Wolfgang Irtenkauf

## Heidenheim

PAUL SWIRIDOFF: Heidenheim. Einleitung KURT BITTEL. Anhang *Heidenheim ins Gedächtnis der Erde* geprägt Holzschnitte von HAP GRIESHABER, Gedichte von MARGARETE HANNSMANN. Verlag Paul Swiridoff, Schwäbisch Hall 1973. 72 u. 23 Seiten mit 51 Bildtafeln, Leinen.

Man hat inzwischen so seine Vorbehalte gegen Bildbände: lauter Schokoladenseiten. Menschenleere Prospektfreundlichkeiten und verkehrsfreie Sonntagsmorgendidyle – man glaubt nicht mehr so recht, obwohl man doch sieht. An *d i e s e m* Bildband hat mich jedoch nur eins gestört, und das sei vorweg gesagt, damit es gesagt ist: man sollte nicht wesentliche Teile eines Buches – auch wenn sie aus gutem Grund auf anderem Papier gedruckt sind und hinten dran hängen – als Anhang bezeichnen, wie hier mit den Gedichten von MARGARETE HANNSMANN und den Holzschnitten von HAP GRIESHABER geschehen! Schon das GOETHE-Zitat als Motto sollte heutzutage nachdenklich machen: *Wer nicht von dreitausend Jahren / Sich weiß Rechenschaft zu geben / Bleib im Dunkeln unerfahren / Mag von Tag zu Tage leben.* Vor lauter Diskussion um Wohn- und Freizeitwert einer Siedlung, um städtebauliche Dominanten, Einkaufs- und Kommunikationsmöglichkeiten ist weithin ins Vergessen geraten, wie sehr die Wohnlichkeit einer Stadt abhängig ist von ihrer in der Geschichte gewordenen und über die Gegenwart hinweggeretteten Individualität. Und gerade das macht MARGARETE HANNSMANN in diesem sogenannten Anhang erkennbar. Indem sie der von PAUL SWIRIDOFF fotografisch aufgespürten Individualität Transparenz gibt und Begründung, indem sie dieses exzellent fotografierte Unverwechselbare verständlich macht durch das Aufzeigen seiner Bedingungen in fernster und jüngster Vergangenheit, in allgemeiner Geschichte und persönlichsten Erinnerungen. Indem MARGARETE HANNSMANNs Gedichte – poetisch und essaistisch informativ zugleich – so mit PAUL SWIRIDOFFs Bildern korrespondieren, wird dieses Buch erst das, was es ist. Des aus Heidenheim stammenden Archäologen KURT BITTEL informationsreich dichte Einleitung gehört ebenso selbstverständlich in diesen kompositorisch vertiefenden Zusammenhang wie die vier – vom Stock gedruckten – Holzschnitte HAP GRIESHABERS, die auf wieder andere – eben GRIESHABERSche – Weise Heidenheim in Zusammenhang von Landschaft und Geschichte erkennbarer machen – und dies gerade auch deshalb, weil sie absolut nicht Illustration oder Darstellung von etwas sein wollen, sondern eben nur eigene Kunstäußerungen zum Thema.



In einem solchen Bildband blättert man also nicht wie üblicherweise mit schnell nachlassender Neugier und ebenso wachsender Langeweile: Hier muß man blättern, um immer wieder die wechselseitige Erhellung aller einzelnen Äußerungen – der Bilder wie der Texte – herzustellen und zu vertiefen. Man sollte also doch nicht allzu voreilig seiner Voreingenommenheit gegen Bildbände nachgeben. Es gibt auch andere. PAUL SWIRIDOFF, KURT BITTEL, HAP GRIESHABER und MARGARETE HANNSMANN haben es bewiesen. Die Heidenheimer dürfen sich darüber freuen.

Willy Leygraf

## Memmings Wirtschaft und Patriziat

RAIMUND EIRICH: Memmings Wirtschaft und Patriziat von 1347 bis 1551. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung über das Memminger Patriziat während der Zunftverfassung. Weißenhorn: Konrad in Komm. 1971.

Im Jahre 1347 errangen die Zünfte in der Reichsstadt Memmingen die Mehrheit im Rat. Die zum großen Teil aus ritterlichen Dienstleuten, Ministerialen hervorgegangenen Patrizier wurden auf 6 bis 7 von 24 Sitzen beschränkt, behielten aber noch lange das Amt des Bürgermeisters.

EIRICH untersucht das Memminger Patriziat in der Zeit von 1347 bis 1551, bis zu der von Kaiser KARL V. befohlenen Verfassungsänderung. In einer ausführlichen Darstellung der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung des Patriziats und seiner geschichtlichen Entwicklung wird die Gründung der Großzunft um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in der diejenigen organisiert waren, die kein zünftiges Gewerbe trieben und die Entstehung der Gesellschaft zum Goldenen Löwen vor 1487, in der sich die Geschlechter organisierten und ein Eigenleben entfalteten, geschildert und die Strukturen beider Körperschaften herausgestellt.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der Darstellung der Handelsgesellschaften der Patrizier und ihrer weitgespannten Geschäfte, damit untrennbar verbunden der genealogischen Verflechtungen. Nicht nur die Memminger Gesellschaften, sondern auch mit Memmingen verbundene auswärtige Handelsgesellschaften werden berücksichtigt. Die Beschreibung von nicht weniger als 80 Einzelkaufleuten oder Familien beschließt das Werk.

Die Geschlechter waren nach Verlust ihrer politischen Vormachtstellung keineswegs aus allen städtischen Führungspositionen verdrängt worden. EIRICH zeigt vor allem, wie an die Stelle der politischen die wirtschaftliche Führungsrolle trat. Das Recht auf Handel und Geschäfte war den Geschlechtern ausdrücklich bestätigt worden. Die Memminger Patrizier hegten in diesem Punkt freiere Anschauungen als in manchen anderen Städten, wo der Handel als nicht vornehm galt und allenfalls als stiller Teilhaber ausgeübt oder auf gelegentliche Geschäfte beschränkt wurde. Die günstige Verkehrslage Memmings förderte den Salzhandel, bald kamen Metallwaren und Wein hinzu. Besonders wichtig wurde jedoch der

Handel mit Leinwand, Barchent und anderen Textilerzeugnissen, die in Memmingen und in der Umgebung erzeugt wurden, dazu Geld- und Wechselgeschäfte. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts zeigte sich ein deutlicher Rückgang der wirtschaftlichen Blüte. Viele Großfirmen wanderten ab, vor allem nach Augsburg, die einheimischen Weber klagten über Absatzschwierigkeiten, es traten soziale Spannungen auf. Die Vermögen der reichen Bürger bröckelten stark ab, große Landverkäufe markierten den wirtschaftlichen Rückgang.

Der Aufstieg aus anderen Zünften in die Großzunft war erschwert, er war am ehesten durch Einheirat in eine Patrizierfamilie möglich. In der Gesellschaft zum Goldenen Löwen sonderten sich die Geschlechter bei Festmählern und Tänzen ab. Interessant ist die Feststellung, daß wohlhabende Kaufleute, oft aus Ulm, nach Memmingen zogen und dort im Patriziat aufgenommen wurden, was ihnen in ihrer Heimat verwehrt war; aber auch Ulmer Patrizier kamen nach Memmingen, meist wegen der Betätigung im Groß- und Fernhandel, die ihnen in Memmingen, nicht aber in Ulm erlaubt war.

Ein geschickt ausgewählter, qualitätvoller Abbildungsteil vertieft die Darstellung und zeigt Wohnsitze, Portraits, Wappen und Grabsteine Memminger Patrizier.

EIRICH macht die weitreichenden wirtschaftlichen und genealogischen Verflechtungen des Memminger Patriziats deutlich und bringt wichtige neue Ergebnisse. Um so mehr ist zu bedauern, daß das reiche und mit großer Mühe aus vielen Archiven zusammengetragene Material nicht durch ein Register erschlossen wird. Der Wert der Arbeit wäre dadurch erheblich gesteigert worden. Trotzdem bedeutet das gründliche und an Einzelheiten reiche Werk einen großen Gewinn für die Landesgeschichte. Ulrich Sieber

## Gubler – Onken – Morinck

Der Verlag Jan Thorbecke, Sigmaringen, setzte seine »Bodensee-Bibliothek«, in der so bedeutende Werke wie die Geschichte des Bodenseeraumes von OTTO FEGER und die Kunstgeschichte des Bodenseeraumes von ALBERT KNOEPFLI erschienen, mit drei Monographien zur Kunstgeschichte des Bodenseeraumes fort:

Bd. 16 (1972): HANS MARTIN GUBLER: Der Vorarlberger Barockbaumeister PETER THUMB. 246 S. Text, 20 Zeichnungen im Text, 53 Tafelabbildungen. Leinen, DM 38,-

PETER THUMB kennt man als den Architekten der Wallfahrtskirche Birnau (Zweifel an seiner Urhebererschaft werden durch die vorliegende Arbeit endgültig beseitigt). Die hierauf sich gründende Wertschätzung THUMBS bezieht sich einerseits auf die zwischen flachen Seitenrisaliten straff ausgespannte und von Pilastern sowie einem graziilen Mittelturm erhobene Fassade von Kirche und Priesterhaus, andererseits auf den ungeteilten Einraum, der in zwei verflachten Konchen ausschwingt und sich zweimal zum abschließenden Rund der Apsis einzieht, wobei die umlaufende Galerie und flache Pilasterbündel die Wand organisieren und rhythmisieren. Nun bilden



diese Wände und die den Raum mitformende Decke zwar nur die Schale für Plastik und Malerei, die in sie wie in eine Gußform einströmen; dennoch bleibt die Architektur das umspannend Tragende in dem so geschaffenen Raumleib. Wer sich hieran eine Vorstellung von THUMB gebildet hat, wird von den Frühwerken des Meisters enttäuscht. GUBLER ist weit davon entfernt, aus seinem Mann einen Helden zu machen. Unbestechlich analysiert er den traditionellen und heterogenen Charakter der ersten Arbeiten, zu denen Lachen (1707–1711), Ebersmünster (1708 ? ff), Ettenheimmünster (1718 ff) und noch St. Peter (1724 ff) gehören; St. Trudpert wird THUMB mit Recht abgeschrieben. Offenbar steht es so, daß THUMB die meisten Elemente dieser Architekturen aus dem Werk seines Schwiegervaters FRANZ BEER schöpft, dessen Reinzeichner und Palier er war. Nichts ist bezeichnender, als daß er aus den fortschrittlichen Zügen der Rheingauer Kirche BEERS keinen Gewinn zieht, so etwas aus der Weitung des Mittelraums durch Zurücksetzen der Emporen, die bei ihm immer wieder geschieht wirken, oder aus der beginnenden Integration der einzelnen Raumkompartimente in einen Gesamtraum unter Durchsetzung der Longitudinaltendenz mit Zentralbautendenzen – bis zur Kathedrale von St. Gallen bleibt er hierin mehr additiv. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß THUMB die räumlichen Möglichkeiten der Wandpfeilerstrukturen herkömmlich Vorarlberger Gepräges nicht entsprachen und er dennoch in diesen befangen blieb. Seine Stunde ist gekommen, als die Zeit reif war für den spätbarocken ein- und ganzheitlichen Raum, die Masse in der Bewegung zurücktrat und das Pathos sich verdünnte. Hand in Hand damit geht im Außenbau der Verlust an Relief, etwa in Eck- und Mittelpavillons, auch Risaliten; charakteristisch in diesem Sinn die THUMBSche Vorliebe für Putzbandgliederung.

Der Satz GUBLERS, wonach sich bei THUMB die Entwicklung zur Saalkirche so vollzieht, daß sich die Wandpfeiler in die Wand zurückziehen, zu Pilastern degenerieren und so aus der Wandpfeilerhalle ein Saal wird, führt freilich in die Irre. In einem Projekt für Thierenbach (um 1719) taucht die Saalkonzeption, sogar schon mit gestaffelt verengten Raumabschnitten – eine Vorstufe darin der Birnau –, fertig auf.

In Günterstal (1727–1729) begegnen wir sogar deren konchenartigen Ausweitungen, allerdings noch stark von Sonderraumcharakter, und auch zwischen der Galerie der Birnau und der stützenlos vor der wandschwingenden Empore der freilich mit schmalen Wandpfeilern versehenen Bibliothek von St. Peter (1737 ff) bestehen Zusammenhänge, die mehr ins Licht gerückt hätten werden können.

Nicht das kleinste Verdienst der aus einer Züricher Dissertation hervorgegangenen Arbeit ist die Klärung der Baugeschichte auch weniger bekannter Objekte, ebenso die Überprüfung von für THUMB fraglichen Architekturen. Speziell württembergische Interessen berühren die Ausführungen über die abgebrochene Wilhelmiterkerche Mengen, die THUMB 1741 bis 1746 errichtete, und die Mengener Stadtpfarrkirche, für die eine Mitwirkung

THUMBS zu Recht zurückgewiesen wird. All dies gründet sich auf sorgfältigste, gewissenhafte Aktenstudien; 720 Anmerkungen und ein ausführliches Literaturverzeichnis führen weiter. Angesichts der Fülle des behandelten Stoffes wirken die 20 Planzeichnungen im Text spärlich. Vorbildlich ist das gute Deutsch, auch in komplizierten Darlegungen.

Bd. 17 (1972): THOMAS ONKEN: Der Konstanzer Barockmaler JACOB KARL STAUDER. 294 S. Text, 55 z. T. farbige Tafelabbildungen. Leinen, DM 48,–

Künstlermonographien pflegen «Spitzenpersönlichkeiten» gewidmet zu werden. Gerade dies aber ist JACOB KARL STAUDER nicht. Der Wert der vorliegenden, ebenfalls aus einer Züricher Dissertation hervorgegangenen Untersuchung besteht darin, daß dem Phänomen eines begabten Durchschnittsmalers nachgegangen und nach den zeitgeschichtlich aufschlußreichen Umständen und Bedingungen seines Wirkens gefragt wird. Hierbei räumt der Verfasser zunächst, unter Beifügung einer Stammtafel, auf mit den Verwechslungen zwischen den verschiedenen, untereinander eng verwandten Trägern des Namens STAUDER. Da ist zunächst der Stammvater JOHANN JACOB STAUDER, seit etwa 1676 bis 1687 in Ochsenhausen – auch als Bildhauer – nachweisbar; so dann FRANZ CARL STAUDER, vermutlich der Sohn JOHANN JACOBS (nicht JOHANN CARLS, wie auf S. 15 zu lesen), auch für Ochsenhausen tätig, doch in Konstanz wohnhaft, dann in Solothurn. Schließlich dessen Bruder FERDINAND in Tiengen und JACOB KARL, der Sohn von FRANZ CARL (geb. 1694). Er ist Schüler des Vaters und bildete sich in Augsburg, allem Anschein auch in Italien. Als kirchlicher Großmaler erwirbt er sich, gefördert durch FRANZ BEER und die SCHMUZER Ansehen. Seit 1716 in Konstanz sesshaft, wird er bischöflicher Hofmaler, auch Inhaber städtischer Ämter. Um 1740 scheint er Konstanz den Rücken gekehrt und sich in der Folge in der Schweiz aufgehalten, zuletzt in Luzern niedergelassen zu haben, wo er 1756 stirbt, wie ONKEN sagt, als *verspäteter Barockmaler*. Dieser Ausdruck trifft ins Schwarze. Richtig wird dargelegt, daß sich STAUDERS Deckengemälde der Architektur ein- und unterordnen – siehe etwa die der Weissenau von 1719/20 und 1721/1723 –, auch wenn sie illusionistische Architekturmalerei in der Art POZZOS enthalten. Sie bleiben, wenn auch auf einzelne Raumabschnitte bezogene, Bilder. Es liegt ihnen nicht die Vorstellung eines Gesamtraumes zugrunde, den die Malerei der Architektur abnimmt. Bezeichnend für diese Bildhaftigkeit ist auch die STAUDERsche Technik, um derentwillen er in seiner Zeit berühmt war; er malt nicht al fresco, sondern al secco mit öl- oder kaseinhaltigen Temperafarben. Damit geht der dem Ekstatischen abholde, irdische, mit volkstümlichen Zügen durchsetzte Charakter seiner Darstellung zusammen. Vielleicht wäre in dieser Verbindung auch darauf hinzuweisen, daß dort, wo seinen Deckenbildern der Zusammenschluß durch Architekturkulissen fehlt, es leicht zu manieristischen Bildwirkungen kommen kann, weil die Bildbewegung, auch im Farbigen, an Einzelfiguren haftet und nicht in einem überkörperlichen, räumlichen, male-



rischen Ganzen besteht. Das führt in den Altarbildern, vornehmlich der Spätzeit, an die Grenze kompositionellen Bildzerfalls. Als Bildnismaler wiederum bietet er Achtbares, so im Halbfigurenbildnis des JOS. ANTON KRAFFT von Dellmensing in den Städt. Sammlungen Biberach von 1717. Kataloge der Werke, Dokumente und Quellentexte bilden einen Anhang, der eine Vorstellung von der Umsicht und dem Fleiß vermittelt, mit dem die Untersuchung vorbereitet wurde. Für eine künftige Geschichte der süddeutschen Barockmalerei ist das ONKENsche Werk ein wertvoller Beitrag.

Bd. 18 (1973): HELMUT RICKE: HANS MORINCK, ein Wegbereiter der Barockskulptur am Bodensee. 185 S. Text, 130 Abb. auf Kunstdrucktafeln. Leinen, DM 56,-

Der Name des Konstanzer Bildhauers HANS MORINCK ist für den Kunstfreund des westlichen Bodenseegebietes ein Begriff. Daß dem so ist, verdankt er der Arbeit vieler Forscher, die das MORINCKsche Werk von verschiedenen Seiten aus anfaßten, so FRITZ HIRSCH 1897, GEIGES 1914, H. MAHN 1939, H. HELL 1948. Zwar können für den Bildhauer mit Sicherheit nur drei Arbeiten nachgewiesen werden: das Epitaph seiner Frau († 1591), das überragende Grabmal der HELENE von RAITNAU in Orsingen († 1586) und MORINCKs Hauszeichen Zum Schafhirten in der Zollernstr. 6, Konstanz von 1608. Hinzu kommen Werke mit Namen und Jahreszahlen, die jedoch aus dem 19. Jahrhundert stammen. Der Rest besteht aus Zuschreibungen; sieben davon, die bisher unwidersprochen blieben, werden von RICKE ausgeschieden. Vor allem aber hat er unsere Kenntnis der unanfechtbaren Zuschreibungen erweitert und vertieft. Dies geschieht in einem Werkverzeichnis, in dem das bisher Bekannte kritisch beleuchtet wird, dazu rund 70 Seiten Text, der die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge klärt; er wird durch einen wichtigen Abschnitt über MORINCKs Ausbildung und künstlerischen Werdegang ergänzt. Das besondere Verdienst des Verfassers ist dabei die Untersuchung der Frühwerke. Zwar wird der Einfluß des – wie MORINCK aus den Niederlanden kommenden Meisters MICHEL VDV (er galt bisher als der Lehrer MORINCKs) – nicht in dem Maß zurückgestellt werden dürfen, wie dies RICKE tut; es besteht eben doch eine unleugbare Verwandtschaft zwischen den Petershausener Reliefs von 1575 dieses Bildhauers und den MORINCKschen Schöpfungen (MORINCK wird 1578 als Konstanzer «Insäß» aufgenommen, 1582 als Bürger, was die Meisterwürde voraussetzt). Indessen zieht RICKE zu Recht die Verbindungen zum Meister der Heiligenberger Kamine, die er SCHWARTZENBERGER abspricht, zu denen er MORINCKs SCHELLENBERG-Epitaph in Hüfingen in Beziehung setzt. Hinsichtlich der unbestrittenen Italienreise MORINCKs lenkt RICKE die Aufmerksamkeit auf die SANSOVINO-Werkstatt. Leider wissen wir ja nicht, warum MONE MORINCK einen Schüler des GIROLANO LOMBARDO nennt. Wenn dies zutrifft, so könnte es sich dabei nur um eine mehr technisch handwerkliche Schulung gehandelt haben. Besonders hochzuschätzen ist, daß RICKE die Abhängigkeit der MORINCKschen Arbeiten, vor allem der Reliefs, von gleichzeitigen graphischen

Vorlagen nachweist. Diese Abhängigkeit geht so weit, daß man sich fragen sollte, inwiefern sich diese Vorlagen nicht nur auf die «invenzione», sondern auch die «maniera» auswirkten, besonders bei den Reliefs, wenigstens insofern als Komposition als organisierendes formales Element anzusprechen ist.

Dem Untertitel des Buches und den Sätzen auf S. 122, wonach MORINCK ein Wegbereiter der Barockskulptur am Bodensee wäre, muß widersprochen werden. MORINCK ist und bleibt Manierist romanistischer Prägung. Bewegung ist bei MORINCK eine Möglichkeit der Gestalt; übergestaltliche Zusammenhänge im Sinne einer offenen, malerischen und räumlichen Gesamtform gibt es nicht. Die Bildbewegung geht nicht von dem Ganzen dieser Form ins Einzelne, sie strebt vom Einzelnen, dessen plastischer Charakter gewahrt bleibt, ins Ganze. Die abschließende Behandlung der Wirkung MORINCKs hebt denn auch ausschließlich manieristische Künstler hervor, an ihrer Spitze MELCHIOR BINDER, VIRGIL MOLL, JÖRG ZURN. Sehr zu loben ist, daß die Anmerkungen dem Text beigelegt sind, so daß das lästige Hin- und Herblättern entfällt und der Zusammenhang gewahrt bleibt.

Adolf Schahl

## Der oberschwäbische Maler Jakob Bräckle

WALTER MÜNCH und GERD MAIER: JAKOB BRÄCKLE, ein oberschwäbischer Maler. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1974. 84 Seiten mit 23 ganzseitigen Farbtafeln und 24 ganzseitigen Schwarzweißtafeln. Ganzleinen. DM 27,50.

Sicher, auf den 46 großen und auf den vielen kleineren schwarzweißen Reproduktionen erkennt man fast immer auf den ersten Blick das Oberschwäbische. Aber wichtiger ist, daß man JAKOB BRÄCKLE erkennt, diesen unwahrscheinlich konsequenten Maler, der sich nie durch irgendwelche Modewellen hat ablenken lassen – von der Neuen Sachlichkeit bis zu den Bauernschildereien der Blut- und Boden-Zeit. (Und dabei hätte er damals nur seine Figuren ein wenig deutlicher als *Erbhofbauern auf eigener Scholle* zu charakterisieren und etwas weniger zu zeigen brauchen, daß sie es vor allem mit ermüdender Arbeit zu tun haben.) Und auch neuerdings wieder: ein neuer Realismus allenthalben, der die Erfahrungen der Abstrakten nicht verleugnet, hier und dort die Rückkehr zu altmeisterlich gekonnter Malerei – und zu alledem die allgemeine Wiederentdeckung der Landschaft! JAKOB BRÄCKLE müßte doch jetzt eigentlich *in* sein und ganz großes Interesse finden am Markt. Aber vielleicht fehlt wieder jenes Quentchen Anpassung, das er schon so oft verweigert hat, weil es von ihm selbst wegführen würde. Solche Konsequenz schließt jedoch nicht aus, daß die Art des Sehens, Komponierens und Malens sich fortentwickelt. Zwischen dem *Mondaufgang* von 1922 und der *roten Sonne* von 1972 liegt eben nicht nur ein halbes Jahrhundert, sondern vor allem die ganze, lebenslange Mühe eines Künstlers, sich selbst zu verwirklichen.

Der diesen Band einleitende Essay von WALTER MÜNCH führt kenntnisreich und verständnisvoll an Persönlich-



keit, Ansicht und Werk des Künstlers heran. Mit unverhohlenem Bedauern merkt MUNCH an, daß BRÄCKLE wohl noch einiges mehr verdient hätte an Aufmerksamkeit, Anerkennung und Auszeichnung. (Daß und warum BRÄCKLE nicht zu den Trägern des Oberschwäbischen Kunstpreises gehört, teilt er jedoch nicht mit!)

Der dritte Teil des Buches ist überschrieben *JAKOB BRÄCKLE – Werk und Wirkung, dokumentiert und zusammengestellt von GERD MAIER*. Da wird das Leben des 74jährigen Malers in sieben Schaffensperioden eingeteilt; knappe Hinweise auf deren Charakteristika werden durch biografische Notizen, Ausstellungsdaten und karg zurückhaltende Äußerungen BRÄCKLES über seine Arbeit ergänzt. Den meisten Platz beanspruchen Ausschnitte aus Stellungnahmen zu den Werken des Malers – und darunter finden sich nun besonders häufig Auszüge aus Rezensionen sowie aus Reden zu Ausstellungseröffnungen, die man übrigens in Oberschwaben besonders gern als *Laudatio* bezeichnet – auch wenn sie nichts mit einer Preisverleihung zu tun haben. Da würde man JAKOB BRÄCKLE und seinem Werk denn doch eher präzise Darstellung, kritische Analyse und Interpretation in einer fundierten Monografie gönnen!

Willy Leygraf

## Das große Buch der Bäume

HUGH JOHNSON: Das große Buch der Bäume. Ein Führer durch Wälder, Parks und Gärten der Welt. Vorwort: Graf LENNART BERNADOTTE. 288 Seiten, über 1000 farbige Abbildungen; Leinen mit laminiertem, farbigem Schutzumschlag. Hallwag-Verlag Bern und Stuttgart. DM 88,-. Der Autor des in neun Sprachen übersetzten «Großen Weinatlas» hat als international bekannter Enzyklopädist mit dem «Großen Buch der Bäume» ein für jedermann verständliches, interessantes und mit dem aus aller Welt zusammengetragenen Bildmaterial ein neues fachlich wie ästhetisch vorbildliches Werk geschaffen. HUGH JOHNSON ist von Hause aus kein eigentlicher Fachmann, aber sein Ziel, die Menschen mit der Welt der Bäume (über 600) persönlich bekanntzumachen, ist ihm nicht nur hervorragend gelungen, sondern er hat in den Bäumen einen neuen Berührungspunkt mit der Schöpfung entdeckt, eine Quelle des Staunens und der Beglückung, die sich auf den Betrachter und Leser des Werkes spontan überträgt. Gerade in unserer Zeit, in der das unkritische «Hingegebensein» an den technischen, industriellen und materiellen Fortschritt einem wachsenden Umweltbewußtsein weicht, ist «das große Buch der Bäume» ein idealer und notwendiger Wegweiser zu den besonderen Schönheiten der Natur. Es bringt nicht nur eine umfassende und illustrierte Übersicht der wichtigsten Garten- und Waldbäume von Amerika bis Asien, sondern zeigt auch wissenschaftlich fundiert die Bedeutung der Bäume in der Geschichte, der Waldwirtschaft, der Landschaftsgestaltung und der Ökologie. Für spezielle Aufgaben stand dem Verfasser eine Reihe namhafter Fachleute zur Seite: Das Kapitel «Tro-

penbäume» schrieb Prof. Dr. ENRIQUE MARCET, das Kapitel «Waldbewirtschaftung» Prof. Dr. FRITZ FISCHER, beide Zürich. Die deutsche Bearbeitung besorgte Dr. JURGEN SCHWAB, das «Register der deutschen und lateinischen Baumnamen» Forstingenieur CHRISTOPH WICKI. Oswald Rathfelder

## Buchhinweise

SIEGFRIED UNSELD: Begegnungen mit HERMANN HESSE. Frankfurt/M.: Suhrkamp-Verlag 1975. 268 Seiten (Suhrkamp-Taschenbuch Nr. 218). Sehr interessante und «privat» geschriebene Erinnerungen des heutigen Inhabers von HESSES Verlag. Da UNSELD in Ulm geboren wurde, verquickt sich Schwäbisches auf doppelte Weise.

Wunderliche Welt, betrachtet von WILLY REICHERT. Mühllacker: Stieglitz-Verlag 1974. 178 Seiten, 2 Abbildungen, DM 14,80. In diesem Erinnerungsbuch wird besonders deutlich, was für ein scharfer Menschenbeobachter WILLY REICHERT gewesen ist. Er kannte das Leben in allen seinen Schattierungen, durchschaute seine Zeit und blickte bis in die letzten Winkel der großen und kleinen Welt. Daß er das meiste daran «wunderlich» fand, war sein und ist unser Glück.

PETER SCHERER jr. und GERD SCHNEIDER: Gute alte Zeit? Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1974.

Bilder aus der guten alten Zeit von PETER SCHERER, dazu ein Text von PETER SCHNEIDER jr. und Verse von GERD SCHNEIDER. Der Leser und Betrachter möge selbst kritisch prüfen und entscheiden. Es scheint dies alles schon so weit entfernt, kommt unserer nostalgischen «Welle» aber sehr entgegen.

Im Raum des östlichen Württemberg gibt es eine Reihe bedeutender Dorfkirchen, die in der letzten Zeit durch gute Führer erschlossen wurden. In dieser Reihe findet der Führer durch die baulich exzeptionelle Pfarrkirche St. Lukas in Tannhausen von ELMAR D. SCHMID besonderes Interesse, nicht nur, weil Tannhausen immer wieder mit dem sagenhaften «Tannhäuser» in Verbindung gebracht worden ist. Die Gestalt verdankt die Kirche den überragenden Baumeistern NIKOLAUS ESELER d. Ä. und STEPHAN WEYERER d. Ä., ferner vermutlich auch HANS STIGLITZ, dem Baumeister der Ellwanger Wolfgangskirche. Wobei wir bei dieser «Vorstadt»-Kirche angelangt sind, die der flüchtige Ellwanger-Besucher in der Regel übersieht. Auch hier hat ELMAR D. SCHMID einen kleinen Führer geschaffen, der die restaurierte Kirche als kleines spätgotisches Juwel in den Vordergrund rückt. Beide Führer (je 36 Seiten) sind weder geschwätzig noch flüchten sie sich in verbale Nichtigkeiten, sondern fußen auf ganz eingehenden Quellenstudien. Keine Aussage ist ungeprüft übernommen worden, weshalb wir sie als vorbildlich bezeichnen dürfen.



# MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.  
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Girokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Zu Beginn des neuen Jahres seien diese Bitten vorgetragen:

1. Bitte überweisen Sie den Jahresbeitrag 1975, der für Einzelmitglieder DM 18,-, für Korporative Mitglieder DM 36,- und für in Ausbildung befindliche Mitglieder DM 9,- beträgt, *bald* auf eines unserer obengenannten Konten.

Sie finden auf der unteren Hälfte der Ihnen zugegangenen Beitragsrechnung genügend Platz, um Ihren Zahlungsbeleg für steuerliche Zwecke darauf aufzukleben. Sie ersparen uns damit die Zusendung gesonderter Bestätigungen für Ihr Finanzamt.

2. Bitte beachten Sie unser Fahrten- und Veranstaltungsprogramm für 1975. Ein gesondertes Programmheft können wir leider nicht mehr versenden.
3. Bitte melden Sie sich zu allen Fahrten, auch zu der Pfingstfahrt, der Jahreshauptversammlung und zu unserer Ferienwoche aufgrund der nachfolgenden Bekanntmachungen nur *schriftlich* an. Die Fahrten sind wieder durchnummeriert: Bei allen Anmeldungen und Überweisungen nehmen Sie bitte unbedingt Bezug auf die der Fahrt entsprechende Nummer.
4. Bitte achten Sie bei allen Anmeldungen und Überweisungen auf klare Schrift und auch darauf, daß Ihr Absender deutlich auf der Überweisungsdurchschrift erscheint.
5. Anmeldungen erbitten wir auch jetzt schon:

- a) für die Studienfahrt an Pfingsten nach Ochsenhausen, 17.–19. Mai 1975,
- b) für die Jahreshauptversammlung in Schwäbisch Hall, 21./22. Juni 1975,
- c) für die Studienwoche im Raum Wertheim, 5.–12. Juli 1975.

Vor allem wegen der Hotel- und Veranstaltungsraumvorbestellungen sind wir Ihnen für eine frühzeitige Anmeldung sehr dankbar. Eine besondere Einladung können wir leider auch in diesem Jahr nicht versenden.

Wie immer zu Jahresbeginn bitten wir unsere Mitglieder, im Bekannten- und Familienkreis für unseren Schwäbischen Heimatbund weitere Mitbürgerinnen und Mitbürger zu interessieren und sie als Mitglieder zu gewinnen. Leider haben wir keine finanziellen Möglichkeiten, um durch Inserate die breite Öffentlichkeit verstärkt zu erreichen. So bleibt uns nur immer wieder die ebenso herzliche wie dringende Bitte um Ihre werbende Mitarbeit. Je mehr wir Mitglieder sind, um so besser können wir unsere Stimmen erheben und verstärkt unsere satzungsgemäßen Aufgaben erfüllen.

Unser Werbeprospekt steht zu Ihrer Verfügung. Wir versenden an Interessenten gerne Probenummern unserer Zeitschrift «Schwäbische Heimat». Hefte und ganze Jahrgänge können wir noch liefern. Einbanddecken, allerdings nur bis 1972, sind ebenfalls noch durch die Geschäftsstelle erhältlich.

## Mitgliederwerbung im Jahre 1974

Im folgenden führen wir die Namen von Mitgliedern an, die unseren Schwäbischen Heimatbund durch ihre Werbung förderten. Wir danken Ihnen allen sehr herzlich und bitten um Ihre weitere Werbung. Der Zweck unseres Heimatbundes und seine Ziele sind dieselben geblieben wie zu den Zeiten seiner Gründung im Jahre 1909: *Die Schönheit der Heimat zu pflegen*. Demgemäß will er dahin wirken, daß alles neu Entstehende, das für das Bild der Heimat von Bedeutung sein kann, schön gestaltet

werde; daß das Überlieferte, das uns in diesem Bild eigenartig und wertvoll erscheint, nach Möglichkeit geschont und erhalten werde. So sollten sich in unserem Bund immer mehr Mitbürger zusammenfinden, die für ihre Heimat und den Raum, in dem wir leben, Verantwortung mittragen wollen und mitbestimmen, was in dieser Heimat geschieht.

Bitte werben Sie auch im neuen Jahre. In Ihrer Hand steht das Wachsen und Wirken unseres Schwäbischen Heimatbundes.



Und nun die Namen: *Je 1 Mitglied warben:* Herr Manfred Akermann, Heidenheim; Frau Liselotte Bader, Stgt; Frau Gertrud Baumgartner, Stgt; Herr Walther Bayer, Leinfelden; Frau Cläre Bölz, Stgt; Frau Eva Brandl, Stgt; Frau Martha Breitmeyer, Stgt; Frau Brügmann, Stgt; Herr Walter Bühler, Isny; Herr Friedrich Bürkle, Stgt; Frau Elfriede Dallmus, Heilbronn; Herr Kurt Dieter, Tübingen; Frau Emmy Dittmann, Leonberg; Herr Prof. Dr. Dölker, Esslingen; Herr Ottmar Engelhardt, Neresheim; Herr Eberhard Epple, Liebelsberg; Herr Helmut Erkert, Backnang; Frau Thekla Ernst, Neu-Ulm; Herr Dr. R. Espenschied, Isny; Frau Ruth Feuchtmüller, Stgt; Frau Fritz, Backnang; Frau Gretel Fuchs, Stgt; Herr Walter Fuchs, Stgt; Frau Elsa Gminder, Kirchheim; Herr Ernst Gottwick, Stgt; Herr Prof. Dr. L. Graf, Marbach; Herr Georg Günthner, Stgt; Frau Haas, Stgt; Frau Gerdi Hauser, Stgt; Frau Berta Hettler, Eberdingen; Herr Ernst Holle, Ulm; Frau Gerda Huber, Stgt; Frau Irene Junge, Stgt; Frau Else Klein, Öhringen; Frau Annemarie Kneller, Kemnat; Frau Elisabeth Koehler, Tübingen; Frau Mathilde Kreh, Heilbronn; Herr Hermann Kurz, Crailsheim; Frau Marja Lohrmann, Riedlingen; Frau Hilde Mattes, Heilbronn; Frau Asta Menge, Kornwestheim; Herr Fritz Menge, Kornwestheim; Herr Dr. Merck, Heilbronn; Frau Mathilde Metz, Ulm; Herr Erich Mezger, Ulm; Herr Friedrich Neubert, Pleidelsheim; Frau Gertrud Osswald, Schorndorf; Frau Hildegard Pielezki, Stgt; Herr Dr. Oswald Rathfelder, Stgt; Frau Dr. Hedwig Rau, Stgt; Herr Eugen Renz, Oberai-chen; Herr Albrecht Rieber, Ulm; Herr Dr. Otto Röhm, Kirchheim; Herr Adolf Saile, Stgt; Herr Gerhard Sautter, Reutlingen; Herr Dr. Max Schefold, Stgt; Herr Dr. Siegwalt Schiek, Tübingen; Frau Hertha Schmid, Kirchheim;

Herr Gerhard Schoch, Stgt; Frau Charlotte Schürnbrand, Stgt; Frau Ehrentraud Schulze, Stgt; Herr Prof. Dr. Schuon, Eningen; Herr Norbert Schwarz, Isny; Frau Gertrud Sperr, Heilbronn; Frau Maria Stahl, Winnenden; Herr Ferdinand Steingötter, Stgt; Frau Irene Stockmayer, Stgt; Frau Margarete Syfrig, Heilbronn; Frau Brunhilde Wacker, Esslingen; Frau Margarete Wall, Stgt; Frau Lydia Warth, Stgt; Frau Hertha Weinrich, Stgt; Frau Irmgard Weiss, Stgt; Frau Elisabeth Werlein, Fichtenberg; Herr Gerhard Widmann, Wildberg; Herr Fritz Wolff, Wendlingen; Frau Dr. Hadulint Ziegler, Tübingen; Frau Martha Ziegler, Stgt; Herr Paul Zorn, Leutkirch.

*Je 2 Mitglieder warben:* Herr Dr. Peter Amelung, Stgt; Herr Helmut Billig, Kirchheim; Frau Emma Cramer, Heilbronn; Frau Gertrud Fenchel, Korntal; Herr Hermann Goll, Tuttlingen; Frau Margarete Hengerer, Stgt; Frau Maria Mezger, Stgt; Herr Dr. Dieter Planck, Stgt; Herr Wolfgang Pluciak, Leonberg; Herr Dr. Konrad Theiss, Aalen; Frau Irmgard Wagner, Fellbach; Herr Hans Westhäuser, Isny; Herr Carl Wintterlin, Heilbronn.

*Je 4 Mitglieder warben:* Herr Reg.-Präs. Willi Birn, Tübingen; Frau Carola Frey, Stgt; Herr Max Philippin, Leonberg; Frau Ilse Schroeder, Heumaden; Herr Ludwig Zimmermann, Ulm.

*Je 5 Mitglieder warben:* Frau Suse Löffler, Stgt; Frau Emma Zeeb, Stgt.

*Je 6 Mitglieder warb:* Frau Rut Birn, Tübingen.

*Je 7 Mitglieder warb:* Herr Dr. Fritz Weller, Ravensburg.

*Je 8 Mitglieder warb:* Herr Dr. Rudolf Bütterlin, Urach.

*Je 16 Mitglieder warb:* Frau Maria Heitland, Stgt.

## Studienfahrten 1975

Das Interesse unserer Mitglieder an unseren Studienfahrten und Führungsreihen wächst in jedem Jahr. Die engere und weitere Heimat, die Geschichte, auch in außerdeutschen Ländern, gesehen in ihrem Bezug auf unseren Raum, verlockt zur regen Teilnahme. Gründliche wissenschaftliche Leitung ermöglicht das Kennenlernen der geschichtlichen, kunstgeschichtlichen und Gegenwartsaufgaben und Probleme unseres Lebensraumes. Geologie, Botanik und die Fragen des Landschafts- und Umweltschutzes werden kritisch betrachtet und aufgespürt. Modernes Bauen in Verbindung zum Alten und hinsichtlich der Denkmalpflege findet in verschiedenen Exkursionen Beachtung.

Um alle diese Ziele und Aufgaben zu erreichen, werden wir auch 1975 alle Fahrten nur mit *einem* Bus durchführen. Besonders gefragte Fahrten werden wiederholt. Das vielseitige Angebot bietet für jedes Interesse eine große Auswahl.

Ganz besonders bewährt für eine rasche Bearbeitung hat sich die im letzten Jahre eingeführte Anmeldeform:

Bitte nehmen Sie auch in diesem Jahr wieder für Ihre Anmeldung das Format in *Postkartengröße*, beschreiben Sie es im *Querformat* und füllen für *jede* Fahrt eine *besondere Karte* aus. Nehmen Sie bitte festes Papier, damit es nicht sofort reißt.

Name: Personenzahl:

Anschrift:

Begleitperson:

Zimmerwünsche:

Fahrt Nr.:

Angemeldet am:



Nennen Sie bitte auch gleich den Namen eines Teilnehmers(in), mit dem (der) Sie bereit sind, evtl. ein Doppelzimmer zu nehmen.

Es genügt, wenn Sie bei der Anmeldung die Reihenfolge der vorgesehenen Linien einhalten. Das Schema als solches brauchen Sie nicht jedes Mal anzuführen. Bitte haben Sie dafür Verständnis, daß wir Anmeldungen, die nicht in der erbetenen Form erfolgen, leider nur mit Verzögerung bearbeiten können.

Bitte geben Sie auf der Überweisung dann auch *unbedingt* die *Fahrtnummern* an, für die Sie die Bezahlung vornehmen. Schreiben Sie bitte deutlich und sehen Sie nach, ob auf der *Durchschrift*, die uns erreicht, auch Ihr Absender klar zu lesen ist. Überweisen Sie aus Gebührenersparnisgründen bitte alle Fahrten mit einem *einzig*en Zahlungsformular unter Angabe der Fahrtennummer(n), für die die Zahlungen gedacht sind.

#### Teilnahmebedingungen:

1. Bitte **nur schriftliche Anmeldungen** für jede Fahrt gesondert in Postkartenformat und quer beschrieben!
2. Teilnehmergebühren bitte erst nach Bestätigung der Fahrt durch die Geschäftsstelle überweisen.
3. Nach dem Datum der Überweisung richtet sich der Sitzplatz während der Fahrt.
4. Drei bis vier Wochen vor der Fahrt erhalten die Teilnehmer ein Rundschreiben mit Angabe von Einzelheiten über die Fahrt.
5. Die Bearbeitungsgebühr von 10% der Teilnahmegebühr muß in *jedem* Fall bezahlt werden, also auch bei rechtzeitiger Absage.
6. Die Absagen müssen spätestens 14 Tage vor Fahrtbeginn bei der Geschäftsstelle vorliegen.
7. Sollten bei der Geschäftsstelle keine Ersatzmeldungen vorliegen, kann die Weitergabe des reservierten Platzes vom Absagenden getätigt werden.
8. Fahrtkosten verfallen, wenn kein Ersatz möglich ist.
9. Bitte geben Sie der Zimmer wegen stets an, wer die Begleitperson ist. Geben Sie bitte auch immer an, mit welchem Teilnehmer Sie bereit sind, ein Zimmer zu teilen.
10. Die Teilnehmergebühr umfaßt, wenn nichts anderes genannt ist:
  - a) die Fahrtkosten –
  - b) Honorar für den Führenden –
  - c) Eintrittsgelder –
  - d) Bearbeitungsunkosten der Geschäftsstelle.Die Kosten für Übernachtung und Verpflegung sind gesonderte Reisekosten des Teilnehmers.
11. Wir übernehmen nur die Vermittlung bei den Hotels und Gaststätten.
12. Wir übernehmen keine Haftung bei irgendwelchen Unfällen und Verlusten.
13. Das Omnibusunternehmen haftet im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen. Außerhalb des Busses

bewegen sich die Teilnehmer auf eigene Gefahr. Eine zusätzliche Haftung wird nicht übernommen.

14. Die Abfahrtszeiten entnehmen Sie bitte den jeweiligen Angaben bei den einzelnen Fahrten. Beachten Sie diese Zeiten sehr genau. Aus Parkgründen müssen wir rechtzeitig abfahren.
15. Mitglieder in Berufsausbildung ohne eigenes Einkommen erhalten eine 20prozentige Ermäßigung auf die Teilnehmergebühr.
16. Abfahrtsplatz ist üblicherweise der Karlsplatz.

## 1

### Zwei Besuche im Lapidarium in Stuttgart

**Führung: Dr. Philipp Filtzinger, Stuttgart**

- a) **Samstag, 8. März 1975**, 14.00 Uhr im Lapidarium, Schillerplatz, und
- b) **Mittwoch, 26. März 1975**, 14.30 Uhr im Lapidarium, Schillerplatz.

Teilnehmergebühr jeweils: DM 2,–

Reiche und eindrucksvolle Schätze aus der Vergangenheit unseres Landes verwahrt das Lapidarium. Unter bester, fachkundiger Führung eröffnet sich uns ein Blick in die Geschichte der Heimat; die Zeugen ihrer Vergangenheit gewinnen Leben. Eine Besichtigung, die unvergessen bleiben wird.

## 2

### Palmsonntagsbräuche

**Führung: Professor Dr. Helmut Dölker**

**Sonntag, 23. März 1975**, Abfahrt 8.00 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Tübingen – Hirschau – Rottenburg – Gammertingen – Laucherttal – Mengen – Riedlingen – Ulm – Altheim – Hungerbrunnental – Gerstetten – Geislingen/Steige – Göppingen – Kirchheim/Teck – Nürtingen – Neckartenzlingen – Altenried – Bernhausen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 32,–

Der Palmsonntag hat auf katholischer Seite seine kultisch bedingten Besonderheiten; in manchen Landesteilen schlagen sich diese auch im Leben außerhalb der Kirche nieder. Anderer Prägung sind da und dort die in protestantischen Orten althergebrachten weltlichen Palmsonntagsfeste. Lebendige Zeugnisse beider Arten sind heute noch zu sehen. Die Fahrt will nach Möglichkeit einige davon zeigen.

## 3

### Alte Städte – Neue Siedlungen – Nürnberg-Stadt und Landschaft

**Führung: Professor Joachim Veil, Stuttgart**

**Samstag, 12. April bis Sonntag 13. April 1975**, Abfahrt 7.00 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Nürnberg – Lauf – Hersbruck – Hohenstein – Egloffstein – Nürnberg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 58,–

In Fortsetzung der Fahrten unter dem Motto «Alte Städte – Neue Siedlungen» soll dieses Mal eine zweitägige Fahrt über die Landesgrenzen hinausführen. Unter fachkundiger Führung ist ein Rundgang durch das wiederaufgebaute historische Nürnberg



vorgesehen. Eine Rundfahrt durch historische und neue Grünflächen, Erholungs- und Freizeitanlagen sowie die Stadterweiterungsgebiete soll sich anschließen. Barockgarten, Johannisfriedhof, Sebalder Reichswald und Würder See sind einige der vorgesehenen Ziele. Am zweiten Tag werden wir dann hinaus in die ehemals nürnbergischen «Vororte» am Rande des Fränkischen Jura fahren. Landschaftlich bedeutsame und historisch wichtige Orte z. B. Lauf, Hersbruck, Hohenstein, Egloffstein u. a. sollen etwas von der Ausstrahlung der Stadt Nürnberg in Vergangenheit und Gegenwart verdeutlichen.

Die Fahrt wurde auf ein schulfreies Wochenende gelegt, damit auch unsere Jugend mitfahren kann. Sofern es gewünscht wird, ist für Jugendliche eine Übernachtung in der Jugendherberge in der Kaiserstallung der Burg Nürnberg möglich. Bitte geben Sie diese Wünsche bei der Anmeldung an. – Für Interessierte besteht evtl. die Möglichkeit, am Abend des ersten Tages ein Büro für Landschaftsplanung in Nürnberg zu besuchen.

#### 4

##### **In und um Stuttgart herum: Plieningen**

**Führung: Herr Hermann Ziegler, Stadtarchiv Stuttgart**  
**Samstag, 12. April 1975, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz oder Treffpunkt 14.00 Uhr neben der Martinskirche in Plieningen.**

Teilnehmergebühr: DM 9,–

Auf diesem Spaziergang wollen wir die Geschichte und Gegenwart des zentral auf der Filder gelegenen Urdorfes und -ingen-Ortes Plieningen kennenlernen. Lange war die Filder Kampfplatz zwischen den Grafen von Württemberg und der freien Reichsstadt Esslingen. Das romanische Langhaus der Kirche hat am Dachtrauf Figuren aus der Bauzeit erhalten. Noch vor 100 Jahren war Plieningen der größte und einwohnerreichste Filderort. Die Bedeutung Plieningens unterstreichen neben seinen bekannten landwirtschaftlichen Erzeugnissen auch noch die zwar geringen Reste von 4 bis 5 ehemaligen mittelalterlichen Burgen. In jedem zweiten Haus standen früher noch Webstühle, deren Erzeugnisse auf den städtischen Märkten gerne abgenommen wurden. Faurndau, Brenz, Mössingen-Belsen haben gleiche Bauzeitwurzeln wie Plieningen.

Diese so sehr beliebte Führungsreihe wird sicher wieder viele interessierte Teilnehmer finden.

#### 5

##### **Wozu Architektur? – Barock und Beton. Fahrt nach Ludwigsburg**

**Führung: Dipl.-Ing. Hans Wolfram Theil, Architekt BDA, Stuttgart**

**Mittwoch, 16. April 1975, Abfahrt 14.00 Uhr vom Karlsplatz.**

Stuttgart – Ludwigsburg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 10,–

Mit den Aufgaben und Problemen der baulichen Gestaltung unserer Umwelt macht uns diese Führungsreihe schon seit 1971 bekannt. In allen diesen Jahren fanden diese Fahrten ein so reges Interesse bei unseren Teilnehmern, daß wir auch 1975 diese weiter fortsetzen wollen. Ludwigsburg, Thema einer vieldiskutierten Fernsehsendung 1974, ist das Ziel dieser ersten Nachmittagsexkursion. Wir besuchen das neuerbaute Hochhaus der Bausparkasse GdF am südlichen Ortsrand der Stadt Ludwigsburg. Es ist zu einem neuen weithin sichtbaren Wahrzeichen der Stadt geworden. Als Nächstes suchen wir das neue «Marstallzentrum» im alten Stadtkern der Innenstadt auf. Eine völlig neue

und überraschende Gestalt hat dieser Bau der gesamten Umgebung gegeben und einen neuen urbanen Kristallisationspunkt entstehen lassen.

Der Besuch einer privaten Kunstgalerie in einem modernen Einfamilienhaus beschließt diesen Nachmittag.

#### 6

##### **Renaissance und Barock zwischen Mindel und Lech**

**Führung: Dr. Volker Himmelein, Stuttgart**

**Samstag, 19. April 1975, Abfahrt 7.30 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Scheppach – Großaitingen – Haunstetten – Kirchheim/Mindel – Jettingen – Bieselbach – Autobahn Stuttgart.**

Teilnehmergebühr: DM 36,–

Abgesehen vom Schloß der Fugger in Kirchheim an der Mindel sind es Dorfkirchen und ihre Ausstattung, denen diese Fahrt gilt: Der Altar des Daniel Mauch in Bieselbach (1501) und die Rittergrabmäler aus der Werkstatt des Gregor Erhart in Jettingen sowie die Barockkirchen und Kapellen in Scheppach, Großaitingen und Haunstetten mit ihren prächtigen Deckenbildern der Kuen, Enderle, Günther und Scheffler: Kaum bekannte Meisterwerke der Freskomalerei des 18. Jahrhunderts. Im Schloß Kirchheim sehen wir uns auch den Zedensaal an. Die Fahrt wird uns zu sehenswerten Kostbarkeiten führen.

#### 7

##### **Durch das Stromberggebiet**

**Führung: Frau Elisabeth Zipperlen, Stadtarchivarin von Bönnigheim**

**Mittwoch, 23. April 1975, Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz. Stuttgart – Erligheim – Michaelsberg – Burg Magenheimer – Ruine Blankenhorn – Häfnerhaslach – Kirbachtal (Kibanele) – Stuttgart.**

Teilnehmergebühr: DM 15,–

Die letztjährige Fahrt mit Frau Zipperlen in die nähere Umgebung hat so viele Freunde gefunden, daß wir diese Fahrten auch im neuen Programm fortsetzen. In Erligheim besuchen wir das einzigartige Flurdenkmal des Radkreuzes, das es im südwestdeutschen Raum gibt. Auf dem Michaelsberg besichtigen wir die sehenswerte Plastik in der Kapelle, die kostbare Monstranz, Kreuzpartikel und Kelch. Auf der Burg Magenheimer wird uns die Besitzerin empfangen, weiter dann zur Ruine Blankenhorn über den Stromberg ins Kirbachtal.

#### 8

##### **Zu Küchenschellen und Schachblumen ins Kochertal**

**Führung: Dr. Hans Scheerer, Schorndorf**

**Sonntag, 27. April 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Backnang – Schwäbisch Hall – Cröfelfbach – Geislingen a. K. – Untermünkheim – Schwäbisch Hall – Michelbach a. d. Bilz – Westheim – Gaildorf – Gschwend – Schorndorf – Stuttgart.**

Teilnehmergebühr: DM 22,–

Zwei botanisch-landschaftskundliche Führungen werden wir in diesem Jahr mit Herrn Dr. Scheerer unternehmen, der vielen unserer Mitglieder von früheren Exkursionen sehr wohl bekannt ist. Die erste Fahrt dieses Jahres mit Dr. Scheerer beschränkt sich keineswegs auf die in der Ausschreibung genannten bemerkenswerten Pflanzenfundorte, sondern sie wird unter naturschützenden Gesichtspunkten einen Einblick geben in die ge-



samen landschaftskundlichen und floristischen Charakterzüge des Kochertales zwischen Geislingen und Westheim. Die Busfahrt wird durch Fußwanderstrecken von insgesamt 10 bis 12 km Länge unterbrochen sein. Mittagsrast mit Essensmöglichkeit ist in Michelbach/Bilz vorgesehen. (Die Wanderungen können auch umgangen werden.) Wanderkleidung, gute Schuhe und Wetterschutz sind erforderlich.

## 9

### Burgund

**Führung:** Herr Manfred Akermann, Stadtarchivar von Heidenheim/Brenz

**Mittwoch, 30. April bis Montag, 5. Mai 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Neuburg – Mühlhausen – Belfort – Mömpelgard – Clerval – Passavant – Source – de la Loue – Ornans – Besançon – Dôle – Beaune – Dijon – Sémur – en Auxois – Montbard – Fontenay – Avallon – Vézelay – Saulier – Autun – Paray-le-Monial – Ancy-le-Duc – Sémur-en-Brionnais – Charlieu – Cluny – Tournus – Clos Voueot – Gray – Vesoul – Ronchamp – Belfort – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 188,-

Eine der kulturell ergiebigsten Landschaften Europas will diese Studienfahrt erschließen. Den Ruhm Burgunds markieren in erster Linie seine prachtvollen romanischen Kirchen, von denen diejenigen in Vézelay, Saulier, Autun, Paray-le-Monial und Tournus ganz besonders hervorzuheben sind. Aber auch die Herzogsstadt Dijon mit ihren weltberühmten Museumsschätzen, das Hôtel Dieu in Beaune, die Ruinen von Cluny und die Reste des römischen Autun zählen zu den besonderen Glanzpunkten eines Gebietes, dessen hohe landschaftliche Schönheit und dessen große Weine jeder Fahrt zusätzliche Reize verleihen.

## 10

### Wien

**Führung:** Dr. Kurt Diemer, Kreisoberarchivrat von Biberach/Riß

**Donnerstag, 1. Mai bis Mittwoch, 7. Mai 1975,** Abfahrt 7.15 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Wien – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 180,-

In und rund um Wien werden wir in diesen Tagen mit Herrn Dr. Diemer Geschichte, Kunst, Kultur und die österreichische Landschaft erleben. Mit Herrn Dr. Diemer führt uns ein diesen Raum besonders gut kennender Fachmann und bringt uns Wien und Umgebung nahe. Jeder Tag wird ein besonderes Programm in Wien haben, Museumsbesuche und Stadtrundfahrten werden mit Exkursionen in den Wienerwald, nach Klosterneuburg, Kahlenberg, Schönbrunn und vielleicht nach Carnuntum abwechseln. Wir werden vieles sehen, was bei den üblichen Führungen gar nicht geboten wird und daneben bleibt jedem Teilnehmer noch Zeit für eigene Erkundungen und für abendliche Konzert- oder Theaterbesuche. Gute Schuhe und Wetterschutz sind neben einem Paß oder Personalausweis erforderlich.

## 11

**Auf der Ostalb – Eine höhlen- und karstkundliche Fahrt**

**Führung:** Hans Binder, Nürtingen

**Sonntag, 4. Mai 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom

Karlsplatz. Stuttgart – Mühlhausen – Geislingen – Urspring – Sinabronn – Breitingen – Bernstadt – Wanderung vom Salzbühl zum Fohlenhaus – Nauquelle Langenau (Mittagsrast: Rucksackvesper, Wurstbraten beim Naturfreundehaus möglich) – Bocksteinhöhle – Wanderung zum Hohlen Stein und zur Vogelherdhöhle – Charlottenhöhle – Hürben – Autobahn Ulm – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 27,-

Diese Fahrt ist besonders wieder für Familien mit Kindern gedacht und hat im vergangenen Jahr großen Anklang gefunden. Natürlich sollen auch die anderen Mitglieder nicht fehlen. Das Lonetal, das einst weit nach Norden reichte, führt jetzt nur noch auf kurzen Strecken Wasser. Das versickerte Wasser tritt in den Quellen bei Langenau wieder aus. In der Steinzeit waren die zahlreichen Höhlen des Lonetales Rastplätze für Jägersippen. Aus der Vogelherdhöhle stammen Tierplastiken aus Mammutelfenbein. Die 532 m lange Charlottenhöhle ist die einzige Schauhöhle der Ostalb.

Wanderkleidung, feste Schuhe und Taschenlampen sind erforderlich.

## 12

### Ladinien

**Führung:** Herr Peter Brenner, Weil der Stadt

**Sonntag, 4. Mai bis Sonntag, 11. Mai 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – München – Seefeld – Sterzing – Pfitzschtal – Gilfenklamm – Gilfenbach – Jaufenpaß – St. Lorenzen – Luttach – Ahrntal – Prettau – Ennebergertal – St. Kassian – Falzaregopaß – Pordoijoch – Antholzertal – Antholzersee – Innsbruck – Fernpaß – Kempten – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 239,-

Mit Standplatz in Sterzing und dann in Luttach werden wir einen weiteren Teil Südtirols kennenlernen. Für rüstige Wanderer sind Wanderungen vorgesehen, die übrigen Teilnehmer bekommen jeweils ein sehr attraktives Ersatzprogramm. Probleme der ladinischen Volksgruppe werden neben der Landschaft und Kultur dieses Raumes Beachtung finden. Die Fahrt entstand aus den Wünschen der Teilnehmer früherer und der letztjährigen Fahrt und wird sicher wieder viel Interesse finden. Wiederholungen der Fahrt 1974 sind vermieden. Gute Schuhe und Wetterschutz sind erforderlich. Selbstverständlich ist ein gültiger Paß oder Personalausweis.

## 13

### Gmünder Land und Rehgebirge

**Führung:** Professor Dr. Helmut Dölker

**Mittwoch, 7. Mai 1975,** Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz. Stuttgart – Kloster Lorch – Schwäbisch Gmünd – Rechberg – Donzdorf – Süßen – Göppingen – Stuttgart. Teilnehmergebühr: DM 15,-

Staufisches Kloster, Römischer Grenzwall (Limes), Reichsstadt Gmünd, Voralbland um Hohenstaufen und Rechberg – mit diesen Angaben zur Fahrtstrecke ist für den Kundigen der Inhalt der Fahrt genügend umrissen. In Schwäbisch Gmünd ist nach eigener Wahl eine Kaffeepause vorgesehen oder ein Gang zu den Sehenswürdigkeiten der alten Stadt.



## **Zum 20. Mal unterwegs an Himmelfahrt! – Moore und Porphyrfelsen im nördlichen Schwarzwald**

**Führung:** Herr Ministerialrat Dr. Oswald Rathfelder, Stuttgart

**Himmelfahrt, Donnerstag, 8. Mai 1975**, Abfahrt 7.15 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Hirsau – Oberreichenbach – Wanderung durch das Naturschutzgebiet Bruckmüß (½ Stunde) – Wildbad – Kaltenbronn – Wanderung im Naturschutzgebiet Hohlohsee (ca. 1 Stunde) – Hohloh 988 m – Großes Enztal – Besenfeld – Ruhestein – Bosenstein (823 m) – Wanderung über den Karlsruher Grat, Wasserfälle des Gottschlägbaches, Edelfrauengrab, Ottenhöfen 380 m – Schliffkopf – Kniebis – Freudenstadt – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 28,–

Die große Buntsandsteindecke des nördlichen Schwarzwaldes birgt in sich abgegrenzte Hochmoore. Diese Moore besitzen oftmals neben dem typischen Kalksee und der vielfältigen Flora ihrer Verlandungszone und der offenen Torfmoordecke auch einen urwaldartigen Moorwald. Zwei besonders typische Moore (Bruckmüß und Hohloh) werden in kleinen Wanderungen vorgestellt. Völlig anders, jedoch nicht weniger eindrucksvoll ist eine Begehung des Eichhaldenfirst (Karlsruher Grat): Eine Durchwanderung der Quarzporphyryklippen mit ihren Steilabstürzen gehört zu den eindrucksvollsten subalpinen Erlebnissen im Nordschwarzwald. Diese Wanderung wird etwa 2 Stunden beanspruchen. Ihre Umgehung ist aber möglich. Bergsteigerische Kenntnisse sind nicht erforderlich, aber gute Schuhe und Wetterschutz. Einige Schwindelfreiheit sollte aber da sein. Sonst ist Weiterfahrt im Bus bis zum Treffpunkt am Ende der Wanderung möglich.

## 15

### **Kirchen um Stuttgart und im Gäu (Exkursion in drei Teilen)**

**Führung:** Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff, Stuttgart

**Samstag, 10. Mai 1975**, Abfahrt 8.30 Uhr vom Karlsplatz;

**Samstag, 24. Mai 1975**, Abfahrt 8.30 Uhr vom Karlsplatz;

**Samstag, 7. Juni 1975**, Abfahrt 8.30 Uhr vom Karlsplatz.

1. Stuttgart – Nellingen – Plieningen – Denkendorf – Neckartailfingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 16,–

2. Stuttgart – Kleinbottwar – Oberstenfeld – Steinheim – Lichtenberg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 17,–

3. Stuttgart – Hildrizhausen – Kuppigen – Bondorfer Kapelle – Nagold – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 20,–

In drei Teilen wird uns Herr Professor Dr. Decker-Hauff zu Kirchen und landesgeschichtlich und kunsthistorisch interessanten Orten unserer engeren Heimat führen. Alle drei Fahrten können zusammen oder auch nur einzeln gebucht werden, wenn Plätze frei sind. Geschichte, Kunst und Kultur unserer Heimat sind das Thema der drei Tage.

Bitte beachten Sie: Bei diesen Exkursionen sind kurzfristig Terminverschiebungen möglich. Haben Sie bitte auch dafür Verständnis, wenn wir zuerst die Teilnehmer vormerken, die die gesamte Reihe buchen wollen.

## **Wozu Architektur? – Neue Bauten in Stuttgart**

**Führung:** Dipl.-Ing. Hans Wolfram Theil, Stuttgart  
**Mittwoch, 14. Mai 1975**, Abfahrt 14.00 Uhr, Karlsplatz.  
Teilnehmergebühr: DM 8,–

Eine weitere Nachmittagsfahrt in der Reihe «Wozu Architektur» bringt uns nach Zuffenhausen und Bad Cannstatt. Das interessante Hügelterrassenhaus und die Flachbausiedlung an der Tappachstraße werden kritisch betrachtet. Nicht nur für sportlich, sondern auch am Wirtschaftlichen Interessierte sind die neuen Tribünenbauten im Neckarstadion, einer international bekannten Wettkampfstätte für Fußball und Leichtathletik, unbedingt sehenswert. Als modernen Schulhausneubau zeigt Architekt Theil das soeben fertiggestellte Elly-Heuss-Knapp-Gymnasium, dessen Planungskonzept von modernsten heutigen und künftig möglichen Unterrichtsformen bestimmt wurde. Auch diese Nachmittagsfahrt beleuchtet kritisch die Aufgaben der modernen Architektur in zweckmäßigem und schönem, ansprechendem Bauen.

## 17

### **Über Pfingsten in Oberschwaben**

**Samstag, 17. Mai bis Montag, 19. Mai 1975**, Abfahrt 15.00 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Ochsenhausen – Fahrten in Oberschwaben – Stuttgart.

Gesamtteilnehmergebühr ab Stuttgart: DM 65,–

– Gesamtteilnehmergebühr ab Ochsenhausen: DM 50,–

Die Bauernkriegszeit wird das Thema dieser Tage sein. Wir hören über die historischen Voraussetzungen und Verhältnisse besonders in bezug auf Oberschwaben. Eine Exkursion am Pfingstmontag führt uns zu Orten und Plätzen, die in diesen Jahren eine Rolle spielten.

Unser Standort wird Ochsenhausen sein. Die gastfreundlichen Bürger freuen sich, uns auch in diesem Jahr wieder in ihrer Stadt aufzunehmen.

Pfingstsamstag, 17. Mai 1975, 20.00 Uhr im Bibliotheks-saal: Musik und Literatur des Bauernkriegs.

Pfingstsonntag, 18. Mai 1975, 10.45 Uhr im Bibliotheks-saal: Staatsarchivdirektor Dr. Hans-Martin Maurer, (Stuttgart): Der Bauernkrieg. – 15.00 Uhr: Studienfahrt und Ausstellungsbesuch.

Pfingstmontag, 19. Mai 1975, 8.30 Uhr: Studienfahrt: Auf den Spuren des Bauernkriegs in Oberschwaben und Rückfahrt nach Stuttgart.

Bitte melden Sie sich zu dieser Fahrt schon jetzt an. Sie erhalten das Programm rechtzeitig zugeschickt. Ihre Übernachtungswünsche geben Sie bitte bei der Anmeldung bekannt. Es sind keine gemeinsamen Mahlzeiten vorgesehen.

## 18

### **Lauchert-Tal und Bittelschießer Täle**

**Führung:** Herr Willi Baur, Hechingen

**Sonntag, 25. Mai 1975**, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Reutlingen – Gammertingen – Ver-ingendorf – Jungnau – Bingen – Inneringen – Gammertingen – Reutlingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 24,–



Zu den Merkwürdigkeiten der Lauchert-Tal-Landschaft gehört ein vom Flößchen verlassenes Tal westlich von Veringendorf und Jungnau. Weiter abwärts spielen eiszeitliche Einflüsse in der Talgeschichte eine wichtige Rolle. Auf zwei Fußwanderungen am Vormittag werden Eindrücke davon vermittelt. Nach der Mittagsrast in Bingen und dem Besuch der Zeitblom-Bilder führt die Fahrt über die neue Albhochstraße nach Inneringen mit seinem Wasserturm, von diesem aus eröffnet sich eine großartige Rundschau über die Alb und Oberschwaben. Die vorgesehenen Wanderungen sind angenehm, trotzdem sind gute Schuhe zu empfehlen.

## 19

### Die Rhön und Fulda

**Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf**

**Donnerstag, 29. Mai bis Sonntag, 1. Juni 1975**, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Fulda – Hünfeld – Rasdorf – Heselstein – Morles – Habel – Tann – Theobaldshof – Dippach – Hilders – Seiferts – Batten – Dietges – Rupsroth – Milseburg – Steinwand – Fulda – Motten – Brückenau – Wildflecken – Langenleiten – Sandberg – Kreuzberg – Bischofsheim – Gersfeld – Wasserkuppe – Abtsroda – Poppenhausen – Fulda – Wüstensachsen – Hochrhönstraße – Fladungen – Ostheim – Lichtenberg – Oberelsbach – Brückenau – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 110,-

Nächst dem Schwarzwald ist die Rhön das alpinste deutsche Mittelgebirge. Im Westen überstrahlt die Kultur Fuldas alles andere. Doch im Mittelgebirge selbst – auch wenn heute wesentliche Teile der DDR zuzählen – finden sich oft unerwartete Meisterleistungen deutscher Kunst und Kultur aus allen Zeiten. Die Fahrt will ausgehen von Fulda und dann in zwei großen Tagesetappen in die nördliche und südliche Rhön eindringen, wobei wir uns immer entlang der Zonengrenze bewegen. Auf der Rückfahrt besuchen wir noch das Rhönmuseum in Fladungen. Gute Schuhe und Regenschutz sind erforderlich. Standort während dieser Tage ist Fulda.

## 20

### Unser Naturschutzgebiet Pfrunger Ried

**Führung: Herr Lothar Zier**, Forstamtmann (Königseggwald)

**Samstag, 7. Juni 1975**, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Pfrungen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 31,-

Der Schwäbische Heimatbund besitzt im Pfrunger Ried in Oberschwaben ein Naturschutzgebiet besonderer Prägung. Die floristischen, geologischen und ornithologischen Besonderheiten, von einem Hobby-Forscherteam hervorragend erforscht, werden uns bei dieser Exkursion von den drei Inhabern der Kosmos-Medaille «Forscher aus Leidenschaft» fachmännisch erklärt und uns verständlich vermittelt. Diese Fahrt wird sicher ein besonderes Erlebnis. Herr Zier ist vielen Mitgliedern durch seinen Vortrag in diesem Winter und durch seine Bücher bekannt. Gute Schuhe und Regenschutz sind erforderlich.

## 21

### Auf den Spuren eines schwäbischen Baumeisters

**Führung: Frau Elisabeth Zipperlen**, Stadtarchivarin von Bönningheim

**Sonntag, 8. Juni 1974**, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Oppenweiler – Mundelsheim – Kürnbach – Neckarbischofsheim – Handschuhsheim – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 28,-

Der Renaissancebaumeister Jacob Müller schuf viele bedeutende Portale und Denkmäler. Seinen Arbeiten spüren wir nach und ihre eindrucksvolle Schönheit wird uns überraschen: Die Grabmäler der Herren von Sturmfeder, das schönste Grabmal der Renaissance in unserem Raum, das des Bernhard von Stettenfels, die Grabmäler des Amtmanns Wolff und seiner Frauen und in Neckarbischofsheim die Kirchenportale, Kanzel und in der Totenkirche die Grabmäler der Herren von Helmstadt und ihrer Frauen und zum Abschluß dieser Fahrt bewundern wir noch in St. Vitus in Handschuhsheim die Doppelgräber der letzten Herren von Handschuhsheim.

Eine weitere Fahrt dieser Reihe finden Sie im September 1975 vermerkt (Fahrt Nr. 42).

## 22

### Landeskundliche Studienfahrt nach Oberösterreich

**Führung: Professor Dr. Hansmartin Decker-Hauff**, Stuttgart

**Samstag, 14. Juni bis Dienstag, 17. Juni 1975**, Abfahrt 7.15 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – München – Salzburg – Gmunden am Traunsee – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 135,-

In diesen vier Tagen werden wir mit Herrn Professor Dr. Decker-Hauff wieder einmal Landschaft, Geschichte, Kunst und Kultur in vielseitiger und lebendigster Art erleben können. Alles, was am Wege und rund um den Traunsee liegt, werden wir sehen und vieles besuchen. Kurz genannt seien nur Kremsmünster, Schlierbach, St. Florian, Laureacum, St. Wolfgang, Hallstatt, Reichersberg, Lambach, Fuschl, St. Gilgen, Mondsee usw.

Gute Schuhe und Regenschutz sind ebenso erforderlich wie ein gültiger Paß oder Personalausweis. Unser Standort während dieser Exkursion ist Gmunden.

## 23

### Fahrt durch den Schwäbischen Vulkan

**Führung: Dr. Otto Mäussnest**, Stuttgart

**Samstag, 14. Juni bis Sonntag, 15. Juni 1975**, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Scharnhäuser Vulkan – Metzingen – Jusi – Dettingen/Erms – Urach – Längental – Böttinger Marmorbruch – Feldstetten – Donnstetten – Böhningen (Römersteingebiet) – Strohwieser – Grabenstetten – Torfgrube – Randecker Maar – Aichelberg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 44,-

Mit großer Freude denken die Teilnehmer unserer Ferienwoche 1974 an die Exkursion mit Dr. Mäussnest. In diesem Jahr werden wir nun in der engeren Heimat unsere Studien treiben. Die mittlere Alb unseres Schwabenlandes und ihr Vorland sind von vielen Vulkanen durchbohrt; das bekannteste Vorkommen ist das Randecker Maar. Je nach der heutigen Lage der Vorkommen auf der Albhochfläche, am Trauf oder im Vorland zeigen sie verschiedene Morphologie: Maare, Hangnischen und Erhebungen. Die typischsten Formen werden auf dieser Exkursion besucht und wissenschaftlich erklärt: Der Scharnhäuser Vulkan, der Metzinger Weinberg, Jusi, Calver Bühl, Längental und Glemser



Rossberg, Sauerbrunnen, Böttinger Marmor, Hirnkopf und Randecker Maar seien hier genannt.  
Gute Schuhe und Regenschutz sind erforderlich.

## 24

### Nürtinger Albvorland

**Führung: Herr Eberhard Benz, Nürtingen**

**Mittwoch, 18. Juni 1975**, Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz. Stuttgart – Nürtingen – Beuren – Neuffen – Florian bei Metzingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 14,–

Wir besuchen unter fachkundiger Führung das Landschaftsschutz- und Naherholungsgebiet Nürtingens, das Tiefenbachtal. Weiter geht es zum Thermalbad Beuren und seiner Dorfkirche, in der noch ein Palmesel zu sehen ist, in Neuffen besuchen wir die Martinskirche und die reizvolle alte Stadt und fahren weiter zum Florian bei Metzingen, einem alten Vulkanberg mit herrlichem Albblick.

## 25

### Jahreshauptversammlung 1975 in Schwäbisch Hall

**Samstag, 21. Juni 1975 bis Sonntag, 22. Juni 1975**

Die gemeinsame Jahreshauptversammlung der drei Verbände ist für das Leben des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, der Gesellschaft für Naturkunde und unseren Schwäbischen Heimatbund zur festen Tradition geworden. Wir haben für 1975 bewußt den fränkischen Raum unserer Heimat ausgewählt. Seine Geschichte und sein Leben werden in Vorträgen und Führungen den Teilnehmern nahe gebracht und werden sicher das große Interesse aller Mitglieder finden.

In diesem Jahr sind die satzungsmäßigen Neuwahlen abzuhalten. Schon aus diesem besonderen Grunde erwarten wir eine große Beteiligung unserer Mitglieder, die auf diese Weise ihr Interesse an unserer Arbeit und unseren Aufgaben zeigen und mit Anregungen und Vorschlägen aktiv das Vereinsleben bereichern können.

Die Teilnahme an den Veranstaltungen ist frei. Der Unkostenbeitrag für die Führungen am Sonntagnachmittag ist gering.

Das Fremdenverkehrsamt Schwäbisch Hall vermittelt angenehme Zimmer. Auf Anforderung versenden wir gerne die Zimmerbestellkarten.

Bitte melden Sie sich auch für die Jahreshauptversammlung schon jetzt an, damit wir für die Bestellung der Räumlichkeiten einen ungefähren Überblick erhalten. Eine Busfahrt nach Schwäbisch Hall ist für Samstag und die Rückfahrt für Sonntag eingeplant.

Lassen Sie uns bitte wissen, welche Exkursionen und Führungen Ihr Interesse finden.

Abfahrt: **Samstag, 21. Juni 1975**, 13.30 Uhr vom Karlsplatz.

Rückfahrt: **Sonntag, 22. Juni 1975**, 18.15 Uhr von Schwäbisch Hall, Platz wird in Heft 1975/2 bekanntgegeben.

Fahrpreise: Hin- und zurück: DM 20,–

Samstag, 21. Juni 1975:

15.30 Begrüßung der Teilnehmer durch den Vorsitzen-

den des Schwäbischen Heimatbundes, Herrn Regierungspräsident a. D. Willi Birn.

Vortrag: Herr Professor Dr. Gerd Wunder, Schwäbisch Hall, «Die Reichsstadt Schwäbisch Hall».

17.00 Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes.

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden
2. Kassenbericht des Schatzmeisters, Herrn Dr. Bütterlin
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers Herrn Dipl.-Volkswirt A. Müsle
4. Entlastung
5. Wahl des Vorstandes
6. Mitgliedsbeitrag 1976
7. Verschiedenes.

Anschließend Abendessen nach freier Wahl und Treffen der Mitglieder zu einem gemütlichen Beisammensein. Ort wird noch bekanntgegeben.

Sonntag, 22. Juni 1975:

10.45 Begrüßung der Teilnehmer durch den Vorsitzenden des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, Herrn Oberstaatsarchivdirektor Dr. Gönner. Vortrag Professor Dr. Walter Carlé, Vorsitzender der Gesellschaft für Naturkunde: «Grundlagen und Geschichte der Salzgewinnung in Schwäbisch Hall».

Anschließend Mittagessen nach freier Wahl.

Nachmittags:

14.15 Führungen und Exkursionen:

1. Mit Herrn Prof. Dr. Gerd Wunder durch Schwäbisch Hall.
2. Mit Herrn Dr. Eberhard Hause, Heilbronn, auf die Comburg.
3. Mit Herrn Dr. Karl Schumm zu Burgen und Plätzen rund um Schwäbisch Hall.
4. Landschaft und Naturschutzgebiet um Schwäbisch Hall. Führung wird noch bekanntgegeben.

Mit diesen Führungen und Exkursionen endet die Jahreshauptversammlung 1975. Rückfahrt nach Stuttgart: 18.15 Uhr.

Dies ist eine Vorschau auf die Jahreshauptversammlung. Orte der Vorträge und Treffpunkte erfahren Sie in Heft 1975/2 unserer «Schwäbischen Heimat». Alle angemeldeten Teilnehmer erhalten das vollständige Programm zugesandt.

## 26

### Um den östlichen Schurwald

**Führung: Professor Dr. Helmut Dölker**

**Mittwoch, 25. Juni 1975**, Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz. Stuttgart – Esslingen – Hohengehren – Schlichten – Baiereck – Uhingen – Faurndau – Rechberghausen – Birenbach – Börtlingen – Kloster Adelberg – Schorndorf – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 14,–



Die Fahrt zeigt die weniger bekannten Teile des östlichen Schurwaldes und seines Vorlandes. Sie erreicht mit Adelberg den Ostrand des Schurwaldes, mit Birenbach beinahe den Fuß des Hohenstaufens. Daneben fährt sie um Hohengehren und Schlichten auf der Höhe des Keuperwaldlandes, im Nassachtal in einem der schönsten Keupertäler gegen die Fils hin. Geschichtliches, Kultur- und Kunstgeschichtliches (in den Kirchen von Hohengehren und Birenbach und in der Ulrichskapelle des ehemaligen Klosters Adelberg), Wirtschaftliches und Volkskundliches werden zur Sprache kommen. Eine etwa halbstündige Wanderung ist möglich.

## 27

### **Landshut – die altbayerische Residenzstadt – Die Landshuter Fürstenhochzeit von 1475**

**Führung: Dr. Hans Bleibrunner**, Bezirksheimatpfleger des Bezirks Niederbayern, Landshut

**Samstag, 28. Juni 1975 bis Sonntag, 29. Juni 1975**, Abfahrt 7.30 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Landshut – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 47,- ohne Eintrittsgelder.

In überaus liebenswürdiger Weise hat uns der Bezirksheimatpfleger von Niederbayern, Dr. Hans Bleibrunner, eine Führung durch das historische Landshut zugesagt und er wird uns auch über die reiche Geschichte dieser alten Stadt berichten. Für den Samstag haben wir die Stadtführung vorgesehen und der Sonntag soll dem festlichen Ereignis der «Fürstenhochzeit» gehören. Alle drei Jahre feiert die ganze Stadt das denkwürdige Fest der Vermählung Herzog Georgs mit der polnischen Königstochter Hedwig. Ein glanzvolles Fest und bis heute das größte historische Fest in Deutschland.

## 28

### **Sommerliche Studienwoche im Tauberkreis**

Wissenschaftliche Leitung: Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart

Standort: Wertheim am Main, Regierungsbezirk Stuttgart.

**Samstag, 5. Juli 1975 bis Samstag, 12. Juli 1975.**

Immer beliebter wird diese Sommerwoche bei unseren Mitgliedern im ganzen Lande. Jedes Jahr besuchen wir ein neues Gebiet und studieren Landschaft, Kunst und Kultur dieses Raumes. Das Main- und Taubergebiet ist in dieser Hinsicht ganz besonders anziehend und besuchenswert. In vielen Vorträgen und Exkursionen werden wir diese Landschaft und ihre Menschen erforschen, kennen und lieben lernen.

Bitte melden Sie sich der Hotelreservierungen wegen auch für diese Studienwoche schon jetzt an. Soweit keine Veranstaltungen vorgesehen sind, stehen die Abende zur freien Verfügung der Teilnehmer. Genaue Einzelheiten erfahren die Teilnehmer rechtzeitig vorher.

Die Fahrtkosten Stuttgart – Wertheim

und zurück betragen:

DM 38,-

Die Kosten aller Studienfahrten insgesamt

betragen:

DM 80,-

Die Teilnehmergebühr beträgt:

DM 35,-

Bei einer Gesamtbuchung

beträgt die Gebühr:

DM 153,-

Die Hotel- und Essenskosten bezahlen Sie an Ihr Hotel selbst.

Abfahrt nach Wertheim, Samstag, 5. Juli 1975, 13.30 Uhr vom Karlsplatz.

Rückfahrt ab Wertheim, Samstag, 12. Juli 1975, 9.00 Uhr.

Programm-Vorschau (Änderungen und Umstellungen sind möglich; die Teilnehmer erhalten ein Programm mit genauen Einzelheiten):

Samstag, 5. Juli 1975, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz 17.30 Uhr Spaziergang in Wertheim, anschließend Abendessen in den Hotels.

Sonntag, 6. Juli 1975, etwa 10.00 Uhr rund um Wertheim mit Bus und zu Schiff auf dem Main.

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf.

20.00 Uhr: Soirée in Wertheim.

Montag, 7. Juli 1975, 8.30 Uhr Vortrag Dr. C. H. Gräter (Lauda): Mörike in Franken. Anschließend Exkursion zu Mörike-Orten im fränkischen Raum. Führung: Dr. C. H. Gräter.

Dienstag, 8. Juli 1975, 8.30 Uhr Vortrag Dr. Dieter Planck, Stuttgart: Spuren der Römer im Main-Tauber-Gebiet. Anschließend Exkursion zum Odenwaldlimes mit seinen zahlreichen konservierten Anlagen, z. B. Osterburken, Limes-Walldürn usw.

Mittwoch, 9. Juli 1975, 8.30 Uhr Vortrag Professor Dr. W. Carlé, Stuttgart: Geologie des mainfränkischen Raumes. Anschließend Exkursion in dieses Gebiet.

Donnerstag, 10. Juli 1975, Fahrt nach Würzburg. Einführung und Exkursion mit dem Heimatpfleger von Unterfranken, Dr. R. Worschech, Würzburg.

Freitag, 11. Juli 1975, 8.30 Uhr, Probleme des Natur- und Umweltschutzes im Tauberkreis. Vortrag und Exkursion. Samstag, 12. Juli 1975, 9.00 Uhr Abfahrt nach Stuttgart.

Ende der Studienwoche 1975.

## 29

### **Zwei Tage in Lothringen**

**Führung: Dr. Volker Himmelein**

**Samstag, 9. August bis Sonntag, 10. August 1975**, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Saarbrücken – Metz (Dom- und Stadtbesichtigung) – Verdun (Stadt und Festung) – Toul (Kathedrale) – Nancy. Nächster Tag: Nancy (Stadtbesichtigung und Musée Lorrain) – Luneville (Schloß und Park) – Vogesen – bei gutem Wetter zum Donon – Zabern – Karlsruhe – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 79,-

Diese Fahrt gilt einmal einer besonders liebenswerten und geschichtlich interessanten Landschaft und findet unter der fachkundigen Führung von Herrn Dr. Himmelein sicher wieder das größte Interesse der Teilnehmer. Die verschiedensten Assoziationen stellen sich ein bei dem Stichwort Lothringen: Man denkt an das karolingische Mittelreich, an die Bistümer Toul, Metz und Verdun, an die glänzende Residenz des Königs Stanislaus in Nancy und an die kriegerischen Ereignisse der letzten 100 Jahre. Gute Schuhe und Regenschutz sind neben einem gültigen Paß oder Personalausweis erforderlich. Der Standort wird Nancy sein.



**Rhein – Mosel – Trier – Eifel – Hunsrück****Führung: Professor Helmut Wach, Stuttgart**

**Sonntag, 17. August bis Samstag, 23. August 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Mainz – Bad Münster am Stein – Soonwald – Mittelrhein von Bingen bis Koblenz – Hunsrückhöhenstraße – Moseltalbrücke – Untere Mosel bis Karden – Maifeld – Laacher See – Moseltal bis Trier – Mittlerer Hunsrück – Vordereifel – Bitburger Gutland – Vulkaneifel – Hohe Eifel – Luxemburg – Ruwertal – Ringwall Otzenhausen – Rückfahrt über Speyer – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 185,–

Das Studienziel dieser Fahrt ist nicht die Spezialisierung auf ein Teilgebiet, sondern die räumliche, geschichtliche und kulturelle Zusammenschau dieser mannigfaltigen Region. Der Gegensatz zwischen den Hochflächen und den Tälern soll deutlich werden. Die Auswirkungen der Grenzlandsituation werden erörtert. Die Überlagerungen und Folgen einer fünfhundertjährigen Romanisierung werden analysiert. Von den vielen Höhepunkten dieser Fahrt seien genannt: Der Mittelrhein, das Moseltal, die Eifelmaare, eine Wanderung zur Burg Eltz, die Abtei Maria Laach, Himmerod, der Besuch einer Glockengießerei, der Deutsch-Luxemburgische Naturpark und vor allem die Stadt Trier: Von den Römerbauten und den mittelalterlichen Kunstschatzen bis zum Geburtshaus von Karl Marx, von dem Höhenblick auf die Stadt bis zu einer Weinprobe in einem Keller des unterirdischen Trier. Wetterbedingte Umdispositionen sind möglich. Gute Schuhe und ein gültiger Paß oder Personalausweis sind erforderlich. Standorte dieser Fahrt sind Treis-Karden und Trier.

## 31

**Zwischen Schwarzwaldrand und oberem Neckar****Führung: Herr Willy Baur, Hechingen**

**Sonntag, 17. August 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Hechingen – Hohen Diessen – ehemalige Stadt Rockesberg – Heimbachtal – Herrenzimmern – Dornhan – Glattal – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 25,–

Von dem anziehenden Diessener Tal mit seiner stattlichen Ruine führt die Fahrt zu dem Rätsel einer offenbar mißglückten Stadtgründung über dem Glatt-Tal und dann im Heimbach-Tal aufwärts, das anfänglich tiefeingeschnitten in flacher Kerbe zwischen dem Schwarzwaldrand und oberem Neckar verläuft. Besucht wird der bedeutende römische Kastellplatz Waldmössingen und nach der Mittagsrast die Ruine von Herrenzimmern. Die Rückfahrt erfolgt über das Städtchen Dornhan und das untere Glatt-Tal.

## 32

**Isny – Wangen und das Untere Argental****Führung: Dr. Siegwalt Schiek und Herr Wilfried Setzler, Institut für Geschichtliche Landeskunde, Tübingen**

**Samstag, 23. August 1975 bis Sonntag, 24. August 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Reutlingen – Ehingen – Biberach – Leutkirch – Isny – Wangen – Ravensburg – Reutlingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 61,–

Abgesehen von den ganz besonderen landschaftlichen Reizen

bietet das nördliche Allgäu und das untere Argental einen großen Reichtum an historischen, vorgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Sehenswürdigkeiten, die oft nur wenig bekannt sind. Diese zu entdecken ist der Sinn dieser zwei Tage: so z. B. bei Isny das einzige spätrömische Kastell auf württembergischem Boden, den Hof Bettmauer, den Eistobel, bei Wangen die Turmhügelburg von Ofllings und den alten Friedhof, am Unterlauf der Argen die Ruine Alt-Summerau, die Wasserburg Gießen, die Wallanlagen Drackenstein und Lehnensburg. Auf der Hin- und Rückfahrt wird Wissenswertes aus der Geschichte unseres Landes berichtet und angesehen.

Unser Standort ist Isny. Gute Schuhe sind erforderlich.

## 33

**Rund um die Jagst und Maulach****Führung: Dr. Karl Schumm, Neuenstein**

**Sonntag, 24. August 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Maulach – Weilerholz – Lobenhausen – Kirchberg – Mistlau – Anhäuser Mauer – Schainbach – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 27,–

Die beliebten Exkursionen mit Herrn Dr. Schumm im Osten von Württemberg werden mit dieser Führung fortgesetzt. Wieder sehen wir Landschaft, Kunst und Kultur unserer Heimat fachkundig geboten. Wir besuchen die Seenplatte im Gipskeuper, die Grabhügelgruppe in Weilerholz, in Lobenhausen eine staufische Burgkapelle, Mittagessen wird in Kirchberg sein. In Mistlau besuchen wir die Dorfkapelle und die Reste eines Klosters (Anhäuser Mauer) und zum Schluß in Schainbach den Altar und die Dorfkirche.

## 34

**Museen in der alten Stadt Balingen****Führung: Professor Dr. Helmut Dölker**

**Mittwoch, 27. August 1975,** Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz. Stuttgart – Reutlingen – Gomaringen – Hechingen – Balingen – Tübingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 18,–

An erster Stelle ist der Besuch des Balingen Waagen-Museums vorgesehen. Mit seinen vielfältigen Ausstellungsstücken führt uns das Museum in ganz großartiger Weise die kulturgeschichtlichen, wirtschaftlichen Verhältnisse der Balingen und Ebinger Alb von den früheren Zeiten bis in die Gegenwart hinein. Es ist für den Techniker ebenso interessant wie für den Historiker und für alle Teilnehmer höchst aufschlußreich. Dazu besitzt Balingen ein ganz ausgezeichnetes Heimatmuseum, dessen Besuch sehr reizvoll ist.

Hin- und Rückfahrt sind absichtlich auf zwei verschiedenen Strecken und geben die Möglichkeit zu mancherlei Beobachtungen vom Wagen aus.

## 35

**Denkmale der Vor- und Kunstgeschichte auf der Alb****Führung: Landeskonservator Dr. Adolf Rieth, Tübingen**

**Sonntag, 31. August 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr vom Karlsplatz, pünktlich. Stuttgart – Reutlingen – Unterhausen – Ohnastetten – Würtingen – Odenwaldstetten – Gammerdingen – Burladingen – Hechingen – Belsen – Nehren – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 26,–



Geologie, Vorgeschichte und Kunstgeschichte des besuchten Raumes auf der Schwäbischen Alb finden ausführliche Beachtung auf dieser Fahrt. Die Erbauungsgeschichte des Schloßchens Lichtenstein wird ausführlich erklärt. Eine neu entdeckte Viereckschanze wird in Belsen aufgesucht. Gefallen- und Friedhofdenkmäler gilt unsere kritische Betrachtung und gerade Herr Dr. Rieth ist für diesen Raum als der früher dort tätige Konservator fachkundigster Führer. Vorgesehen sind ein kurzes einleitendes Referat und Vorführung von Lichtbildern im Heimatmuseum in Reutlingen. Ein Sonntag, der ein reiches Erleben verspricht.

### 36

#### **Wozu Architektur? – Münchner Bauten kritisch betrachtet**

**Führung:** Dipl.-Ing. Hans Wolfram Theil, BDA, Stuttgart

**Samstag, 6. September 1975 bis Sonntag, 7. September 1975,** Abfahrt, 7.30 Uhr vom Karlsplatz, pünktlich.

Stuttgart – München – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 47,–

Von den bemerkenswerten Münchner Großbauvorhaben, die während der Amtszeit von Oberbürgermeister Dr. Vogel in Angriff genommen wurden und nun bereits ihre «Bewährung» erfahren haben, sieht unser vorläufiges Programm einige Objekte für eine kritische Besichtigung vor. Die für 80 000 Einwohner geplante Trabantenstadt Perlach ist zum großen Teil seit einigen Jahren bewohnt und erhält zur Zeit ihr Hauptzentrum. Das 1972 errichtete «Olympische Dorf» ist mittlerweile eine sehr interessante Wohnanlage urbanen Charakters geworden. Um einen echten Problembau handelt es sich bei dem viel diskutierten Wohn-, Geschäfts- und Freizeitzentrum «Schwabylon» im nördlichen Schwabing, das wir ebenfalls einer nüchternen Beurteilung unterziehen wollen. Am Samstagabend wird Gelegenheit gegeben sein, etwa ein Theater zu besuchen oder in einem Spezialitätenlokal «münchenerisch» zu essen, tagsüber wird ein Stadtbummel über die großzügigen Fußgängerbereiche locken oder gar zum Einkauf verführen. Der Besuch einer der vielen Kunstsammlungen ist ebenfalls möglich. Ein Wochenende mit dem reichen Angebot der «Weltstadt mit Herz» wird gewiß wieder großen Anklang finden.

### 37

#### **Die mittlere Alb – Eine höhlen- und karstkundliche Fahrt**

**Führung:** Herr Hans Binder, Nürtingen

**Sonntag, 7. September 1975** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz.

Stuttgart – Metzingen – Reutlingen – Honau – Urach – Seeburg – Hengen – Zainingen – Heuberghöfe – Westerheim – Schertelshöhle – Westerheim – Laichingen – Merklingen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 24,–

Die Fahrt geht zunächst ins Echaztal, wo die in der Honauer Kalktuffbarre liegende Olgahöhle besucht wird. Danach folgt die Besichtigung der Kalktufflandschaft zwischen Urach und Seeburg. Die Burkhardtshöhle und das Steinerne Haus erbrachten urgeschichtliche Funde. Die Laichinger Tiefenhöhle ist die einzige ausgebaute Schachthöhle in der Bundesrepublik. Im Rasthaus über der Höhle befindet sich ein sehenswertes höhlenkundliches Museum. Die am Wege liegenden Objekte der Albwasserversorgung werden in die Führung miteinbezogen.

Wanderkleidung und feste Schuhe sind erforderlich, Taschenlampen nicht unbedingt. Rucksackvesper kann an einem Rasthaus verzehrt werden.

### 38

#### **Vor- und Frühgeschichte in Baden: Ladenburg**

**Führung:** Dr. Dieter Planck und Dr. B. Heukemes, Ladenburg

**Sonntag, 14. September 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Ladenburg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 30,–

Das Interesse unserer Teilnehmer und gerade hierbei auch der jüngeren an der Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat wächst so sehr, daß wir diese Führungsreihe gerne fortsetzen. Dieses Mal ist der römische vicus Lopodunum – Ladenburg das Ziel ausführlichster Betrachtung und Erklärung. In Ladenburg selbst wird uns Herr Dr. Heukemes freundlicherweise als ganz besonderer Ladenburg-Kenner zur Verfügung stehen. Latène- und römerzeitliche Siedlungs- und Grabfunde werden schon seit langem geborgen. Den neuesten Stand der Forschung und Ausgrabungen vermittelt uns dieser Tag.

### 39

#### **Rund um Wildberg**

**Führung:** Dr. Wolfgang Irtenkauf

**Mittwoch, 17. September 1975,** Abfahrt 13.00 Uhr pünktlich vom Karlsplatz.

Stuttgart – Herrenberg – Oberjettingen – Emmingen – Wildberg – Effringen – Wildberg – Gültlingen – Deckenpfronn – Gärtringen – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 15,–

Diese Nachmittagsfahrt gilt dem Bergstädtchen Wildberg, dem alten Dominikanerinnenkloster Reuthin (Grablege der Hohenberger) und der schönen Dorfkirche in Effringen. Auch an eine ca. einstündige Wanderung ist gedacht: Sie wird bei gutem Wetter vom Kühlenberg, dem bekannten Aussichtspunkt aus erfolgen.

### 40

#### **Das Lautertal**

**Führung:** Dr. Rudolf Bütterlin, Urach

**Samstag, 20. September 1975,** Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz.

Stuttgart – Hundersingen – Gundelfingen – Ruine Derneck – Alt-Hayingen – Alt-Ehrenfels – Wimsener Höhle – Gossenzugen – Zwiefalten – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 28,–

Mit Kurzbesichtigungen und kleinen Wanderungen sollen die verschiedenen in Württemberg vertretenen Festungstypen erläutert werden. Hierfür eignet sich das Lautertal besonders gut, da hier entlang einer alten Handelsstraße sich stets die Interessen der bedeutendsten Territorialherren in Burgen und Besitzungen dokumentierten. Besichtigt werden dabei u. a. Baldeck, Hundersingen, Bichishausen, Derneck, Schülzburg, Althayingen, Ehrenfels, Wimsener Höhle, Gossenzugen und Zwiefalten.

### 41

#### **In und um Stuttgart herum: 900 Jahre Feuerbach**

**Führung:** Herr Hermann Ziegler, Stadtarchiv Stuttgart



**Samstag, 20. September 1975, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz.**

Teilnehmergebühr: DM 6,-

Die zweite Fahrt dieser so beliebten Reihe bringt uns in das 900jährige Feuerbach und seine nähere Umgebung: der alte Ortskern mit der evangelischen Stadtkirche, ehemals St. Mauritius, und das Rathaus werden aufgesucht. In den östlichen Teil der Stadt fahren wir zu den Industriewerken, die Feuerbach seit 100 Jahren das Gepräge gegeben haben. Auf dem Lemberg spüren wir einer vorgeschichtlichen Siedlung nach und besuchen die Burgruine Frauenberg, wo die Fundamente des Burgfrieds gut sichtbar sind. Alte Geschichte und neues Leben wird uns dieser Nachmittag vor Augen bringen.

## 42

### **Auf den Spuren eines schwäbischen Baumeisters**

**Führung: Frau Elisabeth Zipperlen, Stadtarchivarin von Bönningheim**

**Sonntag, 21. September 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz.**

Stuttgart – Horkheim – Heilbronn – Massenbach – Gemmingen – Bad Rappenau – Schloß Neuhaus – Menzingen – Schloß Schomburg – Eppingen – Bönningheim – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 24,-

Die erste Fahrt auf den Spuren des Renaissancebaumeisters Jacob Müller konnte gar nicht alles von der Schönheit und Vielfalt der Arbeiten dieses Künstlers zeigen. Darum besuchen wir nun weitere Werke: Grabmal des Herrn von Lemlin, des Geistlichen Herrn Rollwaag, des Herrn von Massenbach und das Renaissanceportal am Schloß in Gemmingen und Grabmal des Junkers Johann von Gemmingen. Im Schloß Neuhaus besuchen wir auch die Schloßkapelle und weiter dann zwei Schlösser in Menzingen und Schomburg und Reste der Burganlage von Streichenberg. Kostbarkeiten unserer eigenen Heimat zeigen uns diese zwei Fahrten auf Jacob Müllers Spuren.

## 43

### **Graubünden**

**Führung: Herr Peter Brenner, Weil der Stadt**

**Sonntag, 21. September bis Sonntag, 28. September 1974, Abfahrt 7.45 pünktlich vom Karlsplatz.**

Stuttgart – Lindau – Vaduz – Chur – Splügen – Misox – Anverstal – Domleschg – Hinterrheintal – Splügenpaß – Comer See – Luganer See – Chur – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 230,-

Diese neue Fahrt nach Graubünden setzt die letztjährige fort und vermeidet Wiederholungen. Natürlich können sich auch hier Mitglieder anmelden, die letztes Jahr nicht dabei waren. Wir werden wieder in guten Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung treten und die Probleme der italienischen Minderheit im Misox und der deutschen Minderheit (Walser) im romanischen Sprachraum kennenlernen. Landschaft, Kunst und Kultur finden intensive Beachtung. Für rüstige Wanderer sollen wieder Wanderungen durchgeführt werden, für die anderen Teilnehmer sind reizvolle Ersatzprogramme vorgesehen.

Für die ganzen Tage ist Splügen unser Standort. Gute Schuhe und Regenschutz sind erforderlich. Selbstverständlich ist auch ein gültiger Paß oder Personalausweis.

## 44

### **Der Gräbelesberg**

**Führung: Professor Dr. Wolfgang Kimmig, Institut für Vor- und Frühgeschichte, Tübingen**

**Samstag, 27. September 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Tübingen – Balingen – Gräbelesberg – Stuttgart.**

Teilnehmergebühr: DM 23,-

In die Vergangenheit unserer Heimat führt uns diese interessante Fahrt. Wir erfahren am Ausgrabungsort den neuesten Stand der Forschung, der Funde und der Geschichte. Die Höhen beiderseits des Eyachtales weisen vorgeschichtliche Befestigungsanlagen und Siedlungsniederschläge aus vorgeschichtlicher bzw. frühgeschichtlicher Zeit auf. Die Felsbastion des Gräbelesbergs war eine natürliche Festung und brauchte nur noch an einer Stelle mit Wall und Graben versehen zu werden.

Gute Schuhe und Regenschutz sind erforderlich.

## 45

### **Die Oberpfalz**

**Führung: Bezirksheimatpfleger Dr. Ernst Eichhorn, Nürnberg**

**Samstag, 4. Oktober bis Sonntag, 5. Oktober 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz.**

Stuttgart – Nürnberg – Amberg – Lauf/Pegnitz (Wenzelschloß) – Kloster Seligenporten – Kloster Kastl – Sulzbach (ehemalige Hauptstadt von Neu-Böhmen) – Amberg (Stadtbild, Martinskirche, Wallfahrt Maria Hilf) – Nabburg (Stadtbild) – Perschen (Bauernhausmuseum – Romanische Rundkapelle) – Leuchtenberg (Burg) – Amberg – Nächster Tag: Amberg – Kloster Michelfeld (Asamkirche) – Dientzenhoferkirchen – Speinshart – Waldsassen (Kirche und Bibliothekssaal) – Kappel (Wallfahrtskirche) – Neustadt am Kulm – Pegnitz – Nürnberg – Stuttgart.

Teilnehmergebühr: DM 75,-

In einem reichhaltigen und weitgefächerten Programm zeigt uns Herr Dr. Eichhorn die Oberpfalz. Neben der Besonderheit der Landschaft erfahren wir viel Wissenswertes über die Geschichte, Kunst und Kultur dieses Grenzraumes. Unser Standort ist in Amberg. Herr Dr. Eichhorn ist durch seine Exkursionen und Vorträge für den Schwäbischen Heimatbund inzwischen vielen Teilnehmern bekannt und seine Führungen erfreuen sich steter Beliebtheit.

## 46

### **Steppenheide-Gebiete im Remstal und im Welzheimer Wald**

**Führung: Dr. Hans Scheerer, Schorndorf**

**Sonntag, 5. Oktober 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Strümpfelbach – Beutelsbach – Schorndorf – Rudersberg – Waldenstein (Mittagsrast) – Klaffenbach – Lutzenberg – Königsbrunnhof – Stöckenhof – Rettersburg – Oppelsbohm – Vorderweißbuch – Schorndorf – Stuttgart. Fußwanderstrecke: ca. 5 km Strümpfelbach – Beutelsbach.**

Teilnehmergebühr: DM 20,-

In der Reihe botanisch-landschaftskundliche Führungen besuchen wir das Remstal und den Welzheimer Wald. Herbstblü-



hende Enziane wollen wir auffinden. Es ist besonders reizvoll, die floristisch so interessante Steppenheide auch einmal im beginnenden Herbst aufzusuchen. Der Reichtum an blühenden Pflanzen ist dann zwar nicht so groß wie im Sommer, dafür erfreuen aber die herbstblühenden Enzianarten sowie die beginnende Laubfärbung Augen und Herz des Naturfreundes. Außerdem wird sich uns in den Bergen das Problem der geplanten Neckar-Alb-Autobahn aufdrängen.

## 47

### In und um Stuttgart herum: Hohenheim

**Führung: Herr Hermann Ziegler, Stadtarchiv Stuttgart**  
**Samstag, 11. Oktober 1975, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz oder Treffpunkt am Haupteingang des Hauptbaues des Schlosses Hohenheim.**

Teilnehmergebühr: DM 9,-

Die wechselvollen Schicksale der Burg und des Schlosses Hohenheim, die Geschichte und lebendige Gegenwart Hohenheims, sind das Thema der dritten Fahrt dieser Führungsreihe 1975. Zwei bedeutenden Frauen spüren wir nach, durch deren Wirken das Schloß erhalten blieb. Einige Räume des Schlosses werden wir besichtigen, das Treppenhaus, das Vestibül, das Balkonzimmer und das Senatszimmer. Der Exotische Garten, als »Englisches Dörfle« von Herzog Karl Eugen und Franziska, sehr eigenwillig erschaffen, von Goethe und Schiller kommentiert, hat uns nur drei Baureste von 100 Gebäuden und Denkmälern für unsere Zeit erhalten. Dann besuchen wir noch den kleinsten Friedhof Stuttgarts, auf dem namhafte Wegbereiter der heutigen Universität ruhen.

## 48

### Bauten der Stauferzeit zwischen Lahn und Rheingau

**Führung: Herr Manfred Akermann, Stadtarchivrat von Heidenheim/Brenz**

**Samstag, 11. Oktober bis Sonntag, 12. Oktober 1975, Abfahrt 7.45 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Marburg/Lahn – Wetzlar – Weilburg – Dietkirchen – Limburg/Lahn – Kloster Eberbach – Kiedrich – Stuttgart.**

Teilnehmergebühr: DM 70,-

Im Mittelpunkt der Exkursion stehen zwei großartige Kirchenbauten der späten Stauferzeit, der Dom zu Limburg und die Elisabethkirche in Marburg. Nirgendwo läßt sich besser der Übergang vom romanischen zum gotischen Stil veranschaulichen. Auch der Wetzlarer Dom ist in wesentlichen Teilen in jener Zeit des politischen und künstlerischen Umbruchs entstanden. Demgegenüber bildet das ehemalige Zisterzienserkloster Eber-

bach eines der besterhaltenen Beispiele für ein mittelalterliches Reformkloster im staufischen Reich. Eine Kostbarkeit ganz anderer Art ist Schloß Weilburg, die einstige Residenz der Grafen von Nassau, dessen umfangreiche Baulichkeiten von den Stilmerkmalen der Renaissance und des Barock geprägt werden.

### Unsere Fahrten ins Blaue:

## 49

**Samstag, 18. Oktober 1975, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz.**

## 50

**Mittwoch, 22. Oktober 1975, Abfahrt 13.30 Uhr vom Karlsplatz.**

Bitte melden Sie sich auch für diese Fahrten schon jetzt an. Im anschließenden gemütlichen Beisammensein sollen wieder Dias unserer schönen Fahrten gezeigt werden. Wir bitten Sie herzlich, uns auch in diesem Jahr wieder Bilder zur Verfügung zu stellen, als freudige Erinnerung an unsere Studienfahrten des Jahres 1975. Bitte übergeben Sie uns Ihre Bilder möglichst bis 10. Oktober 1975.

## 51

### Im Herbst durch die Randgebiete Österreichs

**Führung: Dr. Rudolf Bütterlin, Urach**

**Samstag, 25. Oktober bis Mittwoch, 29. Oktober 1975, Abfahrt 7.15 Uhr pünktlich vom Karlsplatz. Stuttgart – Salzburg – Enns – Spitz – Melk – Wien – Petronell – Neusiedler See – Burgenland – Radkersburg – Steirische Weinstraße – Leibnitz – Magdalensberg – Oberzeiring – Bad Aussee – Stuttgart.**

Teilnehmergebühr: DM 152,-

Diese herbstliche Rundfahrt durch Österreichs Randgebiete führt zu römischen Siedlungsstätten, die heute nahezu alle in den bekannten Weinorten des Landes liegen. Die Übernachtungen in Spitz, Neusiedel und Lertschach sind so gelegt, daß Weinkenner und Weinfreunde Gelegenheit zu abendlichen Kostproben haben werden. Eine wunderschöne Landschaft mit reicher geschichtlicher Vergangenheit.

Jahreszeitgemäße Bekleidung, gute Schuhe und gültiger Paß oder Personalausweis sind erforderlich.

### Böhmen und Prag. Eine herbstliche Fahrt.

Diese vorgesehene Fahrt muß aus terminlichen Gründen auf ein späteres Jahr verschoben werden. Wir werden sie so bald als möglich in den Studienfahrtenplan aufnehmen. Interessenten bitten wir um Vormerkung und Anmeldung.

## Veranstaltungen im Winter 1974/75

Am **Mittwoch, 12. März 1975**, wird Herr Dr. WOLFGANG IRTENKAUF um **19.30 Uhr** im Wilhelmispalais zum Thema »MÖRIKE und die Musik« sprechen. Dazu singt RAINER MATTES (Tuttlingen) Vertonungen von MÖRIKE-Zeitgenossen, HUGO WOLF und OTHMAR SCHOECK.

Im letzten Vortrag dieser Winterreihe werden wir wieder einmal den Bezirksheimatpfleger von Franken, Herrn Dr. ERNST EICHHORN, (Ansbach) bei uns haben. Herr Dr. EICHHORN ist uns mit seinen Führungen und seinem Vortrag im Jahre 1972 in bester Erinnerung. »Schwaben und

der südostdeutsche Raum« wird das Thema des **Mittwoch, 9. April 1975** sein. Wieder ist der Vortrag um **19.30 Uhr** im Wilhelmispalais. Herr Dr. EICHHORN wird besonders auf das Verhältnis von Schwäbisch Gmünd – Nürnberg – Prag eingehen und viele Lichtbilder dazu zeigen. Interessierte Mitglieder bitten wir um Anmeldung zu unserer beliebten Reihe »Kunst und Künstler«. Wir besuchen dabei kurzfristig Ausstellungen, Museen und andere besondere Veranstaltungen der Kunst und Architektur. Aufgrund Ihrer Anmeldung können wir Sie in diese besondere Kartei aufnehmen und rasch erreichen.



## Walter Kittel 80 Jahre alt

Am 9. Januar 1975 feierte Baudirektor a. D. WALTER KITTEL, langjähriger Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, seinen 80. Geburtstag. Aus diesem Anlaß hat unser Vorsitzender, Regierungspräsident a. D. WILLI BIRN, ein sehr persönliches Schreiben dem Jubilar zukommen lassen, das wir hier im Auszug wiedergeben dürfen.

«Lieber Walter Kittel, 80. Geburtstag bei guter Gesundheit, inmitten der Familie und der Freunde, mit ungebrochener Lust am Schaffen und Interesse an allem, was in der Welt geschieht, das ist ein Anlaß zum Freuen und Danken!

Ich bin glücklich, daß ich im Namen des Schwäbischen Heimatbundes, aber auch für meine Frau und für mich Dir sagen darf, wie sehr wir uns mit Dir freuen und wie herzlich wir Dir Dank sagen. Auf unserer Herbstfahrt nach Ballenberg konnten wir es erleben, wie rüstig Du Dich den Anstrengungen einer längeren Reise stellst, und wie brennend Du daran interessiert bist, die Idee, endlich auch in unserem Land ein Freilichtmuseum zu errichten, in anderen Köpfen leuchten zu lassen.

Der Schwäbische Heimatbund schuldet Dir Dank für den uneigennützigen Dienst, den Du als Vorsitzender des Vorstands durch neun Jahre hindurch geleistet hast. Für mich, den spät Dazugekommenen, war es von besonderem Eindruck, das reiche Material zu sehen, das Du gesammelt hast, um die Vorarbeiten für die Errichtung eines Freilichtmuseums zu leisten. Wie viele Fahrten, Besuche, Gespräche hast Du hinter Dich gebracht! Gewiß hast Du auch bei den behördlich Zuständigen mit Deinem Anliegen Gehör gefunden. Aber der nötige Griff in den Staatssäckel unterblieb, denn immer waren die Zeiten gerade besonders schlecht.

Zum Dank kommt deshalb der besondere Geburtstagswunsch, es möchten sich doch bald beim Staat Anzeichen bemerken lassen, die die Verwirklichung Deines großen Anliegens in greifbare Nähe rücken. Dazu kommen Wünsche für Deine und Deiner verehrten Gattin Gesundheit. Bleib noch lange der Unsrige!»

Den Glückwünschen unseres Vorsitzenden darf sich die Redaktion anschließen. Wer WALTER KITTEL ist, das hat der Text der Ehrenurkunde aus dem Jahre 1969 getreulich aufgezeichnet. Damals wurde KITTEL von der Mitgliederversammlung auf Antrag des Vorstands des Schwäbischen Heimatbundes zum Ehrenmitglied unseres Bundes ernannt. Sie gab damit zum Ausdruck, daß sie in Walter Kittel eines der persönlichen Leitbilder erkennt, die der Vereinsarbeit vorstehen. Der Text dieser Ehrenurkunde lautet:

Walter Kittel ist am 9. Januar 1895 in Stuttgart geboren. 1913 legte er im Dillmann-Realgymnasium die Reifeprüfung ab und wandte sich dann dem Studium neuerer Sprachen und Literatur zu. Nach dem 1. Weltkrieg entschloß er sich zum Studium der Architektur. Mit der 1922 bestandenen Prüfung als Diplomingenieur trat er in das Berufsleben ein, wobei ihn hochbauliche und landesplanerische Aufgaben besonders fesselten. 1922–1933 war er in Düsseldorf, Essen und Köln tätig. 1933 kehrte er als freischaffender Architekt nach Stuttgart zurück. 1935 wurde er in das Planungsamt der Stadt Stuttgart berufen, dem er, zuletzt als Oberbaurat, bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand angehörte. Er hat in diesem Amt als Architekt und Planer mitgearbeitet, wobei sein besonderes Augenmerk den Aufgaben des Naturschutzes und der Landschaftspflege galt.

Am 2. Juli 1960 wurde er zum Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes gewählt. Er hat in dieser Eigenschaft dem Verein in aufopfernder Weise neun Jahre gedient und ist ihm darüber hinaus mit seinem fachlichen Wissen und Können in ungezählten Fällen tatkräftig zur Seite gestanden. Getragen von einer starken Liebe zu Natur und Landschaft, nahm er an allen Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege lebhaften Anteil; besonders wertvoll war seine Mitarbeit in den Angelegenheiten der Gestaltung unseres künftigen heimischen Lebensraumes. Grundlage seines Handelns war dabei eine starke Verantwortung gegenüber der Heimat als geprägter Umwelt, wobei dem Verein auch seine universale, Musisches einschließende, Bildung zugute kam.

Nicht zuletzt steht deshalb in diesem Heft ein größerer, aktueller Bericht zum Thema Freilichtmuseen, der als verspäteter Glückwunsch der Redaktion an den Jubilar gelten möge.

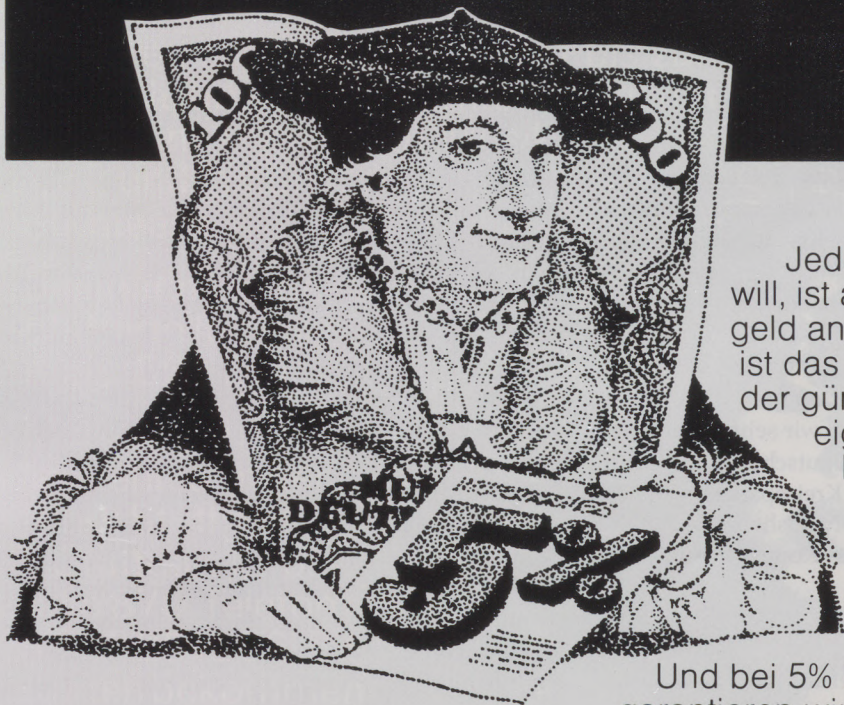
## Weiterer Zwischenbericht über Neresheim

Unsere Zeitschrift hat an dem Schicksal des Wiederaufbaus der Klosterkirche Neresheim durch zahllose Artikel und Hinweise, nicht zuletzt unter der Mitwirkung des unvergessenen PETER HAAG, Anteil genommen. Der Verein «pro Neresheim» hat jetzt zum Jahreswechsel 1974/75 über den Stand der augenblicklichen Situation berichtet. Wir entnehmen daraus, daß bei Einhaltung aller fest zugesagten Termine die Abteikirche Neresheim vollständig renoviert und in neuem Glanz im September 1975 wiedereröffnet werden kann. Dies ist der bisherige Weg der achtjährigen Restaurationszeit:

- der Dachstuhl über der großen Kuppel wurde völlig erneuert, die übrigen Teile des Dachstuhls und die Kuppeln selbst wurden gründlich saniert,
- die Fundamente der Kirche wurden durchgehend verstärkt; Arbeiten, die sich als unumgänglich erwiesen haben, da der Bau auf wasserführendem Trümmerge-



# Baugeld: 5%



Jeder, der heute bauen will, ist auf billiges Baugeld angewiesen. Deshalb ist das Bausparen der günstigste Weg zu den eigenen vier Wänden. Denn wenn Sie bei uns einen Bausparvertrag haben, zahlen Sie für unser Bauspardarlehen nur 5%.

Und bei 5% bleibt es auch. Das garantieren wir Ihnen.

Durch uns kommen Sie günstig zu den eigenen vier Wänden.  
*Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.*

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg und Hohenzollern bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Fachberatern sowie bei allen Sparkassen und deren Zweigstellen.

**Öffentliche **  
**Bausparkasse**  
**Bausparkasse der Sparkassen.**



- stein steht und nicht – wie angenommen – auf felsigem Grund,
- das durch Verwitterung und Schwammbefall gefährdete Mauerwerk wurde saniert,
- das alte Ziegeldach wurde durch eine wetterfeste Dachhaut aus Kupferblech ersetzt, die schädliche Witterungseinflüsse für lange Zeit ausschließt,
- der Ostturm wurde unterfangen, der Hauptturm und die Fassade wurden stabilisiert,
- die sieben berühmten Kuppelgemälde wurden gesichert und restauriert,
- die Fenster der Kirche wurden durchweg ersetzt.

Die «öffentliche Hand», das Land Baden-Württemberg, der Bund, die Diözese Rottenburg werden bis zum Abschluß aller Bau- und Renovierungsarbeiten die gewaltige Summe von nahezu 20 Millionen DM aufbringen. Die öffentliche Hand kann aber nur die reinen Bau- und Renovierungsarbeiten finanzieren.

Um die «volle Funktionsfähigkeit» der Abteikirche zu gewährleisten, müssen weitere Mittel anderweitig aufgebracht werden. Es sind dies: die Restaurierung der Orgel, die einen Aufwand von rund 750 000 DM erfordert (Neresheim besitzt eine der größten und wertvollsten Barockorgeln überhaupt) – die Restaurierung der Altäre, die kostbare Kunstwerke darstellen – die Beleuchtung der Klosterkirche – die Installation einer Lautsprechanlage – die Kirchenbestuhlung – die Instandsetzung der Außenanlagen und anderes mehr.

Der Verein «pro Neresheim» hat nahezu 1,3 Millionen DM bisher aufgebracht (!), aber er benötigt für die genannten Zwecke noch rund 200 000 DM. Dies kann aber nur durch Sonderspenden erreicht werden. Den Spendenaufruf des Vereins unterstützen wir sehr nachhaltig, deshalb nachstehend die Konten: Deutsche Bank AG, Filiale Aalen Konto Nr. 154 401; Kreissparkasse Aalen Konto Nr. 33 352; Raiffeisenbank Neresheim Konto Nr. 80 588 000; Postscheckamt Stuttgart Konto Nr. 1025-707.

## Lebensraum Altstadt

Im Spannungsfeld von Konservierung und Revitalisierung – die Rettung der Altstädte – unter diesem Thema stand ein zur Vorbereitung des «Europäischen Denkmalschutzjahres 1975» in Graz stattfindender internationaler Altstadtkongreß. Vertreter verschiedener europäischer Städte des Westens und des Ostblocks trafen sich hier alle mit dem gleichen Problem: Was wird aus den Altstädten? Können wir die Abwanderung der Jungen aus den Innenstädten stoppen? – Kann die alte Bausubstanz erhalten werden? Wie die Arbeitsgemeinschaft für Stadtgeschichte und Stadtforschung in Deutschland, so bekunden in Graz Stadtplaner, Architekten, Denkmalpfleger, Soziologen, Ärzte und Journalisten die Bereitschaft an der Erhaltung der Innenstädte mitzuarbeiten.

Wie kam es zu diesem 1. Internationalen Altstadtkongreß? Stadtplanungs- und Stadtverschönerungsamt hatten vor einigen Jahren begonnen, sich um die Auswanderung namentlich der jungen Generation aus der Altstadt zu kümmern. Von 250 000 Grazern leben heute noch 6000

in der Altstadt, vornehmlich alte Leute, die mit ihren alten Gebäuden verwachsen sind. Die Jungen sind mangels Komfort an sanitären Einrichtungen und am Wohnwert in die Randgebiete gezogen, wo auch die Luft besser ist.

Erhebungen wurden angestellt, Pläne wurden an Straßen und Plätzen aufgestellt und auch teilweise in die Wirklichkeit umgesetzt, eine Kosmetik, die nicht über den Verfall der Innen- und Hinterhöfe, der Innentreppe, der Laubengängen, der Torbögen und Fenstereinfassungen an den Stadtpalais und Bürgerhäusern hinwegtäuschen kann. Eine der schönsten Altstädte aus der Renaissance- und Barockzeit war in Gefahr, zu verfallen.

Die Arbeit der verantwortlichen Stellen machte keine rechten Fortschritte, bis ein Journalist und hinter ihm seine Zeitung die ganze Problematik aufgriffen, ein Signal setzten. Pläne bestanden, den Innenhof des «Grazer Landhauses», Sitz des Steirischen Landtags, für den Bau einer Tiefgarage zu unterminieren. Dies wäre wohl der Tod des bedeutenden Renaissancebaus gewesen. Abbrüche einiger Bauten des 17. und 18. Jahrhunderts für Bank- und Bürogebäude waren ein weiteres Ärgernis. Eine Aktionsgemeinschaft zur Rettung des historischen Ortskerns wurde ins Leben gerufen (Graz weist 200 Objekte auf, die unter Denkmalschutz stehen). Innerhalb von 1½ Jahren hatten sich über 100 000 Einwohner mit Ihrer Unterschrift für die Erhaltung des Stadtkerns ausgesprochen, voran der Landtagspräsident. Es wurden Sammlungen und Initiativen eingeleitet, den Bewohnern das Wohnen in ihrer Altstadt wieder interessant zu machen. Der Kraftfahrzeugverkehr, dessen Abgase die reichen Stuckfassaden und Steingewände der Renaissance und des Barocks zerstörten, wurde teilweise aus der Innenstadt verbannt. Die Luft wurde wieder reiner.

Fußgängerzonen, wenn auch nicht ganz konsequent, wurden angelegt. Der Innenstadtverkehr mit öffentlichen Verkehrsmitteln wurde aktiviert. Eine Möblierung der Fußgängerzonen, wenn auch vorerst nur mit abgeschnittenen Zementrohren als Blumenkübel, wurde begonnen. Weitere Maßnahmen sollen folgen: Die reizvollen Innenhöfe sollen freigelegt und zum Durchgang freigegeben werden. – Eine Strauch- und Baumbepflanzung muß folgen. – Die Laubengänge sollen in ihren ursprünglichen Zustand versetzt werden. – Die Möblierung der Fußgängerzonen soll optimal angestrebt werden. – Die Randsteine dieser Fußgängerzonen sollen raschestens verschwinden.

Wo kommt das Geld her?

Im Sommer 1974 hat der Steirische Landtag für Graz ein Altstadterhaltungsgesetz geschaffen, das als Grundlage für Erhaltungsarbeiten dient. Der Stadt werden Pflichten auferlegt. Die Grundstückseigentümer haben nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte, sie dürfen z. B. bis zu 50 % der Stockwerksfläche als Geschäftsfläche nutzen, was ein Anreiz für Investitionen sein soll.

Ein Altstadterhaltungsfonds wurde gebildet, dessen Kuratorium die Verteilung der Gelder bestimmt. Mittel kommen: von der Stadt, vom Land, vom Bund, von den Geldinstituten durch Aufnahme von Darlehen, Erträge



# Stuttgarter Nächte

ein Vor- bis Nach-  
Mitternachts-Cocktail  
mit etwas Pfeffer.

Wir servieren ihn: Jeden Mittwoch, Donnerstag und Freitag von 20 Uhr bis 01.30 Uhr. Treffpunkt der Nachtbummler: Am Rundfahrtbus vor dem Hotel Graf Zeppelin beim Bahnhofplatz.

Die (Programm-) Mischung: Sechs »Lokaltermine« vom Fernsehturm-Restaurant bis zum Nachtclub in der Altstadt, überall mit Drink, einmal mit einem kräftigen Vesper, dazu Musik, Tanz und (natürlich) Striptease.

Der (gar nicht gepfefferte Inklusiv-) Preis: 50.- DM.

Mehr sagt Ihnen das Verkehrsamt der Stadt Stuttgart, 7 Stuttgart 1, Postfach 870, Telefon (0711) 291256/57. Karten bekommen Sie in den Außenstellen des Verkehrsamtes im Hauptbahnhof, unter den Arkaden, und auf dem Kleinen Schloßplatz (Kiosk »Stuttgart Information«).

Veranstalter:  
Verkehrsamt der  
Stadt Stuttgart.





aus dem Fondsvermögen, und aus Stiftungen. Aus diesen Mitteln sollen die Mehrkosten abgedeckt werden, die aus der Erhaltungspflicht erwachsen.

Nach Vorträgen des Gastgebers kamen Vertreter der Bundesrepublik Deutschland, Jugoslawien, Italien, der Niederlande, der Schweiz, der CSSR, Ungarns und anderer österreichischer Städte (Wien und Salzburg) zu Wort. Alle haben ähnliche Probleme, die Altstädte so zu sanieren, daß die erhaltungswerte Substanz ganz am Leben bleibt, die Stadtkerne mit Leben zu erfüllen, um sie wohnlicher und menschenfreundlicher zu machen.

Sätze, wie der moderne Städtebauer sei erschreckend arm an Motiven seiner Kunst geworden, sollten den Fachleuten zu denken geben.

Die Charta des Europarates hat zum Europäischen Denkmalschutzjahr ein Weißbuch an die Gemeinden gegeben. Es haben 50 Gemeinden Objekte als Muster angemeldet für intrigierende Denkmalspflege. Man darf auf das Ergebnis gespannt sein.

Um der Bürger in den Städten willen ist zu wünschen, daß ein Umdenken bei den Verantwortlichen gelingt. Das Beispiel Graz sollte nicht aus den Augen verloren werden.

Helmut Erkert

## Wacholderheide, Grieshaber, Beutenlay

Es ist keine Schande, wenn man nicht weiß, wer oder was der Beutenlay ist. Des Rätsels Lösung: es ist das Naherholungszentrum von Münsingen. Die Idee wurde 1970 anläßlich des Europäischen Naturschutzjahres entwickelt: *Abseits vom großen Verkehr soll im Laufe der Jahre eine ideale und markante Spazierlandschaft auf unserer Albhochfläche entstehen, in der sich der Besucher zu allen Jahres- und Tagzeiten wohlfühlt und in der zu sehen ist, was uns die Natur in verschwenderischer Fülle schenkt: Einfache Schönheit, um die Harmonie des Lebens herzustellen, die der sogenannte Fortschritt vielfach in Frage stellt.*

Die Stadt Münsingen legt nun in 2. Auflage ein Büchlein vor, das mit 156 Seiten, vielen Abbildungen (alles zum Preis von 10,80 DM) eigentlich «Kleines Münsinger Hei-

matbuch» heißen sollte. Hier ist der reizvolle und glückliche Versuch gemacht worden, das Naherholungsgebiet Beutenlay in den Mittelpunkt zu stellen, von dem aus alles, was der Besucher wissen muß, abgehandelt wird. Was dieses empfehlenswerte Büchlein mit dem Schwäbischen Heimatbund zu tun hat? Oft sind die Wege, die wir gehen, verschlungen. Vielleicht erinnert sich mancher Leser noch des Aufrufes unseres Vorsitzenden WILLI BIRN, der zunächst in der von HAP GRIESHABER herausgegebenen Zeitschrift «Der Engel der Geschichte» 1973 und dann in dieser Zeitschrift erschienen ist. Damals ging es um die Erhaltung der Wacholderheiden, einem Charakteristikum unserer Alb. Wer den Aufruf nachlesen möchte: er stand in Jahrgang 1973, S. 126.

*Wer einmal erfahren hat, was Wacholderalb ist, was eine offene Landschaft den Millionen in den Industriestädten an ihrem Rand fürs Überleben bedeutet, der will, daß sofort gehandelt wird, das schrieb GRIESHABER damals. Und: Es ist nicht alles ganz dein, was du dein nennst, es ist eigentlich gar nichts dein, als die Wertsachen in deiner Brust, in dem feuerfesten und diebessicheren Kassenschränk deiner Seele. Deine Gärten, deine Äcker und Wiesen hast du erkaufte und bezahlt; aber was du nicht erkaufte hast, das ist der Tau und der Regen, der deine Gewächse trinkt, das ist die Luft und der freudige Sonnenschein.* Diese Sätze stammen nicht aus unserer Zeit, obwohl sie brandaktuell sind, sondern von einem Dichter, der schon vor über einem halben Jahrhundert gestorben ist: CHRISTIAN WAGNER.

Einer der Holzschnitte GRIESHABERS war der Beutenlay. In Münsingen las und warb er für die Idee, die der Schwäbische Heimatbund damals aufgegriffen hat. Wir waren Nutznießer dieser Aktion, für die wir zu unserem Eigentum am Oberen Leimberg bei Gosbach (Kr. Göppingen), näherhin am Gewann «Heidenküche», einer außerordentlich interessanten geologischen Stelle, Zuerwerb tätigen konnten. Die Aktion sollte nicht abgeschlossen sein. WILLI BIRN: *Man kann die Heimat nicht allein dem Staat und seinen Behörden überlassen. Jeder muß etwas tun. Zum Beispiel für die Wacholderheiden der Schwäbischen Alb.* Unsere Konten, auf die die steuerabzugsfähigen Spenden überwiesen werden können, stehen auf Seite 65. Übrigens ist die Spendenbescheinigung ein kleines Kunstwerk für sich!

---

## Anschriften der Verfasser

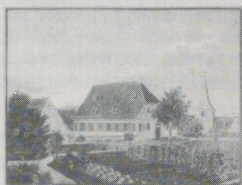
Heinz Bardua, 7052 Schwaikheim, Blumenstraße 22  
Prof. Dr. Hermann Bausinger, 7400 Tübingen, Schloß  
Prof. Dr. Martin Brecht, 7400 Tübingen, Klosterberg 2  
Thomas Brune, 7400 Tübingen, Philosophenweg 51  
Dr. Reinhard Bührlen, 7107 Bad Wimpfen, Frohnhäuserstraße 1  
Dr. Kurt Diemer, 7950 Biberach, Rollinstraße 9  
Helmut Erkert, 7150 Backnang, Schubartstraße 13  
Siegfried Greiner, 7271 Rotfelden, Lärchenweg 18 (bzw. Hirsau)  
Dr. Werner P. Heyd, 7238 Oberndorf, Redaktion «Schwarzwälder Bote»

Hans Peter Köpf, 7270 Nagold, Vollmaringerweg 30/1  
Willy Leygraf, 7400 Tübingen, Steinlachallee 36  
Dr. Werner Lipp, 7320 Göppingen, Eugenstraße 46  
Dr. Oswald Rathfelder, 7000 Stuttgart-Bad Cannstatt, Ebitzweg 51  
Dr. Adolf Schahl, 7000 Stuttgart-80, Saunastraße 16  
Dr. Heinz Herbert Schöffler, 7400 Tübingen, Stauffenbergstraße 39  
Prof. Dr. Herbert Schwedt, 6500 Mainz, Universität  
Dr. Ulrich Sieber, 7900 Ulm, Stadtbibliothek  
Wolfgang Zeller, 7000 Stuttgart-31, Greutterstraße 46



Carlheinz Gräter

## Mörike in Franken



# Mörike in Franken

von Carlheinz Gräter  
114 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.  
Ganzleinen. DM 14.80

Das liebevoll gediegen ausgestattete Buch ist mehr als nur „Bruchstück zu einer künftigen Biographie Mörikes“. Erstmals wird hier am Beispiel Frankens der Versuch unternommen, Land und Leute, Alltag und Werk des Dichters in ihren Wechselbeziehungen aufzuhehlen.

Fränkisch-Schwäbischer Heimatverlag, 885 Donauwörth, Reichsstraße 40

Zum  
Mörike-  
Jahr

## Suchen Sie Erholung

in unberührter Natur, in Ruhe und gesunder Luft, bei Wanderungen durch Wald und Heide, bei Wasser- oder Flugsport, bei Minigolf oder Tennis?

Kommen Sie auf das „**Gastliche Härtsfeld**“, das Land der Burgen und Schlösser auf der Ostalb an der Schwäbischen Albstraße!

Prospekte und Unterkunftsverzeichnis vom Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e. V. Geschäftsstelle 7921 Nattheim-Auernheim, Rathaus, Telefon (07326) 347

## Walter Münch/Gerd Maier

### Jakob Bräckle – ein oberschwäbischer Maler

84 Seiten mit 47 größtenteils farbigen Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. DM 27,50.

Mit diesem Band wird erstmals eine Monographie dieses oberschwäbischen Malers vorgelegt. Wie kein anderer hat Bräckle die Eigenart seiner Heimat in einzigartigen Bildern künstlerisch erfaßt und unverwechselbar dargestellt.



**Konrad Theiss Verlag**  
**Stuttgart und Aalen**

# Immer mehr machen Urlaub auf dem Bauernhof.

Die Gründe dafür sind einleuchtend. Anreise in nur wenigen Stunden und damit keine Reisesträßen.

Spaziergänge in gesunder Luft und in verträglichem Klima fördern Ihre Erholung. Für die Kinder wird das Leben auf dem Hof und der Kontakt mit Haustieren zu einem Erlebnis. In ungezwungenen Wochen finden auch Sie Stärkung, um im Streß des Alltags zu bestehen.

10000 Bauernhöfe heißen ihre Gäste herzlich willkommen. Sie erhalten Adressenverzeichnisse bei Ihrer Sparkasse.

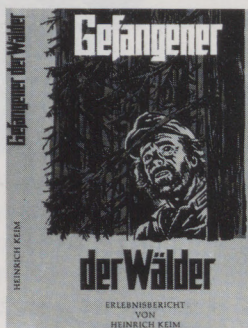


wenn's um Geld geht  
**Sparkasse**





## Das abenteuerlichste Gefangenenschicksal des 2. Weltkrieges



Erlebnisbericht

Ich floh 1946 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft und sah nach einer 11 Jahre dauernden Flucht und unvorstellbaren Erlebnissen 1957 als letzter Kriegsgefangener die Heimat wieder.  
Heinrich Keim

Der Verfasser schildert seine dramatische Flucht vor Stalins Häschern, grausame Winter und menschliche Größe und Hilfsbereitschaft bis zur Selbstaufopferung; ein Buch, das in die Tiefe der menschlichen Seele hinabsteigt. Es fesselt den Leser bis zur letzten Seite und läßt ihn mit vielen Gedanken zurück.

Ein Buch für die Familie und als Geschenk für gute Freunde. Bestellen Sie „Gefangener der Wälder“ direkt beim Verfasser. 176 S. Karton celloph. DM 11,- einschließl. Porto. Ganzleinen, mit Schutzumschlag DM 16,- zahlbar nach Empfang

H. Keim, 729 Freudenstadt, Frühlingsauweg

„DER HEIMKEHRER“, Stimme der Kriegsgeneration schreibt:

... Er war einer von Millionen, die zum Ende des Krieges in die Gefangenschaft der Sowjets gerieten, und doch ist sein Schicksal eines der ungewöhnlichsten der Nachkriegszeit. Vergleichbar mit dem jenes griechischen Königs Odysseus, der nach der Zerstörung Trojas zehn Jahre umherirrte. Neun Jahre dauerte diese Irrfahrt durch Rußland. Er wird gehetzt von Mensch und Tier – und muß letztlich doch kapitulieren. Zwei Jahre danach erst erreicht er seine Heimat.

## Karawane Studien Reisen

führen auf ausgefeilten Routen in die weite, lockende Ferne und zu lohnenden Nahzielen. Ehrenamtliche, wissenschaftlich ausgebildete Mentoren führen und betreuen Sie unterwegs in kleinen Gruppen.

Kommen Sie mit!

### Unsere neuesten Programme:

**Pfingsten/Sommer 1975**

**Herbst/Weihnachten 1975**

Gerne senden wir Ihnen unser Programm mit vielen Bus-, Bahn- und Flugreisen sowie Mittelmeerkreuzfahrten kostenlos und unverbindlich zu und würden uns freuen, Sie als Reisegast bei der Karawane begrüßen zu dürfen.



Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

**Büro für Länder- und Völkerkunde**

714 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Ruf 0 71 41 / 2 12 90



## Bleiben Sie leistungsfähig!

Versorgen Sie Ihren Körper mit wichtigen Mineralien. Auf die natürlichste und angenehmste Art. Trinken Sie Christophsquelle, die helfende Heilkraft seit Jahrhunderten. Damit führen Sie Ihrem Organismus wichtige Aufbaustoffe zu. Und fördern die Gesundheit von Magen und Darm. Christophsquelle gibt's beim Getränkehandel. Bezugsquellennachweis von: Christophsbad Göppingen, Dr. Landerer Söhne, 7320 Göppingen.

2/2

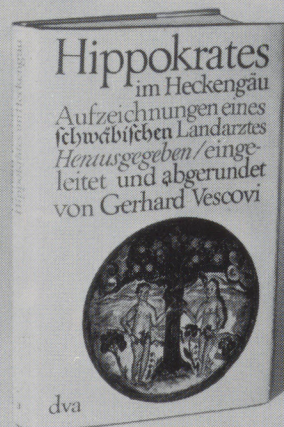
## So send se halt...

... die Schwaben, mit ihren Schwächen und kleinen Lastern.

Mit oft derb-deftigem Humor schildert ein schwäbischer Landarzt Erlebnisse und Erfahrungen aus seiner Praxis. Er stellt seine Mitmenschen in ihrer täglichen Umgebung, mit ihren alltäglichen, oft skurrilen Nöten vor.

236 Seiten, DM 26,-

**Deutsche Verlags-Anstalt**





Georg Richter

## Im Schwarzwald zu Gast mit Abstechern ins Elsaß

164 Seiten, Preis DM 14,60

Ein gastronomischer Reiseführer mit 112 Tips für anspruchsvolle Gäste.

Ausgewählt wurden diese Häuser aus der Klassifikation vom *überdurchschnittlichen* und *originellen* bis zum *komfortablen*. Das Buch bringt Aphorismen zur Gastronomie, erzählt Traktätchen über die Gastlichkeit und verrät uns einiges über die Geheimnisse der Küche dieser Häuser.

Georg Richter

## Am Bodensee zu Gast mit Oberschwaben bis Ulm und Ostschweiz

120 Seiten, Preis DM 13,40

80 Tips für anspruchsvolle Gäste

Dieser Bodensee-Wegweiser bietet Hinweise auf die Besonderheiten und Sehenswürdigkeiten des Bodensees und seiner Spezialitäten.

Der Leser wird mit renommierten und originellen Betrieben rund um den Bodensee, deutsche Ufer, Schweiz, Vorarlberg, Liechtenstein und Oberschwaben bekannt gemacht.

**Verlag G. Braun, 75 Karlsruhe 1**

Karl-Friedrich-Straße 14-18, Postfach 1709

## Touristik '75



Unser neues Sonderfahrtenprogramm enthält zahlreiche Ein- und Mehrtagesfahrten in interessante Zielgebiete. Wanderersonderzüge in die schönsten Gegenden unserer Heimat fehlen ebenso wenig wie

Fahrten zu den interessantesten Plätzen Europas. Unsere nächsten Tagesfahrten führen z. B. am

**Sonntag, 13. 4. 1975 nach Höchst (Odenwald)**  
**Donnerstag, 1. 5. 1975 nach St. Gallen/Appenzell**  
**Himmelfahrt, 8. 5. 1975 nach Weinheim (Bergstr.)**  
**Sonntag, 25. 5. 1975 nach Sélestat (Vogesen)**  
**Sonntag, 8. 6. 1975 nach Zürich**

Verlangen Sie unser Jahresprogramm 1975 beim nächsten Bahnhof oder rufen Sie uns an.



Generalvertretung Stuttgart West  
der Bundesbahndirektion Stuttgart

**7000 Stuttgart 1**

Arnulf-Klett-Platz 2

Telefon: (0711) 2092/5403

# Berger KLISCHÉE

Strichätzungen

Autotypen

Farbätzungen

Retuschen

## ein »Qualitätsbegriff«

# BERGER

## OFFSETREPRODUKTIONEN

Farblithos

Plakatproduktionen

Maschinenplatten

Willy Berger · 7000 Stuttgart-Feuerbach · Steiermärker Straße 104 · Tel. 850322



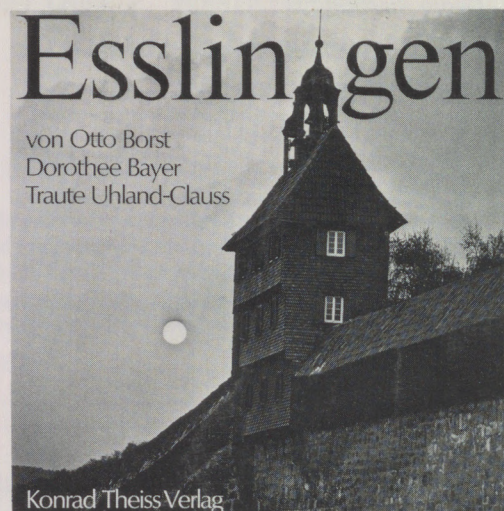
## BRILLEN Contact-Linsen

Optiker

# PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau





**Zwei**

## Bildbände die Freude bereiten

Text von Max Rieple. Fotos von German Hasenfratz und Fred Hugel. 128 Seiten mit 102 Bildtafeln, davon 16 farbig. 7 Vignetten im Text. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 32,-

In diesem großformatigen Bildband wird erstmals der gesamte neue Schwarzwald-Baar-Kreis in seiner ganzen landschaftlichen und kulturgeschichtlichen Breite vorgestellt.

Villingen-Schwenningen, Kreisstadt und wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt der Region, St. Georgen, die alte Benediktinergründung und moderne Industriestadt, Triberg mit seinen Wasserfällen und dem Schupp-Altar, Schwarzwald, Schonach und Furtwangen, die Wutachschlucht, Donaueschingen mit seiner „Donauquelle“ und Bad Dür rheim, das bekannte Solbad, sind nur ein paar Stationen auf Max Rieples Wanderung.

Dreisprachige Texte.

Texte von Otto Borst und Dorothee Bayer. Fotos von Traute Uhland-Clauss. 132 Seiten mit 77 teils farbigen, teils doppelseitigen Bildtafeln. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Bildband-Großformat. DM 38,-

Mit diesem neuen Buch liegt zum erstenmal für die Stadt Esslingen ein großformatiger umfassender Bildband vor, in dem sich Wort und Bild zu einem eindrucksvollen Städteporträt ergänzen. Rund 100 000 Einwohner, Schulen, Hochschulen, Industrie, ein mittelalterlicher Stadtkern und moderne Wohnviertel, Weinberge an den Hängen und Wald auf der Höhe, das ist Esslingen am Neckar, eine Stadt mit einer 1200jährigen Geschichte. Die Esslinger Fotografin Traute Uhland-Clauss hat die vielen Gesichter dieser Stadt in meisterlichen Bildern eingefangen, mit Sinn für Genauigkeit und Gespür für Atmosphäre. Idyllen und Realitäten bilden die künstlerische Palette, auf der die Farben für das Porträt dieser Stadt konzipiert wurden. So entstand ein Buch, das man immer wieder gern zur Hand nimmt.



**Konrad Theiss Verlag**  
**Stuttgart und Aalen**